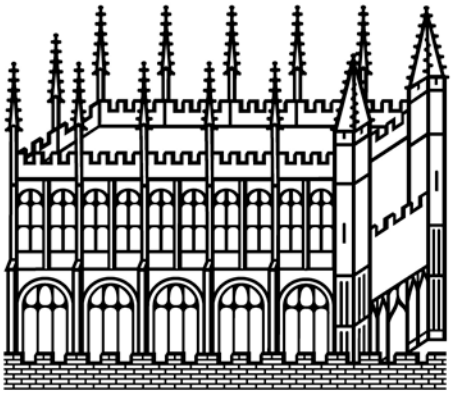


Bodleian Libraries

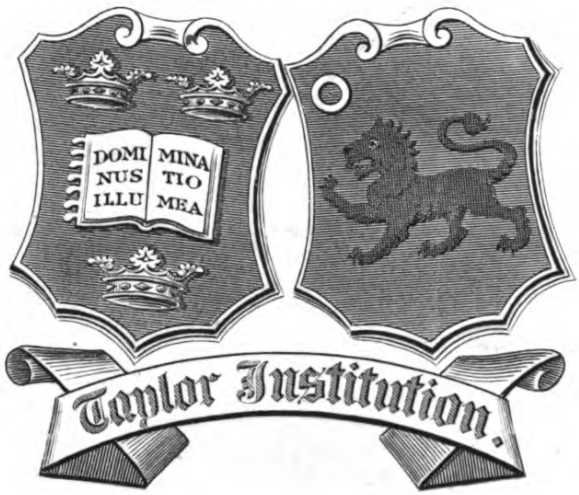
UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks

This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.



HB 385 A. 15

Theodor Storms

Sämtliche Werke in acht Bänden

Herausgegeben von Albert Köſter

Theodor Storms
Sämtliche Werke

Siebenter Band

Im Insel-Verlag zu Leipzig
1923

Ein Feſt auf Hadersleyhuus

Im vierzehnten Jahrhundert in Nordſchleswig war es, als dort im tiefen Buchenwalde der Ritter Claus Lembeck auf ſeiner Höhenfeſte Dorning ſaß. Sie war ihm nach dem Tode ſeines jütiſchen Weibes zugefallen; er hatte ſein Wappen, einen Geierkopf auf rotem Felde, über die Einfahrt des Außentores nageln laſſen und zog Wall und Gräben doppelt ſtark um ſich herum. Denn Waldemar Atterdag, der Dänenkönig, trug heimlichen Groll gegen den gewaltigen Mann, der einſt aus ſeinem grimmigſten Feinde ſein dienſtbefliſſener Kanzler geworden war, dann aber wiederum ihm abgeſagt und ſich zu den Grafen von Holſtein, den Schauenburgern, und zum Herzog Waldemar von Schleswig geſtellt hatte.

Es war damals gar wilde Zeit bei uns; der König berannte, wiewohl vergebens, die Feſte Dorning mit ſeinem Kriegsgeſchwader; dann ſchloß er Frieden und legte, mit Untreue im Herzen, ſeine Hand in die des Ritters. Als dieſer aber bald danach der tödlichen Nachſtellung des Atterdag nur kaum entronnen war, da zog er nach der Inſel Föhr, um dort ſich eine Burg zu bauen, und ließ die Feſte Dorning ſeinem älteſten Sohne. Das aber war nicht, wie ein Chroniſt dem anderen es nachgeſchrieben hat, der Henneke Lembeck, welcher ſpäterhin die Kieler in Not brachte, weil ſie einigen ſeiner ſtraßenräuberiſchen Burgleute den Kopf hatten vor die Füße legen laſſen; es ſtand noch einer zwiſchen ihnen, von dem jede Kunde faſt verſchollen ſcheint: der älteſte Sohn des vielberufenen Ritters war Rolf Lembeck und ſaß, wenn auch nur wenig Monde, auf Schloß Dorning. Er war nur halb vom Eiſenſtoffe ſeines Geſchlechtes, und lieber als im Harniſch ging er auf leichten Sohlen und in zierlichen Gewändern von Sammet oder Seiden; von ihm war nur ein jäh zerriſſenes Minneabenteuer zu berichten, das wie Mondlicht in die Wirrnis dieſer finſteren Zeiten fällt; doch damit hatten die Chroniſten nichts

zu ſchaffen. Und obſchon ſein Leben ein Vierteljahrhundert kaum erreichte, ſo war er doch ein deutſcher Ritter, blauäugig und mit blondem Haupthaar, von froher, leichter Jugend und von heißer Lebensluſt.

Ich aber weiß von ihm; und was ich weiß, das drängt mich heut, es zu erzählen.

Claus Lembeck wollte keinen Gelehrten aus ſeinem älteſten Sohne machen; aber gleich ihm, ja beſſer noch, ſollte er Kopf und Fauſt gebrauchen können, und dazu mußte beides gleich geübt werden. So hielt er ihm einen clericus, der den leichtlebigen Geſellen in den Wiſſenſchaften des Quadriviums umherführte; ſo ſandte er ihn danach — es war noch während der Peſtzeit — auf die Univerſität Paris, und der Junker begann ſogleich ein eifrig Studium: er lernte höfiſch fechten, er lernte tanzen und die Laute ſpielen, auch klingende Schanzunen dazu flechten, und was der ſchönen Künſte ſonſt noch waren; die ſchwereren ließ er den andern. Dann ward ihm noch ein fröhlich Jugendjahr auf der neuen universitas zu Prag, wo derzeit der deutſche König Carl ſeinen Hof hielt. Hier lernte er die großen deutſchen Dichter kennen, den Iwein und den Armen Heinrich Hartmanns von Aue, die Lieder des Öſterreichers von der Vogelweide, ſogar ein Stück von Wolframs Parzival hatte er geleſen; was aber ganz ſein Herz gefangen hatte, das war des Straßburger Meiſters Liebeslied von Triſtan und Iſolde.

Vor dem weit reichenden Namen ſeines Vaters tat manch edles Tor, ſogar das edelſte ſich auf. Bei einem großen Tanzfeſt im Hradſchin, das auch des Königs Gegenwart verherrlichte, war Rolf Lembeck der gewandteſten Tänzer einer und flog in den hohen kerzenhellen Sälen von einer Schönen zu der andern. Der König ſtand an einem Fenſter mit der jungen Gräfin von Jülich im Geſpräch; die braunen Augen der Dame aber folgten einem Tanzpaar. „Ei, Majeſtät, ſo

ſehet doch den feinen Junker," rief ſie, „der tanzet ja wie ein Franzos!"

Des Königs Augen waren den Tanzenden eine Weile gefolgt; dann hatte er genickt und einen Pagen abgeſandt, den jungen Tänzer herzufordern.

Rolf Lembeck aber hatte bei ſeiner Partnerin um Urlaub gebeten und dann, ſein blondes Haar zurückſtreichend, mit höfiſcher Verneigung ſich dem König vorgeſtellt. Der betrachtete ihn wohlgefällig; dann aber ſchüttelte er den Kopf, und ſich zu der Gräfin wendend, ſprach er: „Ihr irrt, ſchöne Frau! Von ferne möcht man's glauben; doch –, nicht ſo, Junker, Ihr ſeid mir nimmer ein Franzoſe?"

„Da Majeſtät mich ſolcher Frage würdigen," entgegnete Rolf Lembeck, „ich bin ein Holſte, königlicher Herr; aber ich war zwei Jahre auf der Univerſität Paris." Und lächelnd fügte er hinzu: „Bonarum artium causa, der ſchönen Künſte halber!"

„Und ſtudieret", ſprach der König, „die bonas artes jetzt in unſerem Prag?"

Der Junker machte eine ſchweigende Verbeugung. Dann durfte er erzählen, daß er Claus Lembecks Sohn im fernen Schleswig ſei, von deſſen Händeln mit König Waldemar das Gerücht auch hieher an des Königs Hof gedrungen war.

„Ich dachte nicht," ſprach dieſer, „Ihr wäret auf ſo hartem Stamm gewachſen; doch" – und er winkte huldvoll mit der Hand – „tanzet jetzt weiter und erfreuet unſere Schönen durch Eure bonas artes! Ihr ſollet mir ſpäter noch von Paris erzählen!"

Und Rolf Lembeck flog wieder in den Tanz zurück; wie begehrend war ſein roter Mund geöffnet, und ſeine Augen ſprühten blaues Feuer, wie er nach der Schönſten im Saale ausſchaute, und als er mit demütigem Neigen vor die Erwählte hintrat, ſchoß ein helles Freudenrot durch ihre Wangen.

Der König, der einen Teil ſeiner Knabenjahre in Paris verbracht hatte, hörte an ſpäteren Feſten dann des Junkers heitere Geſchichten, und als dieſer das prächtige Prag verließ,

nahm er den Ritterſchlag von des höchſten Herrn Hand als einen weiteren Schmuck mit auf die Heimreiſe. Der König aber, als ſpäter die alte Oberhofmeiſterin ihn darum angegangen, warum er dem jungen Holſten ſolche Ehre angetan, hatte lächelnd ihr erwidert: „Bonarum artium causa, Gräfin; er hat ſie trefflich ausſtudiert."

Rolf Lembeck war nicht aus eigenem Willen heimgegangen, ſein Vater hatte ihn gerufen; er hatte um ein ehelich Gemahl für ihn geworben, „denn" – ſo hatte er geſagt – „der Vogel muß eingefangen werden, die Flüchten wachſen ihm zu geile."

Das Weib war die junge Witib eines holſteiniſchen Ritters Hans Pogwiſch, der in den Kämpfen der Schauenburger Grafen wider König Waldemar vom Pferd gehauen worden; ſie ſelbſt aber war aus einem Nebenzweige der regierenden Schauenburger und mit Land und Sand nicht übel angeſeſſen. Ihr Sinn ſtand wohl darauf, ihr leeres Witwenbett zu füllen; aber mit Augen ſehen wollte ſie zuvor den jugendlichen Ritter nicht nochmals einen Ehegeſpons gleich dem Verſtorbenen.

Sie hatte während des Krieges ſich auf ihren holſteiniſchen Hof zurückgezogen, und als ihr Eheherr ihr dort ſterbenswund ins Haus gebracht war, ſaß ſie in Geduld an ſeinem Lager. Der Scharfrichter aus der nächſten Stadt war da geweſen, hatte verbunden und mit dem Apolloniuspflaſter zuſammengeklebt; aber er hatte dabei den Kopf geſchüttelt. Frau Wulfhild legte immer wieder naſſe Binden auf; ſie tat das wie ein anderes Geſchäft, das ſich von ſelbſt verſtand; die Ruhe auf ihrem ſchönen Antlitz aber war nicht die ſichere Hoffnung auf Geneſung des Verwundeten, denn es wurde heiterer, je bleicher Tag für Tag der Kranke wurde. Sie nickte und ſprach unhörbar zu ſich ſelber: „Geduld, noch eine kurze Weile!" Denn der jetzt unmächtig vor ihr lag, er hatte in Trunk und Spiel und wüſtem Lärm ſein Leben hingebracht; um grobhaariger Dirnen willen hatte er offen ſein ſchönes Weib verachtet.

Nur über einzelne Worte hatte er jetzt mitunter noch Gewalt; auch die, so hoffte ſie, ſollten bald verſtummen. Harrend ſaß ſie in dem dumpfen Krankenzimmer und hörte gleichgültig auf die Ratten, die in Scharen über ihnen auf dem Boden rannten. Aber der Sterbende wollte Ruhe haben: er griff jäh nach ſeines Weibes Hand und wies mit kaum erhobenem Finger nach der Zimmerdecke; das Wort vermochte er nicht zu finden. Sie ſah ihn ruhig an: „Soll ich ſie töten?“ frug ſie; und nach einer Weile brachte er es zuſammen; ſein Kopf verſuchte ein ſtummes Nicken: „Die Ratten!“ ſtammelte er.

Und ſie ließ Rattenkraut vom Schäfer holen, nahm ein Teil davon und legte das übrige in ihre Truhe. Darauf wurde es ſtill über dem Schlafgemach; die Ratten lagen im Todeskampfe zuckend in den Bodenwinkeln.

Aber der wunde Mann begann an einem Morgen ſchier verſtändlicher zu reden, und ſeine Flüche wurden kräftiger; da erſchrak ſein Weib und fürchtete, das böſe Leben mit dem Geſunden könne wohl aufs neue beginnen. Darum ließ ſie von dem Scharfrichter, deſſen geheimes Wiſſen ihr ſolche Sorge machte, und ſtatt ſeiner wurde ein Chirurgus beigeſchafft, deſſen Kunſt noch keinem Wunden aufgeholfen hatte. Der brachte andere Pflaſter und Heilmittel, und als er wieder auf ſeinen Klepper ſtieg, ſprach er mit rückgewandtem Kopf: „Seid frohen Mutes, edle Frau! Euer Ehebett ſoll nicht verwaiſet werden! Und morgen bin ich wieder da!“

Dann ritt er fort; das ſchöne Weib aber blieb am Torpfoſten ſtehen und ſah noch lange ihn ins Land hinausreiten. Ihr blondes Goldhaar zog ſie langſam durch die Finger, und ihre weißen Zähne zerbiſſen einen Strohhalm, den ſie aufgegriffen hatte. „Die Ratten!“ brach es plötzlich von ihren Lippen, und ſie fühlte, wie jählings ihr das Blut zum Hals hinaufſtieg. Aber ſie wurde es nicht los; es kam ihr immer wieder: „Die Ratten!“ Es verfolgte ſie auf Trepp' und Gängen, und in der Krankenkammer war es unverjagbar.

Und als der Abend kam, da trieb es ſie im Dunkeln zu der Truhe, und ihre zitternde Hand tappte nach dem Reſt des Pulvers. In dem Trunke, den Frau Wulfhild an dieſem Abend ihrem Eheherrn gab, trank er den Tod hinunter.

Zwei Tage ſpäter war in dem düſteren Hausgang die Leiche ausgeſtellt; doch nur Frau Wulfhild ſtand hoch aufgerichtet mit untergeſchlagenen Armen an der Totenlade und ſah mit immer größer werdenden Augen auf das harte Leichenantlitz: „Leb wohl, Hans Pogwiſch!“ ſprach ſie; „der Kampf iſt aus, auch zwiſchen uns! Ich hab deiner Hand mich ſchwer erwehrt! — Ein andermal — doch, das kümmert dich nicht mehr!“

Eine Dienerin war eingetreten mit den Trauergewändern auf den Armen; und ſchweigend wandte ſich die Witwe von dem Toten und ſchritt mit ihr zur Kammer, wo noch das Ehebett für ſie und den Gefallenen ſtand. Die Kammerfrau tat ihr das lange, mit ſchwarzen Tränen beſtickte Skapulier an und knüpfte die mönchsartige Hüftſchnur um den geſchmeidigen Leib; ſie aber hatte deſſen nicht weiter acht. Erſt als die Dienerin ihr zur Beſchau den Metallſpiegel vorhielt, fuhr ſie wie aus Träumen auf: „Das ſei Gott geklagt, der mich zur Witwe machte!“ rief ſie. „Ich habe darum doch nicht den Tod gefreit!“ Dann, mit raſcher Hand den Gürtel löſend, ſchleuderte ſie ihn von ſich und zerriß das feierliche Gewand in einem Ruck von oben bis faſt zum untern Saume: „Bring mir mein braunes Wollenkleid, das mag genügen!“ Und die erſchrockene Dienerin ſchritt ſchweigend aus der Kammer, um den Befehl der ſtrengen Herrin zu erfüllen.

Des Toten Sippe, da ſolches kund ward, ſah die Witib drob mit ſcheelen Augen an; Claus Lembeck aber hatte zu ſich ſelber geſprochen: „Das iſt das Weib für Rolf Lembeck; die wird den flüggen Vogel halten!“ Er ſah wohl, daß erſt jetzt die Lebensfülle dieſes Weibes ſich völlig auszuwachſen begann: die blauen Gluhaugen ließ ſie froh umherſchweifen, und das

wellige Goldhaar fiel ihr frei über den ſtolzen Nacken; doch ſo viele ihrer auch begehrten, ſie ſah noch keinen, dem ſie ſich jetzt ergeben mochte.

Da, an einem Frühlingsmorgen, trat Rolf Lembeck mit ſeinem Vater zu ihr ins Gemach. Die Stunde war vorher beſtimmt, und lange, mit ſteigendem Herzſchlag, war ſie auf und ab geſchritten; doch als die jugendlichen Geſtalten ſich jetzt gegenüber traten, fehlte nach der feierlichen Verneigung beiden das Wort der Anrede; wie erſchrocken über ihre Schönheit ſchauten ſie ſich an.

Claus Lembeck lächelte in ſeinen Bart: „Mein Sohn Rolf Lembeck, edle Fraue!“ ſagte er, „dem, wie ich ſehe, der Anblick Euerer Schöne ſchier den Mund verſchloſſen hat.“

Sie atmete tief auf: „Ihr ſcherzet, Herr Marſchall; Euer edler Sohn hat der Frauen wohl ſchönere geſehen zu Paris und draußen in dem Reich!“

Aber Rolf Lembeck rief: „Verzeihet, viel ſchöne Frauen; doch keine Schauenburgerin!“ Und beider Blicke ſanken in einander.

Dem alten Ritter gefiel es wohl, daß er eine Weile ſchier vergeſſen daſtand. Dann aber ſprach er: „Ich ſeh ſchon Eueren Willen; nur des Schreibers Kunſtwerk iſt noch vonnöten!“

Frau Wulfhild langte nach einer Schelle, die auf dem Tiſche ſtand.

„Was wollt Ihr, Fraue?“ frug der Ritter.

„Euch den Schreiber rufen,“ ſprach ſie lächelnd, „denn einen Vater möcht ich, wie Ihr ſeid, Ritter!“

„Dank, holde Fraue!“ rief der Alte. „Nun, Rolf, willſt du dieſes Weib aus deines Vaters Hand?“

Rolf hatte ſchon die ſchöne Frauenhand an ſeinen Mund gezogen und ſein beteuernd „ja“ geſprochen, als Claus Lembeck ein beſchrieben Pergament hervorzog: „Wir brauchen keinen Schreiber,“ ſagte er, behaglich nickend; „ich gehe nicht ohne

Rüſtung auf ſo zweifelhaftes Feld! Was Euch an Gütern eigen iſt, Frau Wulfhild, weiß ich; was ich dem Sohne gebe, mögt Ihr hieraus ſehen! Nun leſet, ob ich nach Euerem Sinn geſchrieben habe!"

Sie rollte das Blatt auf und ſah hinein; geleſen hat ſie nichts davon; es war auch nicht vonnöten, denn Claus Lembeck ſuchte in derlei Dingen niemanden zu hintergehen. Sie tauchte eine Feder in ihr Dintenfaß und ſchrieb in großen Zügen unter das Schriftſtück: „Wulfhild von Schauenburg, Hans Pogwiſch' Witib."

Und als zu zweit auch Rolf mit flüchtiger Hand den Entwurf der Eheakte unterzeichnet hatte, da war der Verſpruch getan, und Claus Lembeck ſagte wohlgefällig: „Mögen gräflicher Notarius und der Prieſter nun das Letzte tun!"

Frau Wulfhild ſtand mit geröteten Wangen und glänzenden Augen inmitten des Gemaches, zwei Finger ihrer weißen Hand in der des jungen Ritters; als aber itzt die Männer ſich verabſchieden wollten, neigte ſie ſich zu dem jungen und ſagte leiſe: „Den Kuß nun, den Verlobungskuß, Rolf Lembeck!" Als aber der Kuß gegeben und genommen war, ergriff ſie heftig ſeine beiden Hände, und ſich aufrichtend, faſt mit ihm zu gleicher Höhe, ſah ſie mit ihren brennenden Augen in die ſeinen: „Ihr wart im Reich, Rolf Lembeck!" rief ſie, und wie aus heißer Leidenſchaft klang es herauf: „Der Frauendienſt ſoll dort noch umgehn; ich aber will den Gemahl allein! Verflucht die Lippen, die ein ander Weib berühren!"

Rolf Lembeck war ſchier erſchrocken; doch als er ſie in ihrer wilden Schöne vor ſich ſah, da riß er ſie an ſich und küßte ſie inbrünſtiglich und rief: „Das mag ums Leben gehen, Wulfhild!"

Der Alte aber ſprach in ſich ſelber: „Das Werk iſt wohlgefeſtet."

— — Die Männer hatten ſich verabſchiedet; die Frau war im Gemach zurückgeblieben; ſie ſtand und horchte den Schritten nach, die in dem Saal verhallten, der vor ihrem Zimmer lag;

dann konnte ſie's nicht laſſen, die Tür zu öffnen, als wolle ſie die Spuren des ihr eigen gewordenen ſchönen Mannes noch auf den Dielen ſuchen. Als ſie ſich umblickte, ſah ſie auf einem Schemel, hart an der Tür, den Schreiber Gaſpard ſitzen; ſeine braune Gugelkappe, die hinten mit dem gleichfarbigen Rock zuſammenhing, war ihm von dem kurzen Schwarzhaar abgeglitten, ſo daß ſie mit Schwanz und Kugel ihm im Nacken hing; er ſaß mit gekreuzten Beinen und ſah mit ſchief herabgeſenktem Kopfe auf die Dielen, als wolle er dort etwas mit ſeiner ſpitzen Schnabelnaſe aufpicken. Es war ein ſeltſamer Geſell mit einem ſcharfen ältlichen Geſicht; er miſchte ſich gern in anderer Leute Sachen und war voll Lied- und Spruchweisheit; das Geſinde aber nannte ihn „Gaſpard den Raben", und der Rabe galt viel bei ſeiner Herrſchaft.

„Du biſt es?" ſprach die ſchöne Frau. „Was haſt du hier Geſchäfte?"

„Keine, Herrin; ich dachte ſie bei Euch zu finden," entgegnete er, ohne aufzuſehen.

„Sie waren beſchafft," ſagte ſie; „es gab nichts mehr für dich."

„Ich weiß, ich weiß!" Dann ſang er mit ſeiner ſcharfen Stimme leiſe vor ſich hin:

„Der gülden Hahn mit ſieben
— Darum iſt er der Hahn —
Er geht mit ſieben Hühnern,
Mit Scharren und mit Dienern —
Das kann er gar nicht lan!"

„Laß nur den Narren, Gaſpard!" rief die Herrin. „Was treibſt du hier?"

„Das Lauſchen iſt ein undankbar Geſchäft!" ſagte er.

— „Und haſt es doch getrieben?"

„Für Euch nur, edle Herrin!"

— „Warum ſiehſt du vor dich auf die Dielen?" frug ſie wieder.

„Auch für Euch, edle Herrin!“ ſprach er. „Ich ſah dort guten Rat; aber ich ſeh itzt, es lohnt nicht mehr, ihn aufzuheben.“

Sie lachte: „Hab Dank; ich habe ihn ſelber ſchon gefunden! Das aber ziemt dir nicht, daß du die Schauenburgerin den Hühnern beizählſt; dank es meinem Glück, daß ich dir die Strafe ſchenke!“

Gaſpard zog Naſe und Mund herunter, als müſſe er eine neue Weisheit niederſchlucken; dann ſprang er mit raſcher Bewegung in die Höhe, um ſeiner Herrin das Gewand zu küſſen.

Als die Hochzeit auf dem Hof der Braut gehalten war, zog Claus Lembeck nach der Inſel zu ſeinem Burgbau; der Baumeiſter hatte ihn gerufen, denn zwiſchen den Werkleuten, da die dortigen Männer meiſt auf Seefahrt waren, befand ſich viel fremdes und wüſtes Volk, ſo daß des mächtigen Bauherrn eigene Perſon vonnöten war; auch ſtand das Werk ſo weit gediehen, als dieſer den Plan genehmigt hatte. Die jungen Eheſponſen aber zogen in der Frühe eines heiteren Aprilmorgens mit einem Gefolge von Dienern, Amtleuten und Frauen zu Wagen und zu Roſſe nordwärts hinauf durch Schleswig nach dem Schloſſe Dorning. Sie ſaßen nicht in weichen Kiſſen: neben einander, aber jeder auf eigenem Roſſe — Frau Wulfhild auf ihrem lichten Schimmel, auf ſeinem ſchwarzen Hengſte Rolf — waren ſie an der Spitze des Zuges geritten; doch oftmals drängten die Tiere ſich zuſammen; dann warf das Weib ſich mit der Bruſt zu ihm hinüber, daß Rolf nur kaum den Hengſt bezwingen konnte.

Der Tag war heiß geworden, und es war ſchon Nachmittag, als ſie den Weg zur Burg hinaufzogen. Als ſie oben durch den erſten Mauerring geritten waren und die Hufen ihrer Pferde auf die Zugbrücke ſchlugen, die über den tiefen Zwinger herabgelaſſen worden, ſah Frau Wulfhild unter ſich hinab auf

das Heer von ſpitzen Pfählen, womit der Graben angefüllt war: im ſelben Augenblick drang von drunten hinter einer Pforte ein wild Geheul herauf. „Was iſt das?“ frug ſie den jungen Ehegemahl.

„Da drunten, Wulfhild? Das ſind meines Vaters liebſte Hunde; er läßt ſie nachts im Graben laufen, ſobald die Brücke aufgezogen iſt. Wir wollen ſie töten laſſen, denn es ſind grimme Wölfe, und ſtatt der Spitzpfähle ein Würzgärtlein mit Blumen pflanzen!“

„So?“ ſprach ſie ſinnend. „Nein, nein, laß mir die Wölfe! Ihr habt einen weiſen Vater, Rolf!“

„Nach Euerem Willen, hohe Herrin!“ rief der Ritter fröhlich.

Aber vor ihnen vom Pfortenturm blies itzt der Wächter immer mächtiger, und drunten aus der weit offenen Torfahrt drang Getöſe und Waffenſchall; da ſpornten ſie ihre Roſſe und ſprengten ihrem Geleite voran hinein. In der Mitte des Hofes, um die ſchon grünende gewaltige Linde, ſtanden Burgleute und Geſinde und begrüßten ſie mit lautem Zuruf: „Heil Ritter Lembeck, unſerem Herrn! Heil ſeiner ſchönen Fraue, Heil!“ Sie zügelten ihre Roſſe, und Wulfhilds Auge flog wie herrſchend über die dichte Schar; als aber die Leute jetzt zurücktraten, wurde ein Brunnen bloß, in deſſen ſteinernem Überbau der Eimer hing. „Ha, Waſſer!“ rief ſie. „Wer reicht mir zum Willkomm einen Trunk dort aus der Tiefe?“

Da ſtürzten Männer und Weiber an den Brunnen, und ſie hätten den Eimer abgeriſſen; aber er hing zum Glück in Ketten und fuhr raſſelnd in die Tiefe. Bald trat der Burgwart mit einem Glaspokale aus dem Schloßtor, und nachdem er mit dem klaren Quell gefüllt war, bot der Alte ihn der Herrin dar.

Sie hob ihn auf, daß die Sonnenſtrahlen hindurchblitzten; dann trank ſie und rief: „Das Waſſer iſt gut hier auf der Burghöh; aber, ihr Leute, Frau Wulfhild wird auch ſorgen, daß es an Met und Fleiſch nicht fehle!“

Da erhob ſich neuer Zuruf, und dazwiſchen ſcholl von draußen das dumpfe Geheul der Wölfe. Rolf Lembeck aber flüſterte zu ſeinem Weibe: „Du wirſt gefährlich, Wulfhild; du willſt alles, mich und meine Leute!“

Sie lächelte nur; doch als ſie drinnen im Gemach den ſchönen Mann allein hatte, umſchlang ſie ihn mit ihren feſten Armen: „Dich will ich, dich, Rolf! Was kümmert mich das andere!“

Der junge Eheherr ſah ihr in die zärtlichen Augen, als ob er Rätſel löſen ſolle.

Im Hofe draußen war es allmählich leer geworden; nur Gaſpard der Rabe, den die Herrin nicht zurückgelaſſen hatte, ſaß noch unter der Linde auf der Steinbank, die um ihren Stamm herumlief. Sinnend ſaß er; er kannte ſeine Herrin: es war vom Blut des großen Gerhard in ihr; die Kunkel war ihr nicht genug. Mitunter fuhr ein dünnes Lachen durch ſeine ſchmalen Lippen; dann, wie mißbilligend, ſchüttelte er den Kopf: „Hüt dich, Frau Wulfhild!“ — leis, doch in ſcharfen Akzenten rief er es gegen das Burgtor hin — „der Vogel iſt noch nicht dein eigen!“

Der Rabe hatte gekrächzt; ein Hauch des noch verborgenen Wetters mochte ihn geſtreift haben; woher es kommen ſollte, wußte er nicht. Ich aber will es jetzt erzählen.

Eine Meile von Dorning gegen Oſten, hinter dem Dorfe Hammelef, lag das ſpäter im ſechzehnten Jahrhundert abgebrochene Schloß Haderslevhuus; man nannte es auch eine Bergfeſte, denn wie jenes lag es in dieſem höhenarmen Lande auf einem Hügel von wenig über achtzig Schuh. Alter Buchenwald bedeckte dieſen und begrub faſt das Schloß in ſeinen Wipfeln; aber auch nach Oſten breitete er ſich aus, doch ſo, daß dort ein ſchmaler Sandweg dicht an der jäh abfallenden Hügelwand vorüberführte und den Hinaufblickenden den oberen Teil des ſtumpfen Schloßturms ſehen ließ. Wer etwas weiter ging, gelangte an eine von den älteſten Bäumen überwölbte

Auffahrt, die in Windungen zum Schloß emporführte; wer nicht dahingehörte oder dort nichts zu ſchaffen hatte, den brachte der Weg, um tauſend Schritte weiter, in die Stadt hinab. — Vor Beginn jenes Sandweges aber führte ein anderer, breiterer Weg zu Weſten in weitem Bogen um den Schloßhügel und durch die freie Landſchaft nach demſelben Ziele. Dies war der gewöhnliche Stadtweg; denn in dem anderen war vor Jahren ein Bauerburſch vom Wolf zerriſſen worden, und die Leute gingen dort nicht gern.

Die feſte Burg, von deren Urſprung ſchon derzeit keine Kunde geweſen zu ſein ſcheint, war mit den Wäldern und ſonſtigem Landbezirk ſeit Jahren im Pfandbeſitz des Dänenkönigs Waldemar Atterdag, wenngleich ſie zu dem Leibgeding der Witwe des Herzogs Erich gehörte. Ein ſchleswigſcher Ritter, Hans Ravenſtrupp, ſaß als Schloßhauptmann des Königs dort, ein Mann von gewaltigem Körperbau. Halbwüchſig war er einſt ein wilder Geſell geweſen und von raſcher Fauſt; er hatte den eigenen Bruder einmal faſt im jähen Zorn erſchlagen. Doch je mehr ſeine mächtige Geſtalt ſich auswuchs, je mehr er gefürchtet, ja als überlegener Streitentſcheider aufgerufen wurde, um ſo milder wurden ſeine Sitten; dazu half ihm auch ſein froh und gut Gemüt, das ihm der Herr mit auf die Welt gegeben hatte. So war er ein glücklicher und feſter Mann geworden. In einigen Händeln ſeines Königs hatte er grimmig und mit Glück gefochten; kam er dann heim mit ſeinen Burgleuten, ſo ſtanden vor der offenen Torfahrt ſein zartes dunkles Eheweib, drei Söhne und zwei Töchter, alle voll Kraft und Wohlgeſtalt, und ſchwenkten grüne Buchenzweige in den Händen; dann ſprang er von ſeinem Streithengſt, und ſie gingen über den Hof in das große Tor der unteren Halle, das erſt vor wenigen Jahrzehnten von der Herzogin hier gebrochen war; und Glück und Friede gingen mit. Zogen an Sommerabenden dann Wanderer oder Reiter unten durch den Sandweg, ſo hörten ſie manches Mal ein

Lachen oder Rufen von frohen Kinderſtimmen über ſich; dazu wohl eine tiefe Männerſtimme, die beruhigend dazwiſchen ſprach. Die gehörte dem Ritter Hans Ravenſtrupp, der hier ſeine Abendmuße mit Frau und Kindern teilte; denn der Burggarten, den ausnahmsweiſe dieſer fürſtliche Bau beſaß, lag dort hinter ſtarken Mauerzinnen. Die Hügelwand freilich fiel hier ſteil und kahl hinab; aber hart daran war eine italiſche Pappel, derzeit eine Seltenheit hierzulande, ſo hoch hinaufgewachſen, daß ſie die Mauer wohl um zwanzig Schuh noch überragte. An einem ihrer oberen Zweiglein flatterte jetzt an leichtem Faden ein Kunſtſchmetterling aus bunten Hahnenfedern, den die ältere Schweſter Heilwig angefertigt und den der Vater dort befeſtigt hatte. Der älteſte Knabe ſtand hinter den Würzebeeten an dem Taxusbuſche, ſeine geſpannte Armbruſt in der Lage; die Jüngſte, die kleine ſüße Dagmar, hatte die Mutter auf den Arm genommen, damit ſie alles ſehen könne. Nun kam aufs neu ein Lufthauch, der den Sommervogel flattern machte. „Schieß!“ rief der Vater, und der Bolzen flog von des Knaben Armbruſt; eine Feder ſtob aus dem Schmetterling und wurde von dem Winde hoch in die Luft getragen. Da klatſchten alle in die Hände, der Vater und die Mutter auch, und die ſüße Dagmar ſchlug ihr Kinderlachen auf und ließ nicht ab, ſich ihre Händchen rot zu patſchen.

— Es wurde alles anders. — Einige Jahre ſpäter, es war an einem Nachmittage des Septembers 1349, da der Ritter mit ſeinem Schreiber an der Arbeit ſaß, kamen die damals elfjährige Dagmar und der um ein Jahr ältere Bruder Axel mit erſchreckten Geſichtern zu ihm hineingeſtürzt. Etwas unwillig blickte er auf: „Was iſt? Was habt ihr, Kinder?“

Sie waren faſt außer Atem; aber Dagmar, das ſchmächtige Ding, war, wie um Furchtbares zu erzählen, mit erhobenen Armen vor ihn hingetreten.

„Nacht!“ rief ſie. „Es wird Nacht, Vater!“ Und aus dem ſchmalen Geſichtlein ſahen die ſchwarzen Augen zu ihm auf.

Der Ritter blickte um ſich: ſie hatte recht, die Sonne war erloſchen; die Wände des Gemaches ſtanden öd und lichtlos.

„Ja, Herr,“ ſagte der Schreiber; „es fällt wie Aſche auf die Schrift.“

„Nein, Ringang, nicht wie Aſche!“ rief der Knabe; „ich ſah es: im Norden, weit hinaus, ſtieg ſchwarzer Nebel aus der Erde und ſchwimmt wie eine Wolke auf uns zu; ſeht nur, es wird ganz finſter hier! Kommt, kommt mit hinaus!“

Die Kinder faßten beide die Hand des Vaters; und er ließ ſich von ihnen aus dem Gemach und nach dem ſtumpfen Turm hinaufziehen; auch die Mutter mit der älteren Tochter und die beiden älteren Söhne ſtießen auf dem Wege aus Hallen und Gemächern zu ihnen. Als ſie die Platte des Turms erſtiegen hatten, ſtand ſchon ein Teil des Geſindes dort und wich ehrerbietig an die Seite; alle ſchwiegen, nur die alte Schaffnerin flüſterte mit ihrer heiſeren Stimme zu dem einen oder anderen: „Die Zeichen des Herrn erfüllen ſich! Wißt Ihr noch, da um das Julfeſt dreizehn Kühe jählings wild geworden! Und da wir nach dem Backen das erſte Gerſtenbrot anſchnitten, ſchnitten wir nicht in ſchwarzes Blut? Des Herrn Gericht! O alle Heiligen, ſeid unſre Helfer!“ — Aber niemand antwortete ihr.

Die Schloßfrau hatte die Hand ihres Mannes ergriffen, und bald lagen alle Kinderhände in der ſeinen; denn ſchon hatte das ſchwarze, von Norden kommende Dunſtgeſpenſt ſich über ſie gebreitet und ſank in furchtbarem Schweigen auf die Erde.

„Kommt!“ ſprach der Ritter leiſe, indem er mit den Seinen zuerſt die Treppenſtufen hinabſtieg. Und alle folgten ihm nach unten zu der kleinen Burgkapelle, deren Torklinke nur noch mit tappender Hand zu finden war. Drinnen aber zogen ſchwarze Nebelflocken unter der gewölbten Decke und verbargen das Antlitz des crucifixus über dem Hauptaltar; und von dem Bilde

der Mutter Gottes ſcholl die zerriſſene Stimme der alten Schaffnerin: „O heilige Jungfrau, deine Augen! Wo ſind deine Augen?“ Alle lagen auf ihren Knien in den Stühlen und beteten ſtumm und ſchrien mit gerungenen Händen zu Gott und allen ſeinen Helfern.

Sie hätten es ſich ſparen können; denn der ſchwarze Tod war gekommen, der die Welt leer fraß, und gegen den nichts half als ſterben.

In ſelbiger Nacht noch blies er den jüngſten Knaben an, und ſein Eingeweide brannte, ſeine Lippen wurden wie Ruß, und am dritten Tage war ſtatt des ſchönen Knaben ein ſchreckhafter blauſchwarzer Leichnam auf dem in Todesqual zerwühlten Bette; dann griff er nach der ſchönen älteſten Tochter; dann nach den beiden andern Söhnen; und ſie ſtarben alle, alle. Hallen und Gemächer dufteten Tag für Tag nach friſchem Gras und Thymian, das gegen die böſe Peſtluft überall geſtreut wurde; aber die Mutter Erde und ihre Kräuter hatten keine Heilkraft mehr; es war, als ob ſelbſt Gott der Herr die Macht verloren habe auf ſeiner Erde.

Ein paar Monde ſchien dann das Sterben im Schloſſe aufzuhalten; da eines Tages trat die Schloßfrau zu ihrem Eheherrn in ſein Gemach, gekrümmten Leibes, mit entſtelltem Antlitz. „Benedikte!“ ſchrie er.

— „Ja, Hans, ich muß nun auch von dir!“

„Du nicht! Du nicht, Benedikte!“ Und er ſtreckte ſeine Arme nach ihr aus. „Herr Gott, wo biſt du? Herr, ſchütze deine Menſchen!“

Aber bevor er ſie berührete, war ſie mit ihrer letzten Kraft entflohen. „Ade, du mein Herzenstrauter! O ſüße Dagmar!“ So rief ſie noch zurück.

Er hatte ihr folgen wollen, aber ein bewußtloſer Schrecken hatte ihn feſtgehalten; dann ging er taumelnd nach ihrem Ehegemach; aber es war leer, und ſeiner Sinne unmächtig, ſank er auf das große Bett.

Die Schaffnerin, die noch lebte, fand ihn am andern Tage; aber ſie erkannte, daß das große Sterben ihn nicht ergriffen habe.

Während ſie ihn pflegte, war ſein Weib verſchwunden, und Dagmar, um die ſich niemand kümmerte, das blauſchwarze Haar wirr um ihr blaß Geſichtchen, lief, nach der Mutter weinend, durch Hall' und Gänge. Da wollte eine der Dirnen ein Gewandſtück aus einer entlegenen Kammer holen; aber ſchreiend ſtürzte ſie zurück, denn auf einem alten dort ſtehenden Bette lag ein ſchwarzer Leichnam, dem die Abendſonne das Geſicht beſchien. Da die anderen Dirnen hinzukamen, ſahen ſie, es ſei die Schloßfrau, die einſam hier geſtorben war.

Als der Ritter aus ſeinem Wirrſal aufwachte, war ſein Weib nicht mehr im Hauſe. Die Kinder lagen drunten auf dem nahen Kirchhof; der aber hatte lang ſchon keine Erde mehr für neue Tote; ſeitwärts vom Walde war eine Niederung, dort hatte man mit Pfählen ein Viereck ausgeſchlagen, wohin nun alle gebracht wurden, die der Tod erſchlug. Draußen auf dem „Peſtacker" war auch des Ritters Weib vergraben worden; ſo erzählte man ihm jetzt.

Er erwiderte kein Wort auf dieſe Kunde; aber er erhob ſich bald von ſeiner Bettſtatt. Den Gürtel loſe um den grauen Leibrock geſchlungen, die Otterkappe in die Augen gedrückt, ſchritt er langſam durch alle Hallen und ſich kreuzenden Gänge des ganzen Baues, treppauf und -ab; mitunter riß er eine Tür in ihren ſchweren Angeln auf, er ſtand wie hinterſinnig auf der Schwelle und blickte in das düſtere Gemach; aber die Zellen waren alle leer und totenſtill; wo die Älteſte geſchlafen hatte, lag in der Fenſterbrüſtung noch das verhungerte Rotkehlchen, das der kleine Axel ihr einſt gefangen und jubelnd heimgebracht hatte; niemand hatte die Zellen öffnen dürfen, ſeitdem die jugendlichen Geſtalten als furchtbare Leichen dort herausgehoben waren.

Das Leben und die Arbeit lag danieder, alle Ordnung und Geſchäft war aufgelöſt; aber jeden Tag, morgens und wenn

die Sonne niederſank, machte der Ritter ſeine düſteren Gänge durch die Burg; er rechnete nicht mit ſich, weshalb; es war auch Sonſtiges nicht für ihn zu tun. Ein paarmal war Dagmar ihm leiſe nachgeſchritten, aber er ſah nicht rückwärts; auch als ſie in Angſt und Sehnſucht ſtärker auftrat, ſchloſſen nur ſeine Hände auf dem Rücken ſich feſter in einander, und ohne ſonſtige Bewegung ſchritt er weiter. Da blieb ſie ſtehen, legte die Finger auf ihre zitternden Lippen und verſchluckte ein paar Tränen, die ihr aus den Augen fielen; dann kehrte ſie um und ſuchte bei der alten Schaffnerin ihren ſtillen Unterſchlupf.

Nur einmal, da bei ſeinem Vorübergehen das blaſſe Geſichtlein ihn ſo ſtumm und flehend angeſehen hatte, ging er auf ſeinem Totengang nicht weiter. Er gedachte plötzlich einer Baſe ſeines toten Weibes, die einſt in ihrer Jugend am Thüringer Hofe auf kurze Zeit zu den gelehrten Frauen gezählt worden ſei; denn ſie verſtand zu leſen und zu ſchreiben, hatte ſogar den Virgilium ſtudiert; auch Paramentenſtickerei und derlei Künſte hatte ſie verſtanden. Sie war nun alt und lebte in einer kleinen Stadt von einem Rentlein, welches ihr die Sippe gab.

Der Ritter ging in ſein Gemach; er ſetzte ſich an ſeinen Schreibtiſch und lud die Baſe ein, zu Zucht und Lehre Dagmars in ſein Haus zu kommen. Und nicht lange, ſo war ſie mit ihrem kleinen Hausrat eingerückt; darunter fanden ſich ein Päckchen Pergamentrollen und beſchriebener Blätter, eine ſauber geſchnitzte Mutter Gottes und eine kleine Anzahl von Glasſcheiben, für welche man auf ihr Verlangen das ſonſt nur mit dünnen Därmen beſpannte Fenſter ihrer Kammer zurichtete.

Seitdem lebte und ſchlief Dagmar mit der Baſe. „Wir wollen es gut mitſammen haben, Kind!“ ſagte die Alte, da ſie zum erſten Mal ſich neben dem Mädchen in ihren breiten Seſſel ſetzte.

Und Dagmar ergriff ihre beiden alten Hände.

— „Aber du zitterſt, Kind!“ rief die Baſe.

„Ja, Baſ', ich war hier ſo allein!"

Und die alten guten Augen ſahen zärtlich auf das blaſſe Ding; aber Dagmar zitterte noch immer, ſie war der Liebkoſungen zu lang nicht mehr gewohnt. Allmählich, erſt nach Monden, brach wieder ein zartes Rot durch ihre Wangen, und der ſüße Augenſchein war wiederum darüber; und wenn noch ſo alt, ſie hatte itzt doch eine, zu der ſie gehörte, die keine andere in ihren Arm nahm als nur ſie.

Der Ritter aber war am Ende ein finſterer Mann geworden; die Luſt und Güte ſeines Herzens war bei den Toten; gegen die Lebenden war ſeine Hand von Eiſen.

So ging die Zeit um ein paar Jahre weiter. Der König hatte harte Abgaben auferlegt, die härteſte war der Viehzehente, und für falſche Angabe des Viehbeſtandes waren ſchwere Bußen ausgeſchrieben. Der Schloßhauptmann ſaß den Vögten auf dem Nacken, daß alles pünktlich eingetrieben werde: „Der König will es," war ſeine einzige Antwort, wenn ſie dagegen über des Volkes Unmacht klagten. Warfen dann die Armen ſich ihm ſelber in den Weg, ſo wandte er ſchweigend ihnen den Rücken und ſchritt davon, bis der Schrei des Elends hinter ihm verhallt war.

Da eines Herbſttages, als ſchon der Duft des gefallenen Laubes durch das offene Tor der unteren großen Halle wehte, war ein Weib hier eingedrungen, als eben der Ritter in das Freie treten wollte. Sie war eine Witwe, tief verſchuldet, und um Verſchweigung zweier Rinder ſchwer gebüßt worden. Da ſie unverſehens ihm in den Weg trat, herrſchte er ſie an: „Was willſt du? Geh mir aus dem Wege!"

Das Weib erſchrak; ſie vermochte nicht zu antworten, aber ihre Augenlider öffneten ſich weit, als gebe ſie dem zornigen Blick des Mannes ihre Seele preis. „Erbarmen!" liſpelte ſie kaum hörbar und warf ſich auf die Flieſen nieder.

Der Ritter wollte an ihr vorüber ſchreiten, aber der Aufſchrei einer Kinderſtimme machte ihn ſtille ſtehen. Als er ſich

umblickte, ſah er ſein Kind; ſie ſtand mit einem Fuß noch auf der letzten Stufe der aus dem Treppenturm herabführenden Stiege; die ſchmalen Händchen, die unter dem ſchwarzen Ärmelſaum des weißen Kleides hervorſahen, hingen ſchlaff herab; ihre dunkeln Augen blickten erſchreckt zu ihm hinüber.

„Du biſt es, Dagmar?“ ſprach er; er hatte vielleicht in Jahresfriſt kein Wort an ſie verloren. Sie aber, da ſie ſeine Stimme hörte, war an ſeinen Hals geflogen und drückte weinend den Kopf an ſeine Bruſt.

Der ſtarke Mann bebte und frug mild: „Was willſt du denn, mein Kind?“

Da ſprach auch ſie, doch ohne aufzuſehen: „Erbarmen, Vater!“

Er aber hob die Fauſt gen Himmel und rief: „Fand ich Erbarmen? — Die Hände hab ich im Gebet zerrungen! Gott ſchwieg, und ſo tu ich's auch.“

Da hob das kleine dunkle Haupt ſich zu ihm auf, und aus den Kinderaugen drang ſo gramvoll ſüße Bitte, daß er verſtummte und den zarten Leib, als müſſe er ihn zermalmen, mit beiden Armen an ſich preßte: „Mein Kind! ... Du lebſt! ... Du lebſt!“ Und ſeine Augen tranken den Jugendglanz der ihren. „O, doch Ein Glück auf Erden — Gott ſei mir gnädig!“

Das arme Weib lag noch auf ihren Knien und hatte wortlos dieſem Vorgang zugeſchaut; jetzt ſtreckte eine Hand ſich gegen ſie: „Biſt du noch hier, Weib?“

„Ja, Herr!“ Und ihre Stimme bebte in Erwartung.

„So gehe heim! Die Buße, ich zahle ſie für dich!“ — Und noch einmal, da ſie ſchon hinausgeſchritten war, rief er ſie an: „Was iſt dein Name, Weib?“ und als ſie es ihm geſagt hatte, ſprach er: „So gehe heim, Trin Harders, und herze deine Kinder! Du ſaheſt, unſer Gott hat auch mit ſeinem armen Knechte wiederum Erbarmen.“

Dann hob er ſein Töchterchen auf ſeine Arme und trug ſie in ſein Gemach. „Dagmar, mein Kind,“ ſprach er, indem er

ſie ſanft zu Boden ließ, „es iſt ſo hell hier heute, und ſcheint doch keine Sonne von dem grauen Himmel!“

— — So war nun Dagmar zwiſchen dem ſchweigſamen Vater und ihrer faſt ſiebzigjährigen Baſe und ſah nimmer ihresgleichen. Ihre Welt war die düſtere Burg und, wenn Frühling und Sommer kamen, der Garten, der dahinter lag, wo außer ihr dann nichts war als das Summen der Bienen und Hummeln und drüben jenſeit des tiefen Sandweges das Rufen der Droſſeln aus dem Walde. Der Ritter hatte ſeit ſeines Weibes Tod ihn nimmer wieder betreten; denn ſeitwärts, vorbei an den Wipfeln des Waldes, ſchimmerte der graue Fleck des Peſtackers. Dagmars Augen aber ſahen gern dort hinüber, oder ſie ſaß auf einer Bank, neben der die hohe Pappel ragte, und unter dem Summen und dem Geſang der Vögel ſah ſie wie einſt den Bruder nach dem Sommervogel ſchießen.

Meiſt ſaß ſie freilich droben bei der Baſe in dem Gemache mit den Butzenſcheiben; ſie nähte und ſtickte; auch lernte ſie lateiniſche Vokabeln oder ſchrieb mit der Feder nach, was ihr die Baſe vorgeſchrieben hatte. Dazwiſchen kam wohl einmal der Vater, ſtrich ſanft über ihr dunkles Haar und ging dann ſchweigend wieder fort. Als er ihr dabei eines Tages einen Silberreif ums Haupt gelegt hatte, trug ſie ihn ferner an jedem Tag.

Später holte die alte Dame auch ihre Schriftrollen aus der Truhe; und eines Abends, eigener Jugendſtunden denkend, griff ſie nach Hartmanns von Aue „Armem Heinrich“ und begann zu leſen, indeſſen Dagmar mit offenem Munde ihr zu Füßen ſaß. Wie kriſtallene Tröpflein fielen die lichten Worte zu ihr nieder: der junge unheilbar ſieche Burgherr im Schwabenland hatte auf ſeinem Vorwerk bei dem Meier ſich verborgen; die Menſchen ſollten nicht ſein Elend ſchauen, aber mit ſeinen noch immer ſchönen Augen ſtreifte er einmal traurig ſeines Wirtes junge Tochter. Da ließ das Herzeleid um ihren Herrn ſie nimmer ſchlafen; und als an einem Tage ein weiſer

Meiſter zu dem Herrn ſprach: „Ich will Euch heilen; aber ſchaffet eine Jungfrau, die um Euch den Tod erkieſet und aus der Bruſt ſich das lebendige Herz will ſchneiden laſſen!“ da, während der Herr und ihre Eltern ſich entſetzten, rief das Kind: „Die Jungfrau bin ich! Nehmt nur das Meſſer, daß mein Herr geneſe!“

Ein ſchwerer Seufzer rang ſich aus Dagmars Bruſt; ſie griff nach ihrer Baſe Hand, als müſſe ſie den Strom der Dichtung hemmen. Dann aber brach ein ſo erhaben Leuchten aus des Kindes Augen, daß die Baſe die Schriftrolle hinwarf und ſie mit Haſt in ihre Arme zog: „Kind, Kind! Ich glaub fürwahr, du wärſt zu ſolchem auch imſtande!“

— „Ja, Baſ'! — War das die Minne?“

„O Kind, Gott behüt dich vor der Minne!“ Und die Baſe packte erſchreckt das Schriftwerk an die Seite.

— So war Dagmar faſt ſechzehn Jahr geworden, und noch immer war ſie zarteren Leibes, als ſonſt die Menſchen ſind. Da ſie eines Tages eine Handvoll weißer Anemonen dem Vater in einen Krug ordnete, ſah er ihr zu wie einem Wunder: „Du biſt wie deine Mutter,“ ſprach er dann; „mein Vater, als ich zuerſt die Braut ihm zuführte, weigerte mir lächelnd ſeinen Segen; die ſei der Elbinnen eine und würd' nicht bei mir bleiben!“ Und als er das geſagt hatte, riß er heftig das Kind an ſeine Bruſt.

Einer, der ſie noch ſelber ſah, ſoll einſt geäußert haben, ihr Körper ſei geweſen, als habe ihre anima candida ihn ſelber ſich geſchaffen.

Flitterwochen, in denen die Jungfrau ſanft zum Weibe reift, hatte es auf Dorning nicht gegeben; die gehörten dem Toten, der mit zerhauenem Schädel in der Grube lag. Statt deſſen war die Leidenſchaft des Weibes; doch nur in den Stunden der Minne war Frau Wulfhild ihrem Manne untertan; zu anderer Zeit war ihr eigener Wille ſchwer zu beugen. Wie kampfge-

rüſtet ging ſie ſchon in der erſten Woche zwiſchen Gewappneten über alle Teile der Feſte; dann ſchritt ſie zu ihrem Eheherrn: „Trauſt du dem Atterdag? Ich nicht!“ und verlangte hier ein Tor oder Fallgitter, dort einen weiteren Graben.

In manchem tat er ihr den Willen, in anderem blieb er hart und ſprach dagegen: „Meinem Vater iſt's ſo recht geweſen! Nimm deine Kunkel und ſorg für Kinderhemde!“ Dann ward ſie zornig, und es gab üble Worte; kam es, daß es auch ihm wie Funken aus den Augen ſprühte, dann konnte ſie ſich jäh in ſeine Arme werfen: „Halt, Rolf! Du biſt zu ſchön! Da haſt du mich; ich will nichts mehr!“

Dann ward wohl Friede; aber dem Ritter wurde nicht warm in ſeiner Ehe; es ſchien, als ſei die Freude ihm verloren gangen.

— — Es war zu Nachmittage im Anfang Juni, und die Luft war lieblich; ſtundenlang waren Frau Wulfhild und ihr Ehegemahl durch ihr Gebiet geritten; aber für ihn war es kein leichter Ritt, denn ihre raſchen Augen flogen weit umher, und unter ihrer gewölbten Stirn arbeitete es dabei von neuen Plänen: wo Wald war, wollte ſie Ackerfeld, und wo das Feld zu dürre ſchien, da wollte ſie Kiefern- oder Tannenwälder. „Wir müſſen Schatten ſäen!“ rief ſie, da ſie eben in einen Waldbezirk hineinritten; „fühl nur, wie wohl das tut!“ Der Pfad war ſo ſchmal, daß die Pferde nur einzeln ſchreiten konnten; ſie ritt voran, der Schreiber Gaſpard, den ſie als Berater mitgenommen hatte, war der letzte. Das Klopfen der Spechte oder unſichtbar über ihnen der Schrei eines Raubvogels war außer dem Tritt der eigenen Roſſe alles, was ſie hörten; und über Mann und Weib kamen die Gedanken, die nicht laut werden; aber ihre Wege gingen nicht zuſammen.

Der Wald hörte auf, und ſie ritten aus dem beklommenen Bodendunſt wieder in das Freie. Am Weſthimmel war ſchon ein ſanftes Rot erglommen; das Geißblatt, das voll Blüten an den Wällen hing, erfüllte die Luft mit Wohlgeruch, daß ſie

wie in ein wollüſtig Meer von Duft hineinzogen. Rolf blickte nach ſeinem Weibe, das jetzt ein Stück zurückgeblieben war; dann wandte er wiederum den Kopf und ſah ins Abendrot; da ſprengte ſie plötzlich an ſeine Seite und drängte ihren Schimmel hart an ſeinen Hengſt; als aber Rolf die Schwere ihres Hauptes an ſeiner Bruſt fühlte, fuhr ein Sporenſtich dem Hengſte in die Weichen, daß er mit einem Satz zur Seite ſprang. „Verzeih, Wulfhild!“ rief der junge Reiter, indem er das Tier zuſammendrückte, „der Hengſt iſt Menſchenminne nicht gewohnt!“ Das Weib ritt wieder zu ihm und faßte mit ihrem kräftigen Arm um ſeine Hüfte, mit ihren funkelnden Augen nach den ſeinen ſuchend; vor ihm aber ſtieg die zierliche Geſtalt eines böhmiſchen Schätzchens auf, deren Lippen er einſt geſtreift und das er kaum vergeſſen hatte, und grollend ſprach er zu ſich ſelber: „Die du freiteſt, iſt kein Weib zum Minnen; und wenn nicht dazu, wozu denn anders?“

Hinter ihnen ritt ſchweigend Gaſpard der Rabe; er ſah mit ſeiner Schnabelnaſe ſchief zur Erden und ſpielte mit der Kugel ſeiner Mütze, als ob er an einer Schellenkappe läutete.

Die Pferde gingen jetzt ruhig, und wieder nordwärts lag ein Wald vor ihnen. Das Dunkel kam nicht nur von ſeinen Schatten; die Dämmerung war ſtark herabgeſunken, und im Oſten begann der Mond den letzten Tagſchein zu beſiegen. Da fuhr es vor ihnen von einer ſchwarzen Tanne mit einem Satz zu Boden, daß Rolf Lembeck ſich jäh aus ſeinen Träumen aufhob. „Hallo! Was war das, Gaſpard?“ rief er und riß ſeine zierliche Armbruſt von dem Rücken.

— „Eine Wildkatz, Herr! Seht nur, am Stamme ſitzt ſie noch, der Breitſchwanz, und faucht Euch mit ihren ſpitzen Zähnen an!“

„Ein edel und ein übel Wild!“ ſprach der Ritter leis und ſprang von ſeinem Hengſte. „Nimm ihn am Zügel, Gaſpard!“

Frau Wulfhild griff nach ſeiner Hand: „Laß doch die Katze! Daheim iſt beſſerer Zeitvertreib!“

Es trieb ihn dennoch fort: „Reitet nur heim!“ rief er; „ich komme früh genug!“ Damit entriß er ſeine Hand der ihren.

Als aber die Dame, rot vor Zorn, den Weg nach Dorning eingeſchlagen hatte, ſprengte Gaſpard mit den beiden Roſſen ihr zur Seite: „Ereifert Euch nicht, edle Herrin! Die Wildkatz iſt nächtens nicht zu jagen; laſſet den Ritter daheim ein edler Wild im Lager finden!“

— — Sie ritten fort. Rolf Lembeck aber drang in den dunkeln Wald, aus den Tannen kam er in den Buchenforſt; er ſtand an jedem ſtarken Baum und lugte nach allen Äſten, ob nicht die Lichter des Raubtieres irgendwo herunterfunkelten, aber über ihm war ſo ſchwere Waldnacht, daß nur wie Tropfen das Mondlicht hie und da hindurchfiel; zu hören war nichts als nur das Knicken des Unterholzes, das er durchſchritt, auch wohl das Zirpen einer Eulenbrut. Er blieb ſtehen und warf die Armbruſt wieder auf den Rücken: „Du warſt ein Narr; hier iſt kein Jagen in der Finſternis!“ Seine Gedanken flogen heim zu ſeinem Weibe; doch er ſchüttelte den Kopf: „Nein, nein, Frau Wulfhild“ – er ſprach es laut in die einſame Nacht hinaus – „eine Schlachtjungfrau wärſt du wohl eher; und hat auch ſchon ein wundgehauener toter Mann an deinem Leib gehangen!“

Faſt erſchrak er über die eigenen Worte, die die Stille um ihn her durchbrachen; aber er kehrte nicht um, er ſchritt weiter auf ſeinem nächtlichen Irregang. Da, von unweit vor ihm, drang es an ſein Ohr, ſo ſüß, als wollt' es alle Sehnſucht wecken, die in ihm ſchlief. „O Nachtigall, ſelige Singerin!“ rief er, ſeine Arme in das Dunkel ſtreckend.

„Schon flog der Mai
Vorbei, vorbei,
Und brachte nicht, was minnewert!
Willſt du ſie künden,
Soll ich ſie finden,
Die Fraue, die mein Herz begehrt?“

Bald ſtand er, bald ging er vorſichtig weiter, und immer nur dem Schalle nach. „Was hätt ich beſſere Führerin!“ ſprach er zu ſich ſelber.

Der Wald ging zu Ende, und durch die Stämme ſah er auf einen Sandweg, auf den der Mond ſeinen Schein herabwarf. Jenſeit, in gleicher Helle, ſtieg eine jähe Hügelwand empor, und eine Zinnenmauer ſtreckte ſich auf ihr entlang. Rolf Lembeck betrachtete das genau; als aber ſeine Augen hinter Baumwipfeln den Oberteil eines runden Turms gewahrten, da wußte er, das ſei die Gartenſeite von Haderslevhuus, auf dem der Schloßhauptmann des Königs ſitze.

Der Ritter ſchaute ſtarr hinauf, als müſſe er ein Wunder hier erwarten; aber nur der Nachthauch rührte dann und wann das Laub der Bäume, und in kurzen Pauſen ſchlug am Waldesrand die Nachtigall. Doch wie ein jäher Schreck durchfuhr es ihn: dort oben zwiſchen den Zinnen lehnte jetzt ein Weib; nein, nicht ein Weib; ein Kind — er wußte nicht, ob eines, ob das andere. Den Arm mit einem weißen Mäntelchen verhüllt, neigte ſie ſich tief hinab; denn der Kehle der Nachtbeleberin entquollen jetzt jene langgehaltenen Töne: ſehnſüchtig, nicht enden wollend, wie ein heißer Liebeskuß.

Rolf Lembeck ſtand unten im Waldesſchatten, unbeweglich, mit verhaltenem Atem. „O, Stunde, biſt du da!“ Seine Lippen flüſterten es nur; das ſanfte Rauſchen weiblicher Gewänder berührte von oben her ſein Ohr; ein Atmen, mehr ein Seufzer, kam herab; und nun hob ſich ein Antlitz, ſchmal und blaß, und legte ſich auf das geſtützte Händchen; das Mondlicht ſchimmerte auf einem Silberreife, der das dunkle Haar umfing.

Da befiel den Mann am Waldesrand die ſehnende Schwere, die allein nicht mehr zu tragen war; es drängte ihn hinaus ins Helle, und, die Arme ihr entgegenſtreckend, rief er: „O Schöne, Selige! Gott woll ein ſüßes Leben ſo ſüßem Geſchöpfe geben!“

Sie erſchrak und bog ſich von der Mauer weg; doch dann beſann ſie ſich: die Worte waren ja aus Meiſter Gottfrieds

Triſtan, nur daß ſie in Frankreichs Zunge dort geſchrieben waren! Sie hatte ſie eines Tags geleſen; aber die Baſe hatte ihr voll Angſt das Buch entriſſen; ſo etwas ſei noch nicht für ihre Jugend! Nun kam der Reiz, zu zeigen, was ſie wiſſe: „Das iſt kein Landfahrer, der iſt nicht zu fürchten!“ ſprach es in ihrem Innern; und als ſie wieder ſich erhob, erblickte ſie drunten den ſchönen Jungherrn in blitzendem Gewande und ſah das Mondlicht auf ſeinem goldenen Blondhaar ſpielen; denn er hatte ſein Haupt entblößt und hielt die Kappe mit der Reiherfeder in einer ſeiner Hände, die er wie anbetend ihr entgegenſtreckte. Da faßte ſie Mut und rief ihm aus demſelben Buche ihre Antwort: „Dé te bénie! Gott ſegne dich! Et merci, gentil Sir!“ Aber ihre Stimme zitterte und wehte nur wie ein Hauch hernieder.

Gleichwohl, da er ſeine Kappe wie zum Gegendanke ſchwenkte, fügte ſie zaghaft noch hinzu: „Seid Ihr ein Sänger, Herr?“

„Ein wenig, ſelig Fräulein!“ rief er ihr entgegen. Aber eine Antwort kam nicht mehr herab, denn zu den Füßen des Kindes regte es ſich und hob ſich auf; vergebens mühte ſie ſich, den Kopf der ungeſtümen Dogge niederzuhalten, die ſchlafend dort gelegen hatte. Zwar neigte Dagmar ſich und drückte den Mund an das rauhe Ohr des Tieres: „Still, Heudan, ſtill! Darfſt auch zur Nacht vor meiner Kammertür ſchlafen!“ Es wollte nicht verſchlagen; die Dogge drängte die kleinen Hände fort, dann ſprang ſie mit den Vordertatzen auf die Mauer, und ein hallendes Gebell ſcholl in den Weg hinunter.

Als der Hund ſich wieder knurrend zu ihren Füßen geſtreckt hatte, wagte auch Dagmar hinabzuſchauen; aber es war nichts da, als nur der lautloſe Mondſchein und in Pauſen noch der Schlag der Nachtigall. – Trunken, als habe ein Zauber ihn berührt, ſchritt Rolf Lembeck indes am Waldesrande ſeinem Hauſe zu.

Es war auf Dorning ſchon nach Mitternacht. In der hochbelegenen, aber geräumigen Kemenate lagen die Seidendecken von Arras noch unaufgeſchlagen auf dem Ehebette; unweit desſelben aber auf einem Tiſchchen war ein lecker Mahl gerichtet; vor zwei Plätzen – nicht ſich gegenüber, ſondern Seit an Seite – ſtand je ein ſilberner Pokal; ein Kränzlein früher Roſen hing an jedem und erfüllte das Gemach mit Duft. Doch die Speiſen waren kalt und unberührt, der eine der ſchmalen Seſſel leer; auf dem anderen ſaß Frau Wulfhild wie ein ſteinern Bild, den Kopf auf ihren vollen Arm geſtützt. Sie wußte nicht, wie lange ſie ſo geſeſſen hatte; ſo ruhig der Leib ſchien, die Ungeduld des Wartens zehrte in ihrem Innern, und ihre Augen glühten dunkel über den heißen Wangen; wie ſonder Gedanken hob ſie eine Silberkanne und ſchenkte roten Wein in die Pokale, und mit der anderen Hand ſich müde in ihr Goldhaar greifend, nahm ſie den ihren und rührte klirrend an den Rand des andern. „Komm! Komm, Rolf! Verſchmäh nicht deine Roſen!“ rief ſie leiſe.

Sie war emporgeſprungen, ſie ſtieß ein Fenſter auf und bog ſich weit hinaus, in der hellen Nacht über die Wipfel der abſteigenden Wälder ſchauend; aber kein Menſchentritt, kein Wächterruf erſcholl; nur der Nachthauch wehte ihr kühl entgegen und trug von unten aus dem linken Flügel einen Schall vorüber: ein Waffenklirren, ein Stampfen wie mit vollen Krügen, dazwiſchen heiſere Männerſtimmen und dann und wann das Lachen eines Knaben. Ein ſechzehnjähriger Junker, Gehrt Bookwald, war am Morgen angelangt, um bei dem kaiſerlichen Ritter „Reiterei und Gottesfurcht“ zu lernen; der Lärm kam unten aus der Geſindeſtube. Frau Wulfhild lauſchte: „Die Knechte bringen ihm den Willkomm!“ ſprach ſie, und das blonde Antlitz des Knaben, der nun ihr Diener war, zog an ihr vorüber. Es ſchien wüſt herzugehen drunten, und eine Stimme klang ihr gleich der des erſten Ehegemahles, wenn er unter Zechbrüdern in ſeiner Freude ſaß; ſie ſchauderte, und das Knabenbild erloſch.

Allmählich ging der Tumult zu Ende; es wurde totenſtill, ein Kauz nur ſchrie von einem Turm herunter. Plötzlich warf ſie jäh das Fenſter zu und ſah ſich wild im Zimmer um: das Haupt des Toten, dem ſie hatte ſterben helfen, hatte aus der Nacht ſie angeſtarrt. Doch es war nicht hereingekommen; die Kerzen brannten hell und ruhig.

Und wieder ſaß ſie unbeweglich, und die Qual vergebenen Harrens war nicht mehr zu tragen. Da gedachte ſie eines Wundergürtels, den eine uralte Muhme ihr zum erſten Ehefeſte mitgegeben hatte. „Es iſt derſelbe," hatte ſie geſagt, „den einſt der Ritter an Ginevra gab; ſo du ihn umlegſt, kommt dir nimmer ein Leid!" Aber die ſtolze Braut hatte derzeit Zaubermittel nicht vonnöten und warf den Gürtel achtlos von ſich. Doch nun war andere Stunde; ſie kniete bald vor dieſer, bald vor jener Truhe und warf um des verſchmähten Kleinods willen ihre Koſtbarkeiten durch einander; da endlich hielt ſie den goldgewebten Gürtel in der Hand, und dort ſaß der Rubin, vor deſſen Schein alles Ungemach verſchwinden ſollte. Sie legte ihn über ihr weißes Nachtgewand, und er ſchmiegte ſich leicht um ihre Hüften; aber vergebens ſah ſie auf den milden Glanz des Steines; der mußte gegen andere Schmerzen ſein.

Noch eine Weile trug ſie es; dann, wie in Scham ob ihrer Schwäche, riß ſie das Zauberſtück vom Leibe und warf es von ſich, daß der Stein herausſprang. Zornig zog ſie das Gewand von ihrem ſchönen Leibe und beſtieg das Ehebett, aber auch die Seidendecke wollte ihr keine Ruhe bringen. „Komm nun! Du ſollſt! Du ſollſt!" rief ſie, als könne ſie durch ihren Willen den Ehegemahl in ihre Arme zwingen. Aber er kam nicht; und das Bild des ſchönen Mannes, der doch ihr eigen war, peinigte ſie wie ein Geſpenſt; und die Kerzen, die noch auf der Tafel brannten, wurden ihr unheimlich, als ſei es zum Begräbnis.

Zitternd ſtieg ſie von ihrem Lager und löſchte alle bis auf eine; dann nahm ſie ein Stundenglas vom Kamingeſimſe und ſtellte es in den kargen Schein. „Nichts anderes will ich ſehen!"

ſprach ſie zu ſich ſelber; „nur wie das Leben rinnt!“ Und ſo lag ſie geſtützten Armes auf ihrem Kiſſen und blickte unabläſſig auf den rieſelnden Sand; und war das letzte Korn hindurchgefallen, ſo ſtand ſie langſam auf, das Glas zu wenden. Erſt als im Dämmerſcheine draußen der Wald erwachte und unter ihrem Fenſter der Trupp der Arbeiter auf das Feld hinausging, war der ſchöne Leib in Schlaf verſunken.

— Der Mann, um den ſie ſolches litt, war längſt auf einem Schleichweg in die Burg gekommen; keine Brücke hatte ſich um ihn gehoben, kein Tor geöffnet; aber zu ſeinem Weibe zu gehen, hatte er nicht vermocht. Im äußerſten Winkel des einen Flügels war eine faſt leere Kammer, die er als Hausſohn einſtmals inne hatte; dort auf einem harten Faulbett lag er unausgekleidet, den blonden Kopf auf beiden Händen; das Baumrauſchen vor ſeinem Fenſter hatte ihn ſelig eingewiegt.

Die Zeit war faſt um eine Tagfriſt weiter gerückt; es war wieder Abend. Frau Wulfhild ſaß in ihrem Wohngemache, wo dunkelgemuſterte Teppiche an den Wänden hingen; auch hier waren kleine Glasſcheiben in den beiden Fenſtern, und das Mondlicht, das hindurchfiel, miſchte ſich mit dem Schein der Kerze, die auf dem Tiſche ſtand. Das ſchöne Weib ſaß unbeweglich mit geſtütztem Haupte. Da öffnete ſich die Tür, und Gaſpard der Rabe trat herein. „So kommſt du endlich?“ ſprach ſie und warf ihre müden Augen auf ihn.

„Wohl, Herrin.“

„Dein Kopf hat ſich verrechnet,“ ſprach ſie wieder. „Dein Herr ſchlief unter einem Dache mit mir; doch fern, in einer Bodenkammer; er hat das Edelwild verſchmäht, das ſeiner wartete.“

„Ich weiß das, Herrin,“ antwortete der Schreiber; „er hat das Raubtier nicht erjagen können; es wird ihm nur die Wildkatz vor ſeinen Augen noch geſprungen ſein.“

„Laß deine Narreteidung!“ ſprach Frau Wulfhild finſter. „Ich ſagte dir einſtmals, ich ſei keine Henne; nun willſt du

mich gar reuen laſſen, daß ich keine Wildkatz ſei! – Ich fürchte wohl, hier iſt ein ander Tier im Spiel!"

„Was ſagt Ihr, Herrin?" und Gaſpard richtete ſeine ſpitzen Ohren auf.

„Sieh meine Hand, Gaſpard – und fühl ſie auch!" rief Frau Wulfhild und legte ihre weiße Hand an ſeine gelbe Wange. – „Nun, ſchauderſt du noch nicht?"

– „Nein, Fraue; laſſet ſie nur immer liegen!"

Aber ſie nahm ſie fort. „Dann", ſprach ſie, „ſtößt nicht meine Hand ihn fort; dann iſt es eine andere, die ihn zu ſich zieht!"

„Sprecht weiter, Herrin! Mein Witz iſt nicht ſo fein wie Frauenſinn."

„Du ſahſt doch," ſprach ſie, „wie er geſtern auf dem Weg mir ſeine Hand entriß! Es tat nicht ſanft; aber vorhin in der Dämmerung, er wollte fort, der Wildkatz wegen, als ich nach ſeiner Hand griff –"

Sie war aufgeſtanden und ging mit ſtarken Schritten durch das Zimmer. „Sieh her!" rief ſie und ſtreckte ihm ihre linke Hand entgegen: „der Blutriß iſt von ſeinem Ehering! Ich hatte, mein' ich, genug der Wunden aus meinem erſten Ehebund!" Sie warf den Kopf zurück und begann mit geſchloſſenen Fäuſten wieder auf und ab zu ſchreiten.

Gaſpard ſah dem eine Weile zu; dann ſprach er: „Und, Herrin, wie dien ich Euch?"

Da ſtand ſie ſtill und ſah auf ihn herab; ſie mußte erſt der Frage nachſinnen. „Er wird auch heut nicht zu mir kommen," ſprach ſie heimlich, doch ihre Stimme bebte vor Zorn; „er wird auf ſeine Bodenkammer ſchleichen und im Traum mit ſeinem Luftbild buhlen; aber du weißt es, Gaſpard, der Mann, ſo ſtolz und wild er iſt – er iſt ein Kind; nimm ihm ſein Spielzeug, und er vergißt es! Und du – ſollſt mir die Puppe ſuchen helfen!"

Gaſpard blickte ſchief zu Boden und zog mit einem leiſen Pfiff den Atem durch die Zähne. Dann hob er langſam ſeine

Schnabelnaſe und ſprach mit ſcharfem Lächeln: „Kopf und Hände ſind nur meiner Herrin!“

An demſelben Abend, nur etwas früher, ſaß zu Hadersleyhuus die alte Baſe in ihrem ſtillen Gemache; an einer Wand ſtand das ſchmale Bettchen Dagmars, an einer anderen das der alten Dame mit dem großen Himmeldach; daneben hing ein Gefäß mit Weihwaſſer, darüber die geſchnitzte Mutter Gottes; in einer Wandniſche lagen handſchriftliche Dichterwerke, an denen ſie ſich einſtmals in der Jugend die Wangen heiß geleſen hatte. Sie ſelber ſaß an einem Tiſchchen vor dem Fenſter mit den Butzenſcheiben, durch das der Abendſchein hereinfiel; ihr gegenüber Dagmar, und beide mit einer heiligen Arbeit in den Händen; denn bei der letzten Firmelung hatte der Biſchof dem Reliquienſchrank der Kirche zu Hadersley eine Anzahl Schädelknochen der zehntauſend Jungfrauen zum Geſchenk gemacht, und die Alte wie die Junge waren jetzt damit beſchäftigt, ſie mit rotem und weißem Sammet und mit Goldſtickereien zu überziehen.

Es war ganz ſtill im Gemach; nur das Sticheln der Nadeln wurde hörbar und das eintönige Geräuſch eines Dompfaffen, der in ſeinem Bauer innerhalb des Fenſters unaufhaltſam auf und nieder hüpfte. Das junge Kind führte heute ihre Nadel nicht mit gewohnter Sicherheit, und die Blättchen hingen oft nicht richtig an den goldenen Ranken; ſie ſchaute nach jedem zehnten Stiche haſtig durch das Fenſter, das nach Oſten lag, aber der Mond war noch nicht da. Ihr Atem wurde kürzer; in ihrem Innern war heute eine fremde Kraft, die ihr die Nadel aus der Richte ſtieß.

Endlich legte die Alte ihr beſticktes Schädelſtücklein auf den Tiſch. „Fertig!“ ſagte ſie. „Guck her, Dagmar! Ob wohl dieſer Kopf im Leben ſolchen Schmuck getragen hat?“

Das Kind hatte nicht gehört: der Mond war eben über den Bäumen aufgegangen.

„Dagmar!“ rief die Baſe. „Was iſt dir? Du glüheſt ja wie Purpur!“

Mit verſchleierten Augen ſah das Mädchen auf die Alte.

„Du haſt wohl in deinen Truhen gekramt, Baſ',“ erwiderte ſie; „es iſt ſo ſchwüler Duft hier; es hemmet mir die Luft!“

Aber die Alte hatte ihr die Stickerei aus der Hand genommen und wiegte jetzt den Kopf, indem ſie ſorglich darauf hinſah. „Ei ja, Dagmarlein,“ ſagte ſie, „du haſt noch eine Kinderhand; aber doch nicht allemal ſo ſehr! Ich ſagt's dir ſchon: was wollten deine Finger bei dem Totenbein! Schelle nach der Grete, daß ſie die Kerze bringt; der Tag iſt aus, und der da draußen“ — ſie zeigte mit ihrem mageren Finger nach dem Mond — „der leuchtet nur Verliebten, aber nicht Kindern und alten Frauen!“

Ein heißes Rot ſchoß über das junge Antlitz; aber die Alte gewahrte es nicht. „So ſchelle doch, Kind!“ wiederholte ſie; „du kannſt dann deinen Silbergürtel weiterſticken! Iſt der erſt fertig zu dem weißen Seidenkleide, da wirſt du ausſehen wie die heidniſche Diana; es fehlt nur noch der Silbermond an deiner Stirn!“

Sie bog ſich über den Tiſch und ſtreichelte die zarten Mädchenwangen. „Wart nur ein Jährlein, Dagmar! Da nimmt dein Vater dich mit hinaus, nach Wordingborg, nach Kopenhagen! Da kommen die jungen Erdenſöhne und werden um einen Blick der keuſchen Göttin werben; auch einer, wohl ſo ſchön als wie der junge Ritter Lembeck, der letzthin auf Dorning eingezogen iſt?“

„Auf Dorning?“ frug Dagmar achtlos. „Der Ritter Claus iſt ja ſchon alt!“

— „Ei, Kind! Sein Sohn, ſein älteſter! Und mit einem ſchönen, ſtolzen Weibe; gar einer Schauenburgerin!“

„So? Einer Schauenburgerin?“

— „Ei freilich; aber doch nur einer Witib — ein Pfirſich, dran ſchon ein anderer ſeine Lippen ſetzte!“

„Pfui, Baſ'! Aber ich kenne ſie ja gar nicht; was kümmern mich die fremden Menſchen!"

Dagmar war ſchon mit der Schelle an die Tür gegangen, kehrte aber zurück, ohne ſie geöffnet zu haben. „Nein, Baſ'," ſagte ſie mühſam; „mir iſt das Herz bedrückt; ich muß hinaus, in die Luft!"

— „Ei, Kind, es wird ja Nacht, und du weißt, der alte Joſeph ſagt, die Unholden ſchauen dann aus dem Boden!"

„Nur in den Garten, Baſe; da gibt es keine!"

Die Alte wurde unruhig; ſie rückte an dem Kinntuch, das ſie über ihr ſchwarzes Käppchen gebunden hatte. „Du weißt, ſieh mich nur an!" ſagte ſie; „das dumme Kopfreißen; ich darf nicht in die Abendluft. Wenn dich was ankäme! Dein Vater iſt in Wordingborg!"

„O Baſ', ich nehme Heudan, die Dogge, mit!" rief Dagmar beklommen; „ſie war auch geſtern abend bei mir!"

Die Alte nickte: „Ja, ja, Dagmar, die Dogge, ja, das geht! Du zogſt ihr neulich auch den Dorn aus ihrer Tatze, wie Androklus dem Löwen! Du kennſt doch die Geſchichte?"

Sie ſah ſich um; aber da war Dagmar ſchon hinausgeſchlüpft, und die Glocke ſtand wieder auf dem Tiſche. „Ei ja," ſagte die Alte ſeufzend, „da läuft ſie mit dem Hunde in die Nacht hinaus, und ich kann hier im Mondſchein meine lieben Schatten zu mir laden; wir brauchen keine Lichter!"

Der Nachtſchein fiel durch die kleinen Scheiben; und mitten im Gemache ſaß die alte Dame und ſah mit geiſterhaften Augen in die Dämmerung: nur mitunter eine leiſe Handbewegung, als ſei es ein Willkommen.

— — Dagmar aber war hoch aufatmend die Treppen hinabgeflogen; unten in dem großen Flur erhob ſich die Dogge und ſprang freudig ihr entgegen. „Heudan, mein Hund, komm, komm mit mir!" rief ſie ängſtlich, und das Tier drängte ſich an die ſchmächtige Geſtalt, daß ſie dem Ungeſtüm kaum wehren konnte.

Sie ſchritten aus einem hinteren Tore durch einen weiten Hof, an deſſen Ende ein Gelaß zur Abſonderung biſſiger oder neuer Hunde war; und Heudan ſah verwundert zu dem Mädchen auf, als ſie dort eingetreten waren. Dagmar aber ſchlug das Herz bis in den Hals hinauf, da ſie eine der ledig hängenden Ketten faßte und das Halsband des Tieres daran befeſtigte. Es war nur Liebes von der jungen Hand gewohnt und leckte mit der roten Zunge nach ihr hin; da ſchlug ſie die Arme um ſeinen rauhen Nacken: „O Heudan, ich bin treulos, aber – du, du bellſt auch gar zu ſchreckbar!“ Und eilig lief ſie hinaus und ſchob den Ringel vor; dann ging ſie durch eine Pforte in den Garten, durch Lindengänge und zwiſchen düſteren Taxusbüſchen; da kam vom Hof ein Winſeln, und einen Augenblick ſtand ihr der Atem ſtill; aber ſie drückte beide Hände vor die Ohren, und als ſie auf den Platz hinaustrat, wo die Würzebeete waren und wo das volle Mondlicht ihr entgegenquoll, da hörte ſie nur noch die Nachtigall, die drüben am Waldesrande ſchlug. Der Atem ging heftig durch ihre offenen Lippen; ſie ſetzte ſich auf die Bank und blickte vor ſich auf den Wipfel der hohen Pappel, deren Blätter im Nachthauch ſich bewegten. Doch aus den beklommenen Atemzügen wurden Worte: „Was wollteſt du hier, Dagmar?“ ſprach ſie leiſe. „Die Nachtigall?“ – Sie horchte eine Weile, und der Vogel ſang, als müſſe er einen Preis erſingen – aber Dagmar ſchüttelte das Köpfchen, und ihre Lippen flüſterten, indem ſie die Hände vor die Augen ſchlug: „O heilige Jungfrau, wenn du mir hold ſein wollteſt!“

Da rauſchten neben ihr die dichten Pappelzweige; und ehe ſie es faſſen konnte, ſchwang ein Mann ſich auf die Mauer und hinab dann in den Garten. Ein Schrei rang ſich aus ihrem Munde, aber ſie erſtickte ihn; denn ſchon lag er ihr zu Füßen, jung und ſchön, und ſah mit flehenden Augen zu ihr auf: „Seid milde, Fräulein! O, wie hold ſeid Ihr! Ich ſah noch nimmer Euresgleichen!“

Sie ſagte nichts; mit kindiſch weit geöffneten Augen blickte ſie ihn an, erſchreckt und doch entzückt, als wollte ſie die Worte ihm von den Lippen leſen. Doch das Winſeln der Dogge ſcholl vom Hof herüber durch die Büſche, und des Ritters Hand fuhr jäh nach einem Jagdſtahl, der an ſeinem Gürtel hing.

Aber ſie ſchüttelte nur leiſe mit dem Köpfchen, da ließ er die halb gezogene Waffe wieder fallen. „Wer ſeid Ihr?“ frug er. „Wollet Ihr mir's ſagen?“

Und ſie antwortete: „Ich bin Dagmar, des Hauſes Tochter; und wer ſeid Ihr?“

Er erſchrak und wollte ſchon eine Mär erzählen, wie er zu andern Zeiten wohl getan; doch da er in dieſes Kinderantlitz blickte, ſo konnte er es nicht; er ſagte nur: „Ich, ſüße Fraue, bin ein ſelig unſeliger Mann, ſeitdem ich Euch geſehen habe!“

— „Aber, Herre, das iſt nicht rechte Antwort!“

Da hob er die Hände bittend zu ihr auf: „Verlanget nicht Weiteres; es wär auf Nimmerwiederkehr!“

„So redet nicht!“ rief ſie haſtig; aber ein Zug der Angſt flog dennoch über das zarte Antlitz, und ſie ſetzte bei: „Nur, um der Gottesmutter Leiden, ſchweigt nicht zu lang; es täte mir weh!“ Und wie durch körperlichen Schmerz getrieben, drückte ſie die Hand auf ihre linke Bruſt. Da er ſorgvoll mit den Augen folgte, ſprach ſie: „Ihr wiſſet, das große Sterben, als das ins Land kam ... aber“ — unterbrach ſie ſich — „wo waret Ihr denn damals?“

„In Paris,“ ſagte er leiſe, als wolle er den Laut ihrer Stimme nicht verlieren; „in Prag dann ſpäter, auch dort am Königshof.“

Sie ſah ihm in ſein ſchönes Antlitz, auf den geſtickten Sammetrock und wie die goldenen Knöpfe im Mondlicht blitzten. „So wiſſet Ihr nichts von uns — o herzliebe Mutter! Süße Schweſter Heilwig!“ rief ſie; „o meine Brüder — alle ſind ſie geſtorben!“ Plötzlich ergriff ſie ſeine Hand: „Kommt!“ rief ſie und zog ihn mit ſich auf eine kleine Höhe, von wo man ſeit-

wärts bei dem Walde in das flache Land hinausſehen konnte. Er glaubte eine Niederung zu gewahren und einzelne Pfähle, durch dunſtigen Nebel ſchimmernd, der dort umzog. „Dort!“ ſprach ſie kaum hörbar und zeigte mit ausgeſtreckter Hand dahin.

Er ſchwieg: er wußte, das ſei der Peſtacker, wohin ſie gewieſen hatte. — Ein Nachthauch kam und hob ihr dunkles Haar ein wenig von dem ſchmalen Antlitz und wehte das Gewand um ihren zarten Körper; ihm war auf einmal, als ſei auch ſie unhaltbar auf der Erde. „Wenn dort Eures Blutes einer ruht, ſo gönnet ihm die Ruhe!“ ſprach er zitternd.

Doch ſie ſtreckte die Arme aus und rief: „Mein Vater! Mein armer Vater! Wir werden nimmermehr vom Tod geheilet!“

„Das klang hart von Eueren jungen Lippen,“ ſprach der Mann.

Da wandte ſie ihr Haupt und ſah den Schmerz in ſeinen Augen. „Ich wollte Euch nicht Leid tun!“ ſprach ſie bittend; „nur ſagen: von all dem Sterben habe auch ich mein Teil behalten!“ — Und ſie faßte wieder mit der Hand nach ihrem Herzen — „des Königs Arzt, der ſpaniſche Jude, ich hörte ihn einſt zur Baſe ſagen, es ſei zu groß, ich könnte einmal ſo hingehen; ſtarkes Leid und Freude könnte ich nicht ertragen. Und die gute Baſ', will ſie mir liebtun, ſo ſagt ſie, ich hätte weiße Roſen auf den Wangen!“

Sie ſchwieg, und er antwortete ihr nicht; aber ſie ſahen ſich in die Augen, und drunten aus der Tiefe ſchlug die Nachtigall. „Frühling!“ ſprach er leiſe und öffnete die Arme ihr entgegen. Da lag ſie an ſeiner Bruſt, die Augen geſchloſſen, die Hände um ſeinen Hals geſtrickt; und für die Worte, welche ihnen fehlten, ſang die Nachtigall, als müſſe ihr die Bruſt zerſpringen — und nun ein Ton, lang ausatmend, ohne Ende. „Sie ſtirbt!“ rief Dagmar, warf das Haupt zurück und ſchaute in des Mannes Augen. „O, kann man auch vor Liebe ſterben?“ — Er aber, in dem Törichttun der Minne, hob ihre leichte Laſt gegen den Silberſchein des Mondes und küßte ihre Wangen: „O

meine weißen Roſen! O heilige Jungfrau, beſchütze mir mein ganz unfaßlich Glück!"

Da ſcholl vom Schloſſe her das Klirren einer Pforte, und ſie wand ſich jäh aus ſeinen Armen. „Scheiden!" rief ſie ſchmerzlich; dann nahm ſie ſeine Hand, doch nur für eines Atemzuges Dauer. „Nein, fort! – fort!" rief ſie in Schrecken. „O, vergiß nicht mein; ich müßte ſterben!"

Sie fühlte einen heißen Kuß auf ihrem Mund; dann rauſchte es in den Pappelzweigen, und ſie war allein. Sie ſtand, als wäre ſie nicht lebend; ihre Wangen waren blaß, von ihren Lippen aber ſchimmerte es rot: das war die Minne, die dort des andern Paares harrte. „O Herzliebe, o ſehnende Not!" ſeufzte das Kind und ſank auf ihren Sitz. „Und wie heißet er denn nun? – Er? Er –?" Und lächelnd antwortete ſie ſich: „Das weiß ich nicht – o heilige Jungfrau!"

Da kamen Schritte näher, und aus den Büſchen ſprach ein altes Stimmchen: „Nein, nicht dorthin; hier, Grete, hier bei dem Taxus! O heilige Mutter Gottes!" Und die Baſe in ihrem Marderpelz, den Kopf mit einem dicken Tuch vermummt, trat mit der alten Grete in den Mondſchein hinaus. „Kind, Kind, wo bleibſt du!" rief ſie. „Muß deine alte Baſe dich ſuchen gehen!"

– „O Baſ', es iſt ſo ſchön hier!"

„Und" – die Alte ſah ſich um – „du biſt ja ganz allein; wo iſt der Hund, der Heudan?"

„Der Hund?" ſprach Dagmar haſtig. „Iſt der nicht hier?"

– „Ei, Kind, das mußt du ja doch ſelber wiſſen!"

„O Baſ', du hätteſt die Nachtigall nur hören ſollen!" Und wie gerufen drang der Vogelſchall von neuem aus der Tiefe, und das Mondlicht glitzerte auf den Blättern der Hülſen und den Nadeln des Taxus; von Düften ſchwamm es in der Luft. Einen Augenblick ſtand die Alte, das Ohr geneigt: „Ja, ja; du heil'ger Gott, das wäre ein Plätzchen für die Minne hier!" ſprach ſie murmelnd vor ſich hin. „Vor Zeiten; ach, vor langen

Zeiten!" Dann aber trieb ſie zu raſcher Rückkehr in das Haus, denn ein Abendwind hob ſich und rauſchte durch die Wipfel der Bäume.

Dagmar ging mit unhörbaren Schritten, da ſie dem Gelaß vorbeikamen, worin ſie Heudan, die Dogge, eingeſperrt hatte. „Morgen, mein Hund," ſprach ſie leiſe gegen die verriegelte Tür; „ich hol dich früh!" Aber der Hund ſchien zu ſchlafen; es blieb alles ſtill.

Und bald lag ſie in dem ſchmalen Bettchen in der Kemenate der Baſe: aus dem großen Himmelbette ſcholl bald das gleichmäßige Atmen einer ruhig Schlafenden; von dem jungfräulichen Lager hob ſich in dem zweifelhaften Mondlicht noch ein blaſſes Köpfchen, das ſchwarze Haar in ein weißes Seidennetz gehüllt. „O Mutter der Gnaden," flüſterte das Kind, „ich habe ſie beide belogen, Heudan erſt, den Hund, und dann die gute Baſe! Ach, Heilige, aber wenn man erſt ſo alt iſt! Sie verſtänden das doch beide nicht!" Dann legte ſie die Hände über die junge Bruſt, und ſanft wie eine Wolke kam der Schlaf.

— Rolf Lembeck wanderte indeſſen mit langſamen Schritten heimwärts; er wußte wohl, auf Dorning erwartete ihn auch ein ſchönes Weib, und ſie war ſein mit allen ihren Wonnen; aber ihn überfiel es, als fürchte er die ſtarken Weiberarme, und ging den Weg hinab wie in ein Tal des Todes.

Durch alle Gefahren aber fand die Minne ihren Weg. Rolf, der Leichtlebende, wie das ſchuld- und truglose Kind, ſie waren beide plötzlich klug geworden und reich an Plänen und an Liſten; denn Minne ſchärfte ihre Sinne und gab ihnen zum Schild die träumeriſche Vorſicht. Und alles fügte ſich, als ob es helfen ſollte: die Baſe hatte bei dem Nachtgang ihren Fluß im Kopf verſchlimmert; den Schloßhauptmann hielt der König noch in Wordingborg. Rolf Lembeck zwar erkaufte ſich bei ſeinem Weibe nur durch erzwungene Zärtlichkeit die flüchtigen Stunden ſeines echten Minneglückes; und mitunter, wenn er

ſie umfangen wollte, ſetzte ſie ihre ſchöne Fauſt gegen ſeine Bruſt und ſah ihm prüfend in die Augen, ob ſeine Seele auch dabei ſei; und ſo geſchah es unterweilen, daß ſie plötzlich ſeine Arme von ſich warf und ſchweigend aus der Tür ſchritt. — Und als zu Haderslevhuus der Schloßhauptmann aus Wordingborg heimkam, da trug ihm wohl die Tochter ein ſchweres Herz entgegen, und als er ihr die Wangen ſtrich und frug: „Was iſt mit meiner Dagmar?“ da ſchüttelte ſie nur den Kopf und ſah zu Boden und nicht wie früher in das geliebte und gefurchte Antlitz über ihr; und zu ſich ſelber ſprach ſie: „O brennend Leid! Wem ſoll ich reden, wem ſoll ich ſchweigen?“ Doch es ward nicht laut; ſie ſchwieg nur für den fremden Mann, und ein Weh durchflog ſie wie einſtmals in der Peſtzeit, als ſei ſie nicht mehr ihres Vaters Kind; doch war es heute nicht ihres Vaters Schuld.

So ſchien die Heimlichkeit geborgen; aber ein Durchblick von eines Sandkorns Umfang konnte ſie verraten. Schon mehrmals hatte Frau Wulfhild ihren Schreiber angehalten: „Nun, Gaſpard, wo bleibt die Puppe?“ und er hatte geantwortet: „Verzeihet, Frauenwünſche ſind ſchneller noch als Mannesarbeit!“ Gleichwohl trug er ſchon etwas in ſeinen Sinnen; nur wollte er es unreif nicht herausgeben. Er hatte auch einmal vom Wege aus des Schloßhauptmanns Tochter über die Gartenmauer lehnen ſehen; und auch zu ihm hatte die Dogge, die mit den Vordertatzen zwiſchen den Zinnen ſtand, das gewaltige Gebell hinabgeſandt. „Hm, ein Kind noch!“ hatte er bei ſich gemurmelt; „ein Kind mit einem Hunde! Und doch — auch bald nicht mehr; wer weiß?“

Und eines Morgens ſprach er zu dem Ritter: „Wiſſet, Herr, drunten in Haderslev hat ein junger Schmied, der eben aus dem Reich gekommen iſt, ein neues Schießwerk heimgebracht: es iſt ein eiſern Rohr und wird mit einem Pulver draus geſchoſſen! So's Euch gefällt, wir könnten einmal hinüber reiten!“

„Heiliger Hubertus!“ rief Herr Rolf; „kümmert Gaſpard der Rabe ſich auch um Schießzeug?“

Der Schreiber warf von unten ſeine ſcharfen Blicke auf den Frager: „Wenn ich nur treffen könnte!“ ſagte er.

Da lachte Rolf Lembeck: „So komm! Ich kenne die Feuerröhre ſchon von Prag; wer weiß, ob nicht dein Treffer drinſitzt!“

„Vielleicht,“ erwiderte Gaſpard, und da der andere nach dem Reitſtall ſchritt, ſah er ihm nach, als ſähe er auf ſeine Beute.

In kurzem ritten ſie auf Hadersleb. Es war zu Ende Juni; Rolf hatte ſein Mäntelchen ſchon auf des Rappen Hals gelegt, denn die Sonne brannte; Gaſpard warf die Gugelkappe in den Nacken. So ritten ſie in dem goldenen Staub der Heerſtraße durch das Kirchdorf Hammelef; die Bauernkinder lagen im Sande vor den Hütten und wieſen mit den Fingern auf den ſchmucken Reiter. Von da führte der Weg durch den Wald, und die Roſſe traten vorſichtig zwiſchen die Eichen- und Buchenwurzeln. Der Ritter blies den Atem von ſich: „Ah, Gaſpard, das ging ſchier ums Geſottenwerden!“

Der Schreiber nickte nur; er hatte Gedankenarbeit. Der Wald hörte auf, und wieder kam der Sonnenbrand; nach einer Weile ein Hügel mit hohen Bäumen, an dem zur Linken ſich eine andere Holzung hinzog; oben aus den Wipfeln ſah die Krönung eines ſtumpfen Turmes. Wie eine Gabel teilte ſich der Weg nach rechts und links; und Gaſpard, als ob es ſich von ſelbſt verſtehe, ſpornte ſeinen Fuchs zur Linken in den Waldweg, er wollte an der Gartenwand vorüber, um dort des Ritters Mienen und Gebaren zu erforſchen; doch da er umblickte, ſah er ſich allein; der Ritter war ſchon nach Oſten auf dem Wege durch die freie Landſchaft.

Gaſpard wandte ſein Pferd und ritt bald wieder neben ihm. „Ei, Herr,“ ſprach er, „was meidet Ihr den Schatten und reitet den weiteren Weg hier in der Sonnenglut?“

Der Ritter ſah lachend von ſeinem Hengſt auf ihn herab: „Ich wußt nicht, Gaſpard, daß du die Sonne fürchteteſt!“

„Ich bin kein Ritter, Herr," ſprach Gaſpard und zog ſich ſeine Gugelkappe in die Stirn. „Iſt in dem Schloſſe droben etwas, das Euer Auge haßt?"

„Meinſt du," erwiderte Rolf Lembeck fröhlich, „daß man nur meidet, was man haßt?" Doch, als beſänne er ſich plötzlich, fügte er hinzu: „Wohl ſeh ich lieber das freie Land hier, als auf des Dänenkönigs Burgen; mir iſt, er ſpinne wieder Unheil!" Der Zuſatz kam zu ſpät, denn als er auf den Schreiber blickte, ſah er deſſen Kopf ſich ſeitwärts drehen und mit der Naſe nach der Erde fahren, daß ihm der Kappenzipfel um die Schulter ſchwenkte. „Holla, Rabe!" rief er. „Wonach trachteſt du?"

„Ihr wiſſet, Herr," entgegnete der Braune, „ich ſehe bisweilen Dinge, die nicht da ſind."

„Und was Beute ſahſt du denn dorten auf dem Sande?"

„So Ihr es wiſſen wollet – nur eines Fädleins Ende! Ich dachte töricht, es ſei ſchier mitzunehmen; doch – Ihr habt recht, warum ſollen wir die Königsburg betrachten!"

„Ei, Gaſpard!" rief der Ritter, „wozu der Faden! Hier iſt kein griechiſch Labyrinth!" Doch plötzlich überkam es ihn, als ſtehe er mit Dagmar vor aller Welt auf offenem Markt, und aus dem Haufen glühten ſeines Weibes Augen auf das arme Kind.

Gaſpard blinzte mit verkniffenem Lachen auf den jungen Herrn und ließ dann ſeinen Fuchs nach hinten gehen. So ritten ſie, jeder in eigenen Gedanken, in die Stadt.

– Was mit dem Feuerrohr geworden, vermag ich nicht zu ſagen; aber ein anderes. In Holſtein, in einer engen Gruft, mußten die Würmer ſich durch einen Sarg gefreſſen und von dem gemunkelt haben, was ſie in dem toten Mann gefunden hatten, der, als er oben ging, Hans Pogwiſch hieß.

Am Nachmittage, da Rolf Lembeck mit dem Schreiber das Haus des Schmieds verlaſſen hatte, ſaß in der Gaſtſtube des „Schwarzen Stiers" zu Hadersleb ein wüſter Holſtenkerl; er

wollte zum König Waldemar, der wieder einmal Kriegsleute ſammelte; ein paar Geſellen, die ihm nicht ungleich ſahen, hielten ihn trunkfrei, denn er war ebenſo maulfertig im Trinken wie im Reden. „Ihr habt das Weibsſtück nun nahebei!“ rief er; „die macht nicht viel Federleſens, und ſchmuck iſt ſie, daß ſie den Teufel verführen könnte!“ Er ſtützte den ſchweren Kopf in ſeine Hand und ſtreckte die andere breithin auf den Tiſch: „Die Königlichen hatten ihr den Mann, der ſeinem Weib die ganze Ehefröhlichkeit verdorben hatte, zu ihrer Freude ſo verhauen, daß ſchon der Gottſeibeiuns am Bettende ſaß, um mit der Seele abzufahren. Aber — das wiſſen wir ſelber! Unkraut und Diſteln vergehen nicht ſo leicht; und eines Tages wurde ſeine Naſe wieder rot und kreuzfidel!“

Der Kerl lachte und nahm ſein Glas: „Ein Satansweib! Möge der Teufel ihr weiter helfen!“ Und die Gläſer der drei Halunken klirrten an einander.

An einem andern Tiſche ſaß ein Herr, jung und im goldgeſtickten Rock; er war ſchon aufgeſprungen und hatte die Hand am Schwertgriff, um die Kerle abzufuchteln; denn er wußte, es war ſein Weib, das ihre ſchmutzigen Mäuler ſchändeten. Aber er ſetzte ſich ſchweigend wieder: er mußte hören; das war beſſerer Gewinn.

Und mit heimlicherer Stimme begann auch ſchon wieder der Bettelgaſt am andern Tiſche; aber er hatte ſich zuvor noch erſt ſein Stück gelacht: „Der wunde Ritter, ich ſagt's euch ſchon, hub an, ſeine Fäuſte wiederum zu fühlen; da“ — und der Kerl ſtieß mit ſeinem Becher auf den Tiſch — „da hatte ſie auf einmal Ratten zu vergiften! — Ich glaub, es iſt auch wohl eine Ratte mit krepiert; aber es glückte wunderbar: am andern Morgen war ſie eine frohe Witwe!“

„Mordbrand!“ rief einer von den andern; „gar eine Ritterfrau und hier? Wie heißt ſie denn?“

Aber der Kerl wiſchte ſich den Mund und hob mit trunkener Feierlichkeit die flache Hand: „Das bleibt bei mir! Ich bin

von ihrem Hof; ein Hundsfott, der ſeinen Herrn verrät! Möchte nur der Folgmann des armen Vorwirts nicht geworden ſein!"

Er leerte ſein neu gefülltes Glas und ſtand taumelnd auf; als er an Rolf Lembeck vorüberkam, ſah er ihn mit verglaſten Augen an und ſtrebte taumelnd nach der Tür.

Gleichzeitig war Gaſpard in das Gemach getreten, der auf Einkauf für ſeine Herrin in der Stadt geweſen war, und Rolf drängte zur Heimfahrt. Auf dem Rückweg ließ er den Schreiber vor ſich reiten: er wollte weder ſeine noch eines andern Menſchen Rede hören; ihm war's, als wenn das Hirn ihm friere und göſſen Eisſtrahlen ſich hinab durch ſeinen Rücken! Nicht ſeines Weibes dachte er zunächſt; nein, Dagmars; und daß zu ihr ein furchtbarer Rettungsweg ſich aufgetan.

Als er zu Dorning ins Gemach trat, kam Frau Wulfhild mit ausgeſtreckten Armen ihm entgegen; aber er griff ſie an beiden Handgelenken und hielt ſie von ſich; mit entſetzten Augen ſah er auf ihr Antlitz.

Sie erſchrak. „Was iſt dir?" rief ſie auffahrend; „biſt du auch toll geworden?"

Da ließ er ſchweigend ihre Hände fahren und ſchritt in den Hof hinab. Das Weib aber ſtand plötzlich ohne Regung: „Was war das?" ſtammelte ſie kaum hörbar.

Nach einigen Tagen ſtand der Schreiber in Frau Wulfhilds Kemenate.

„Haſt du die Puppe?" frug ſie haſtig.

Er wiegte ſeinen kleinen Kopf: „Ich habe ſie und habe ſie auch nicht."

— „Das heißt?"

„Ich wette, es iſt das Fräulein von des Königs Burg."

— „Des Schloßhauptmanns Tochter? — Ein Kind!"

Er ſpreizte ſeine Finger: „Erlaubt, das pflegt ſich beim erſten Kuß zu wandeln; und überdies — das Neue iſt ein Dämon!"

Sie war vom Seſſel aufgeſprungen und ſchritt mit funkelnden Augen auf und ab; ihre Finger griffen in ihr Sacktuch, als ſei's ein lebend Weſen, das ſie würgen müſſe.

„Das Spielzeug könnt Ihr nicht nehmen," ſagte Gaſpard wieder; „doch wenn das Spielzeug nicht vom Kinde kann, ſo muß das Kind vom Spielzeug!"

– „Was heißt das? Rede deutlich!"

„Sind hier die Wände ſicher?"

„Das weißt du ſelber," erwiderte Frau Wulfhild und warf ſich in den Seſſel. „Nun rede!"

Und Gaſpard ſetzte ſich zu ihren Füßen auf den Schemel, den ſie ihm gewieſen hatte. „Ihr habet, edle Herrin," begann er leiſe, mit Fingerſpiel ſein Wort begleitend, „meine Maulwurfsarbeit nicht geſehen, aber ich habe ſie getan. So leiht mir nun ein hörend Ohr! – Die unruhigen Herren in Holſtein ſpinnen einmal wieder etwas gegen den König Atterdag" – er ſah ſich um; dann fuhr er fort: „Sie hatten Eueren Schwäher auch zum Rat berufen; Ihr wiſſet, der gewaltige Herr hat etwas von der Fledermaus: beim Wolfe heut und morgen bei den Falken; und ſo wollten ſie ſeiner diesmal ſicher werden. Aber er bauet die Burg dort auf der Inſel und kann nicht fort von dem wilden Bauvolk." Gaſpard ſenkte ſeine Naſe: „Wollet nicht fragen, wie ich das erfahren habe; aber ich ſuchte einen klugen Boten und ſchrieb an Herrn Claus Lembeck, daß bei Euch ein treuer Mann entbehrlich ſei, wenn anders Treue im nächſten Blute liege; ich ſchrieb auch, es komme Euerem Wunſch entgegen, des Ehegemahls auf eine Weile zu entraten."

„Mich will bedünken," rief das Weib, „du biſt noch eigenwilliger als klug! Und Claus Lembeck" – ſetzte ſie hinzu – „wie lautet ſeine Antwort?"

Der Schreiber neſtelte an ſeinem Rock und reichte ihr zwei Papiere. „Solange", ſprach er, „der alte Ritter nicht des Königs iſt, ſind die Wünſche der Schauenburgerin ihm Befehl!

Hier iſt ein Brief für Euch, und nebenbei, wenn Ihr ſie wollet, die Berufung für Herrn Rolf Lembeck!"

Die Frau griff nach den Briefen und las ſie. „Du nimmſt mir den Gemahl und ſollteſt ihn mir doch wahren!" ſprach ſie ſeufzend.

— „So laſſet mich ſchreiben, daß Ihr ihn nicht miſſen könnt!"

Da war ſie aufgeſtanden; den Kopf emporgeworfen, die eine Hand an ihren Lippen, ſtand ſie da, wie in die Weite ſchauend; dann reichte ſie dem Schreiber ihre andere Hand: „Mein weiſer Rabe! Ich bin zufrieden, ſchick mir deinen Boten; ich werde an Claus Lembeck ſchreiben, Rolf wird dieſem Vater nicht zuwider handeln."

„Ich wußt es, Herrin; Ihr ſeid nicht wie die andern." Er küßte ihr Gewand; dann wurde er entlaſſen.

— — Am Abend dieſes Tages ſchritt Rolf Lembeck nach der Gartenmauer zu Haderslevhuus, und Gaſpard der Rabe ſchlich unmerklich hinterdrein; er wollte nähere Beſtätigung für einen neuen Anſchlag, den er im Kopfe trug.

Spärlicher Nachtſchein zitterte durch die Buchenkronen; nur wenn der Ritter durch eine Lichtung ging, huſchten wie blaue Funken die Johanniskäfer um ihn her, und die Nacht war lau und ſtill. Sein Weib hatte nicht verſucht, ihn zu halten; dennoch ging er langſam und in ſchwerem Sinnen, und er hörte nicht auf den Schritt, der in den ſeinen trat. Nicht nur was er im „Schwarzen Stier" erfahren hatte, ein anderes noch war ihm gekommen! Ein Wort, das er als Knabe von ſeinem Vater vernommen hatte. Ein Graf von Orlamünde hatte derzeit von ſeinem Weibe wollen, um eine Schönere zu freien; aber kein Laie hatte zwiſchen den beiden Eheleuten den gemeinſamen Blutstropfen finden können, der fähig war, den Bund zu löſen. Da machte der Graf ein gut Teil ſeiner Habe zu Gold und zog nach Rom; und bald auch kam er mit heiterem Antlitz heim: zwar ohne Gold, aber mit dem Pergament des

Heiligen Vaters in der Taſche, das wegen zu nahen Blutes die Ehe aufhob. „Beim heiligen Bart," hatte Claus Lembeck da gerufen, „der Teufel konnt es nicht; der Papſt hat es herausgefunden!"

Der Knabe Rolf hatte das Wort gehört und nicht geachtet; jetzt kam es aus der Tiefe, wo das Gedächtnis die Schätze für die Zukunft hütet. „Und wenn dem Orlamünder, warum nicht mir?" rief es in ihm. „War meiner Großmuhme Gemahl doch ein Vetter von den Schauenburgern!" Dann dachte er des anderen: „Wenn ich es brauchen müßte, das bricht die Kette!" rief er laut, und mit kräftigeren Schritten ging er weiter.

Der Rabe Gaſpard war auf ſeinen Ferſen; und als nach einer Weile der Ritter ſich droben aus den dichten Zweigen in die zarten Arme ſchwang, da war der Laurer an dem Waldrand und ſah, was keines Menſchen Auge hätte ſehen ſollen. Denn in dem Ritter war alle ungeſtüme Liebesnot und Hoffnung aufgeſprüht; „Rolf, Rolf! Du töteſt mich!" rief Dagmar, als er ſie in ſeine Arme preßte.

Da ließ er ſie plötzlich und ſtarrte über die Mauer in den Grund hinab. „Hörteſt du es, Dagmar? Da drunten lachte was!"

Sie aber wandte das ſüße Antlitz zu ihm: „Fürchteſt du dich, Rolf?"

„Ja, — Dagmar; wer dich im Arm hält, muß ſich fürchten!"

„Doch nicht vor Ringeltauben! Ich hörte es auch, es kam dort aus der Buche."

Er warf noch einen Blick hinab, dann zog er ſie auf die Bank, wo vom Weg herauf kein Auge ſie erreichen konnte. Die Nachtigall hatte ausgeſungen; faſt keines Atemzuges Regung war in der Nacht; wie müde legte Dagmar den feinen Nacken auf ſeinen Arm, und ihre dunkeln Augen wollten nichts als ihn. Dämmerung war es, denn der Mond war rund und wieder ſchmal geworden und ſtand mit ſeiner Sichel über den

Bäumen in Südoſt. Rolf Lembeck ſah grübelnd in die Nacht hinaus.

„Nimm! So nimm doch, liebſter Mann!“ hauchte das Kind und bot ihm ihre roten Lippen.

Aber er drückte wie in Angſt ihren Kopf an ſeine Bruſt: „Nicht mehr, o Süße, Selige!“

Da lachte ſie und riß das dunkle Köpfchen wieder gegen ihn auf: „Um was? So nimm doch, was dein iſt!“

Aber der Mann ſtöhnte, in Wonne halb und halb in Schmerz: „O Dagmar, ein Feuer iſt die Minne; es ſoll dich nicht verbrennen!“

Sie verſtand ihn nicht; ſie frug auch nicht, nur als ſeine Lippen jetzt flüchtig ihre Stirn berührten, klagte ſie: „Das iſt ja nicht der Weg zum Herzen! Zürnſt du? Was hab ich dir getan?“

„Du, Dagmar?“ rief er, und ſeine Augen leuchteten wie blaue Sterne, „du füllteſt mir das Herz mit Wonne; ſoll ich Todesnot in deines bringen? Hör mich, du Schöne, Unirdiſche! Mir iſt es oft ein Wunder, daß meine Hände dich berühren können; mir iſt, als ſeieſt du mein holder Schattengeiſt, von dem die alten Mären ſagen, zwiſchen Lilien aus dem Mondſcheinſee zu mir emporgeſtiegen; mir träumt zu Nacht, daß Flügel an deinen zarten Schultern ſprießen, daß du mich fortträgſt, weit aus dem Wirrſal meines jungen Lebens!“

— „O nein, nicht ſo, nicht ſo!“ Flehend bat ſie ihn, und ihre Hände legten ſich auf ſeinen Mund; „du täuſcheſt dich; ich bin nur ein Erdenkind, o Rolf, die ſterben vom Hauch der Luft! ich weiß es!“

Anbetend ſah der Mann ſie an.

Da glitt ſie ihm zu Füßen, ein geſpenſtiſcher Glanz brach aus ihren Augen. „O Liebſter, kein Leben, kein Sterben ohne dich!“

Er zog ſie ſanft zu ſich herauf: „Erſt leben, Dagmar! Wir zuſammen — möchteſt du das nicht?“

Sie nickte nur; aber der Atem ſtand ihr ſtill, als ob ſie Wunder hören ſolle.

— „So muß ich dich um Urlaub bitten!"

„Urlaub?" rief ſie erſchreckt. „Du willſt fort? — Ganz fort?"

— „Nur auf zehn Tage, Dagmar! Am Abend nach Mariä Heimſuchung bin ich wieder bei dir!"

„Zehn Tage! — O, das iſt lange!"

Er ſtrich ihr liebkoſend das loſe Haar unter ihren Silberreif: „Ja, Dagmar, lange! Aber ich muß zu meinem Vater!"

Sie blickte ihn plötzlich wie verwundert an: „Haſt du auch einen Vater?" frug ſie zaghaft.

— „Haſt du doch einen, Liebſte!" ſprach er. „Und meiner ſoll uns helfen, daß ich mit ihm durchs Schloßtor zu dem deinen trete und dich zum Ehegemahl begehre!"

Ein ſelig Lächeln überflog das Angeſicht des Kindes: „O Rolf, welch ein Glück!"

Es fiel ein Regentropfen, ein langer Donner rollte über ihnen. „Gott hat's gehört!" ſprach er.

— „Sag noch einmal," bat ſie, „wann kommſt du wieder?"

Er neigte ſich und flüſterte es noch einmal in ihr Ohr.

— „Gewiß?"

„Glaubſt du, ich könnte den Weg vergeſſen?"

„Nein, nein!" — Sie waren aufgeſtanden, Dagmar hing an ſeinem Halſe; aber die Donner rollten ſtärker, und die Blitze flammten, vom Turme herab ſcholl das Wächterhorn. Noch einen Kuß, noch einmal, als wie auf ewig, Bruſt an Bruſt; dann war nichts als Nacht und Wetterſchein auf dieſem Platze.

— — Bevor Rolf Lembeck ſein Haus erreichte, war Gaſpard heimgekommen, und Bericht und Anſchlag waren zwiſchen der Herrin und ihrem Diener ſchon zu Ende; als der Ritter in das eheliche Gemach trat, lag Frau Wulfhild wie ſchlummernd auf ihrem Lager. Doch obſchon ſie in voller Weibesſchöne dalag,

ihres Mannes Augen ſahen an ihr vorüber, und ſeine Hand griff nur nach einem Schreiben, das auf einem Tiſchchen lag, auf dem er ſeines Vaters Hand erkannt hatte. Als er es haſtig aufgeriſſen, flog es wie Schrecken halb und halb wie Staunen über des Weibes Antlitz, und ihre Augenſterne blinzten heimlich durch die Lider, denn Rolf Lembeck hatte zufrieden vor ſich hingenickt. Dann ſtreckte er ſich ruhig auf ſein Lager.

Einige Tage, nachdem der junge Ritter ſeine Fahrt nach Borgſum auf der Inſel angetreten hatte, ſaß Frau Wulfhild in ihrem Gemache. Allerlei Schriften lagen vor ihr auf dem Tiſche; aber ihre Gedanken ſchienen nicht bei ſolcher Arbeit; ihr ſeiden Blondhaar hatte ſie rückwärts über die Schulter geworfen, und es glänzte wie Gold gegen das dunkle Muſter der Teppiche, die an den Wänden hingen. Inmitten der ſchönen Stirn des Weibes war eine Falte, die immer tiefer zu werden ſchien; ſie drängte die Augen an einander, als könne ſie ſicherer ſo das eine Ziel verfolgen, das vor ihren Sinnen ſtand.

Da wurde die ſchwere Tür aufgeſtoßen. Sie fuhr empor: „Wer iſt da?"

„Der Herr Schloßhauptmann von Haderslevhuus!" erwiderte der junge Bookwald, der hereingetreten war. „Ihr, Herrin, hättet ſeinen Beſuch erbeten."

„Er iſt willkommen! — Doch warte noch, Gehrt! Rück erſt den Seſſel hier zum Tiſche!" Sie hatte ſich in ihrer ganzen ſtattlichen Geſtalt erhoben und begann im Gemache auf und ab zu ſchreiten, während der Knabe das Aufgetragene beſorgte und ſich dann entfernte.

Nach einigen Augenblicken war ein grauhaariger Mann in dunkler Tracht und von gewaltigem Körperbau hereingetreten. „Euer Gemahl, edle Frau," ſprach er, nachdem die Grüße gewechſelt waren, „ſcheint nicht daheim zu ſein; Ihr ſelbſt wünſchtet mich!"

„Mein Gemahl, Herr Schloßhauptmann," erwiderte Frau Wulfhild, „würde zu Euch gekommen ſein; Ihr müßt diesmal Euch an mir genügen laſſen!"

„Wollet mich nicht beſchämen, edle Frau! Ich kam, um Euch zu hören!"

Sie ſetzte ſich und lud ihn mit der Hand zum Niederſitzen; eine kurze Weile lagen ihre Augen auf ſeinem Antlitz, das er geduldig ihr entgegenhielt. „Mit Claus Lembeck", hub ſie an, „ſaß hier ein däniſch Weib; ich bin aus dem Geſchlecht der Schauenburger; wir beide ſind Landsleute —"

Er unterbrach ſie: „Ein Schleswiger bin ich und jetzt des Königs Mann!"

— „Ich weiß es, Ritter; Ihr waret auf Fünen in der Schar, von der mein ſeliger Gemahl von ſeinem Hengſt gehauen wurde!"

„Er war mein Feind derzeit; ich aber habe ihn nicht gefällt," erwiderte er ruhig.

Sie ſchwieg einen Augenblick. „Mag ſein! Ich habe den Schaden ausgeheilet und bin itzt Herrin hier auf Dorning; wir ſind Nachbarn, Ritter, und alſo —"

„Wollet Ihr mir etwa Nachbarrat erteilen?"

— „Ei, nun, wie Ihr es nehmen wollt!" und da er nickte: „Ihr wiſſet, hinter Euerem Garten, dort, wo es ſo jäh hinab zu Boden ſchießt, ſteht hart daran eine italiſche Pappel und ſtreckt ihre Zweige an die Mauerzinnen, ſo dort den Garten abſchließen. Man ſagt, es ſoll dort faſt achtzig Fuß in die Tiefe gehen! Was ich Euch ſagen wollte ... den Baum, Ihr müßt ihn fällen laſſen!"

„Die Pappel?" rief der Schloßhauptmann. „Was wirret Euch, edle Frau! Die iſt des Königs Liebling; ſein Ahn Chriſtoffer hat ſie gepflanzt, da er Südjütland gegen Abels Söhne in Beſitz genommen hatte!"

„So habet Ihr wohl keine Tauben oder ſonſtig edles Geflügel in der Feſte", fuhr ſie achtlos fort, „und iſt Euch des-

gleichen nicht zerriſſen worden? Denn aus dem Wald genüber laufen Iltis oder Edelmarder an dem Baum hinauf und ſpringen aus deſſen Zweigen in den Garten!"

„Was wollet Ihr, edle Fraue," ſprach der Ritter; „ich verſtehe Euere Rede nicht; ich hatte niemals koſtbares Geflügel, und wäre ſolches mir zerriſſen worden, ich würde darum doch nicht des Königs Baum verſehren!"

Sie ſah ihn an; aber da er ruhig, mit der Hand auf ſeinem Schwerte, daſaß, hob ſie eine Glocke vom Tiſch und ſchellte, und da der Knabe eintrat, bedeutete ſie ihn: „Gaſpard ſoll kommen!" Dann ſah ſie wieder auf ihren Gaſt und frug, als ſei's nur, um die Minuten hinzubringen: „Ihr habt wohl ſchöne Frauen in der Feſte?"

— „Wie meint Ihr, edle Frau?"

„Nun, ich hörte auch nur ſo."

Der Mund des ernſten Mannes lächelte faſt: „Wer hat Euch ſo berichtet? Die Dienerinnen gehen alle an ein halb Jahrhundert, und unſere Baſe iſt noch weit darüber. Ich hab gelitten, Fraue; das Lachen der Jugend tut meinen Ohren weh!"

Die kräftigen Lippen des Weibes zuckten, als wiſſe ſie doch beſſeren Beſcheid in ſeinem Hauſe als er ſelber. Dann öffnete ſich die Tür, und der braune Mann mit der Gugelkappe war leiſen, aber ſicheren Schrittes eingetreten und blieb nun an der Schwelle ſtehen.

„Wer iſt der Mann?" frug der Ritter.

„Es iſt mein Schreiber," ſprach ſie; „er mag Euch ſelbſt berichten, was er nachts geſehen hat, da ihn der Weg an Euerem Schloß vorbeiführte."

Der Schloßhauptmann wandte ſich in ſeinem Seſſel und blickte auf den Schreiber. „So ſprich denn, Mann," ſagte er, „was du mir zu ſagen haſt!"

Gaſpard der Rabe hatte von unten einen vorſichtigen Blick auf den finſteren Herrn geworfen. „Ich weiß nicht eben,"

begann er, „ob es Euch gefallen mag! Wenn man die Füße ſeiner Worte nicht mehr hört – wer weiß, ob ſie Dank oder Undank holen!"

Auf des Gaſtes Stirne furchten ſich die Zeichen der Ungeduld: „Laſſet Eueren Mann ſeine Rede tun, edle Frau, um die Ihr mich geladen habt; mir iſt nicht Zeit für andere Weisheit!"

„Sprich ohne Umſchweif, Gaſpard!" rief Frau Wulfhild.

„Ja, Herr," hub dieſer an, „es war eine helle Nacht, vor kaum acht Tagen, da ich von Hadersleb den Weg zwiſchen Eurem Garten und dem Buchenwald herunterkam; da ſtob aus dem Baumſchatten ein Gewild – es mochte ein Marder oder Iltis ſein – mir vor den Füßen quer über den Weg der großen Pappel zu, und ich hörte, wie es zwiſchen den Zweigen in den Baum hinaufklomm. Ich ſtand – ich ſah hinauf und dachte: Itzt wird's bald oben ſein und auf den Mauerzinnen tanzen!"

– „Nun – und?"

„Ja, Herre, es kam weder ein Marder noch ein Iltis!"

Der Schloßhauptmann fuhr auf: „So ſitzt es wohl noch heute in dem Baum!"

„Das wäre möglich," ſagte Gaſpard; „auch möglich, daß ein Zauberſpiel dabei geweſen iſt. Ihr hörtet wohl ſchon ſagen: es ſpringt ein Wolf, auch eine rote Maus uns in den Weg, und faßt man's mit dem rechten Wort, ſo hat man ein altes Weib oder gar einen jungen Knecht in ſeiner Hand!"

Der Ritter warf einen forſchenden Blick auf den Sprecher: „Was ſoll das hier? Deine Naſ' und Augen ſind mir zu ſcharf für ſolche Kunkelweisheit!"

Aber in Gaſpards Augen, die ihm begegneten, war kein Arg zu leſen. „Herr," ſagte er, „der eine ſpricht's, der andere widerſpricht's; doch ſo viel haben meine Augen ſelbſt geſehen: ein Marder war unten in den Baum geſprungen, und oben ſchwang ſich ein junger Fant aus ſeinen Zweigen auf die

Mauerzinnen; ich ſah die goldenen Knöpfe auf ſeinem Leibrock funkeln, und der Nachtſchein des Mondes leuchtete auf ein goldblond Haar."

Der Schloßhauptmann hatte ſich vorgebeugt: „Und dann?"

„Dann ſprang er in den Garten."

In der Bruſt des alten Ritters erhob ſich eine Stimme, die ſprach: „Einer der Diener war es, der ſich beim luſtigen Trunk verſpätet hatte; du mußt dein Hausrecht brauchen, und es ſoll nicht mehr geſchehen!"

Er ſprach das dann auch laut; doch Gaſpard erwiderte: „Ich weiß nicht, Herr, ob Ihr ſo fein Geſinde haltet; auch ſchien der Fant ſeine Luſt noch vor ſich zu haben, und ſeine Glieder waren ſicherer, als ich nach dem Trunk es ſonſt geſehen habe. Vor allem: hinter der Mauer war ein Weib; noch kaum ein Weib! Ein ſchmächtig unſchuldig Ding; denn ihr Gewand war weiß, gar ungeſchickt zu geheimem Minnetreiben; der Mond blitzte auf einem Silberreif, der ihr dunkel Haar zuſammenhielt!"

„Und weiter? — Was ſahſt du weiter?" ſtieß der Ritter wie in Angſt hervor.

— „Ich ſah nichts weiter, Herr."

Das Weib hielt den ſchönen Kopf in ihre Hand geſtützt und ſah des Ritters Antlitz ſich unter ſeinem grauen Bart mit Todesfarbe decken. Da winkte ſie dem Schreiber, und er verließ das Zimmer. „Nun, Herr Schloßhauptmann," ſprach ſie leiſe; „werdet Ihr den Baum des Königs fällen laſſen?"

Er wandte den Kopf, aber aus ſeinen Augen waren die Gedanken nach anderswo entflohen; er frug: „Was ſpracht Ihr, edle Frau?"

Und als ſie ihre Worte noch einmal geſprochen hatte, frug er weiter: „Wißt Ihr von dieſem Abenteuer mehr zu melden, als ich eben hörte?"

Doch ſie erwiderte: „Nein, Herr; Ihr müſſet nun ſo zufrieden ſein!"

Er warf ſeine düſteren Augen auf ſie und ſprach zu ſich ſelber: „Was will das Weib? Denn nicht deinetwegen hat ſie dich geladen; ſie weiß, um wen die Pappel fallen ſoll!“ Laut aber ſprach er und richtete in ſeiner mächtigen Geſtalt ſich auf: „Ihr drücktet ein Beil in meine Hand! Gott mög mir raten; und mög er auch bei Euch ſein, edle Frau!“

Er hatte ſich gewandt und war aus dem Gemach geſchritten. Unten im Hofe führte ein Knecht ſein Roß umher; er rief ihn und ſchwang ſich in den Sattel; dann ſuchte das Tier durch Wald und Felder ſich ſelber ſeinen Weg. Ob hoch am Himmel die Lerchen ſangen, ob Falken und Elſtern um ihn ſchrien, er hörte es nicht: gleich einem gebrochenen Manne hing er im Sattel; vor ſeinen Augen war immer nur ſein ſchmächtiges Kind in eines Fremden Armen, deſſen Antlitz er nicht erkennen konnte.

Erſt als das Roß unter den Bäumen des Schloßberges hinantrabte, fuhr er empor und zog den Zügel an. Aber er wandte ſein Tier und ritt zurück, er wußte ſelber nicht wohin; in ſeinem Kopfe war zu ſchmerzlich Wirrſal, das er weder ſchlichten noch zur Ruhe bringen konnte. Es dunkelte ſchon, da er zum zweiten Mal heimkam und jetzt langſam in den Schloßhof einritt. — Nachts von ſeinem Bette, wo er mit geſtütztem Kopf lag, trieb es ihn wieder auf: er fand ſich plötzlich die Turmtreppe hinabſteigend; dann ſtand er hinten in dem Garten, den er ſeit Jahren nicht betreten hatte, und ſah bald auf den Wipfel der großen Pappel, bald hinunter in die Tiefe. Ja, ja; ſie drängte ihr mächtiges Gezweig hart an die Bergwand und oben an die Zinnen, er hatte ſie lang darauf nicht angeſehen; auch der König konnte dort den Baum nicht dulden!

Dann ſtieg er zurück in ſeine Kemenate und warf ſich wieder auf ſein Lager; als aber im Zwielicht der Ton des Wächterhorns an ſein Ohr drang, ſprang er auf und holte drunten ſelbſt ein Dutzend Knechte aus den Betten. Und da die Sonne aufgeſtiegen war, hallten donnernde Schläge durch die Burg

und riſſen alle aus den Betten, die noch in Morgenträumen lagen. „Baſ'! Baſ'! der Feind kommt!" rief Dagmar, jäh vom Kiſſen fahrend; und die alte Dame lallte, noch halb vom Schlaf befangen: „Bete, Kind! Bete! Wir ſind arme Frauen!" Als aber Dagmar jetzt vor ihrer Bettſtatt auf den Knien lag, richtete ſie ſich mühſam auf und ſtrich mit ihrer ſanften alten Hand das wirre Haar von der Stirn ihres Lieblings: „Ei, Kind," ſprach ſie, während die Schläge immer lauter dröhnten, „das iſt die Holzaxt, es iſt ja nimmer Krieg!"

Ein Rauſchen wie von hundert Adlerflügeln, der Donner eines furchtbaren Sturzes machte in dieſem Augenblick die dicken Scheiben des Gemaches klirren. Dagmar war totenbleich, und ihre Hand zitterte in der der Baſe; die aber lächelte: „Es iſt ja nichts, Kind; ſie haben einen Baum gefällt!"

Aber in Dagmars großen Augen ſtand der Schrecken: „Einen Baum? O Baſ', ich dachte, der Himmel falle ein!"

Die Baſe ſchüttelte den Kopf: „Es kam ja von der Gartenſeite; hörteſt du das nicht?"

Dagmar griff plötzlich nach ihren Kleidern und begann ſie über ſich zu werfen. „Ja, Baſ', ich glaub; ich will hinab!"

„Du töricht Ding!" rief die Baſe. „Was kümmert dich der Baum? Die Vögel ſind ja kaum vom Neſt geflogen!"

Aber das Kind, dem der Atem ſtockte, war ſelber ſchon hinabgeflogen; und die Alte faltete zum Morgengebet die Hände; durch das kleine Fenſter fielen die erſten Morgenſtrahlen.

— — Nicht lange danach trat der Schloßhauptmann in den Garten; die Dogge Heudan folgte ihm. Als ſie bei den Zinnen hinaustraten, ſtand der Hund und ſchaute wie verwundert vor ſich hin: die Pappel, wo war ſie denn? Dann wandte er den Kopf und lief plötzlich in Sprüngen ein Stückchen ſeitwärts auf die Mauer zu.

„Dagmar?" rief der Ritter. „Du hier? ſo früh?"

Sein Kind ſtand reglos an den Zinnen und ſtarrte in die Tiefe: ſie ſchien ihn nicht zu hören; ihre Händchen hielt ſie

über einander auf die Bruſt gedrückt, als müſſe ſie den Tod gefangen halten.

„Dagmar!“ rief er angſtvoll. „Was iſt dir? Biſt du krank geworden?“

Da wandte ſie ſich und ſah ihn an.

„Kennſt du mich nicht? Ich bin's, dein Vater!“ rief er und zog ſie mit ſanften Händen zu ſich.

Ein Schrei entfuhr ihr: „O, er kommt nimmer wieder!“ Dann brach ſie in ihres Vaters Arm zuſammen.

Ratlos blickte er auf das ſchmale Antlitz: die Wimpern der geſchloſſenen Augen lagen ruhig auf den blaſſen Wangen; aber das Herz ſchlug ſo gewaltſam, als wollte es die kleine Bruſt zerſprengen. Leis neigte er ſich an ihr Ohr: „Dagmar, mein Kind, wer wird nicht wiederkommen?“

Ihre Lippen regten ſich, aber ein Wort war nicht zu hören.

„Wer, mein vielliebes Kind?“ wiederholte er. „Ich will ihn ſuchen helfen!“

Da flog ein ſelig Lächeln über das blaſſe Antlitz: „Rolf!“ hauchte ſie; und noch einmal wieder: „Rolf!“

„Weiter!“ rief er haſtig. „Wie weiter? Der Name läuft auf allen Gaſſen!“

Aber ſie vermochte nur leis den Kopf zu wiegen, als ſei das alles, was ſie wiſſe.

„Rolf? Wer iſt Rolf?“ frug ſich der Ritter. Zorn gegen den, der ſeinem Kinde das getan hatte, brauſte betäubend in ihm auf; aber er durfte jetzt nicht ſchelten, was ſie liebte: ihr Leben hing daran. Des Schreibers Gaſpard Nachricht tauchte in ihm auf: ein Junker, ein ritterlicher Mann doch mußte es geweſen ſein! Da ſchlug ein furchtbarer Gedanke ihm durchs Hirn: „Dagmar,“ ſprach er bebend, „beſinne dich! Nicht wahr, er trug einen Rock, einen Gürtel mit Stickereien? War kein Wappentier, zahm oder Gewild, darauf geſtickt?“

Er ſtarrte lang vergebens auf ihr Antlitz; dann bewegten ſich ihre Augen unter den geſchloſſenen Lidern: „Ein Geier!“ ſprach ſie leiſe.

Wie von jähem Stoß getroffen, fuhr der Ritter auf: „Rolf Lembeck!“ ſchrie er. „Verfluchter! Das gilt dir deinen Tod!“

Das Kind aber ſchlang die Arme feſt um ſeinen Hals: „Vater! mein Vater!“ ſchrie ſie. „O, ich ſterbe!“

Der Augenblick, den des Königs Arzt vorhergeſehen hatte, ſchien gekommen. Zwiefach geſpitzt hatte der Pfeil ihr Herz getroffen; ſie ſprach nicht mehr; erbarmungsloſe Gichter warfen den jungen Körper in ihres Vaters Armen hin und wider.

Still trug der Ritter ſein Kind ins Schloß zurück; Heudan, die Dogge, folgte mit geſenktem Haupt.

„Mariä Heimſuchung!“ murmelte der Mann. „O heilige Mutter, nimm mein Kind in deinen Schutz!“

— — Aber die Mutter Gottes war nicht die Hüterin der Minne. — Ein Bote auf ſchnellſtem Roſſe ritt nach Schleswig, um einen ſicheren Medicus zu holen; inzwiſchen legte die Baſe mit zitternder Hand kühlende Binden um das Herz des Kindes, und ein Chirurg aus Hadersleb ging ihr dabei zu Hülfe; am Fuß des Bettes ſtand der Schloßhauptmann: „Die Tränen helfen nicht!“ ſprach er leis und biß die Zähne auf einander.

— — Als aber die Dämmerung herabfiel, brachen jenſeit des Gartens junge mutige Schritte aus dem Holz hervor; doch ſie ſtockten plötzlich, da ſie den Waldesrand erreichten. Es war lautloſe Stille weit umher; nur eines war anders, als es ſonſt geweſen: im Wege vor des Anſchreitenden Füßen lag der geſtürzte Baum, und droben über der Mauerzinne, wo ſonſt die Pappelblätter flüſterten, ſtand jetzt die leere Luft.

Dem drunten mochte bald wohl alles anders erſcheinen; denn ſtatt des dunkeln Köpfchens mit dem Silberreife ſah er plötzlich die Geſtalt eines ſtarken Mannes dort oben an der Mauer. „Rolf Lembeck!“ hörte er es wie im Traume herunterſchallen; ihm war, als führe die Hand des Mannes nach dem Schwerte; es kümmerte ihn nicht, es war nur wie Geſpenſterſpiel vor ſeinen Augen. Wie es geworden, wann er von dort gegangen ſei, er wußte ſpäter nichts darüber.

— — An manchem Tage noch, im Mondlicht und im Sonnenſcheine, ſtand Rolf Lembeck unten an dem Waldesrand. Die Tage wurden kürzer, der September begann das Laub zu färben, und nur Krähen und Falken ſchrien noch im Walde; aber fortan ſah er droben nie ein anderes als die kahlen Mauerzinnen, und kein Weg, keine Kunde war zwiſchen ihm und ihr.

Das waren Minnequalen, wie er noch nicht empfunden hatte, und ſie gruben ihre Spuren in ſein hoffnungsfrohes Antlitz und löſchten den Glanz in ſeinen blauen Augen.

O Minneleid, o ſehnende Not,
Euch will ich tragen
Sonder Klagen
Vom Morgen- bis zum Abendrot;
Nur nicht, wovon zu ſagen:
Kein Leben und kein Tod!

So klagte er. Aber ſie, die Eine, hörte es nicht; ein anderer war es, der ihre Hand zu faſſen kam.

In der Kemenate der Baſe lag Dagmar; die Alte hatte ihrem Kinde den Platz geräumt und ſich wo anders hingebettet. Die Kranke war am Abend mit den Sterbeſakramenten verſehen worden; jetzt brachen die erſten Morgenlichter in das Zimmer.

„Mein Vater!“ rief ſie.

„Ich bin bei dir, Kind!“ ſprach der Schloßhauptmann, der die Nacht am Bette gewacht hatte.

„Hör!“ ſagte ſie und hob einen Finger ihrer bleichen Hand. „Über uns, da oben auf der Hausfirſt, ſang die Amſel!“

Er ſchüttelte den Kopf: „Du irrſt dich, Dagmar, im Oktober ſingt keine Amſel; die Blätter fallen ſchon.“

„Ja, horch nur!“ ſagte ſie wieder. „Ich hör's, ſie ſinget mir den Tod an!“ Und ſie ſtreckte ſich lang auf ihrem Lager und faltete die Hände unter ihrer Bruſt.

„Mein Kind, du weißt, ſie ſingt auch dem Leben; aber ich höre keine Amſel.“

Sie antwortete nicht; nur ihr Haupt, das mit geſchloſſenen Augen auf dem Kiſſen lag, bewegte ſich wie verneinend.

Der Ritter ſah auf ſein Kind, und wie in ſchweren Zügen die kleine Bruſt ſich hob und ſenkte; dann ward es ſtiller. Da ſtreckte ſie plötzlich wie in heftigem Gebet die Arme vor: „Nein, nein! O, noch nicht!“ rief ſie angſtvoll; „nur noch ein Weilchen!“ Dann wandte ſie das Haupt, und mit weit aufgeriſſenen Augen blickte ſie auf ihren Vater.

Er fuhr zuſammen, denn er kannte dieſen flimmernden Schein; die Seele ſchien ihn nur mühſam feſtzuhalten. „Sprich, mein Kind!“ ſagte der Ritter ſanft.

„Ich ſterbe, noch heute!“ ſprach ſie hart, und ihre kleine Hand erfaßte mit feſtem Griff des Vaters Arm. „Ich hab noch einen Erdenwunſch: Rolf Lembeck – zürne nicht!“ rief ſie zagend.

Aber der verhaßte Name, den ſie nimmer noch geſprochen hatte, war gleich eines giftigen Wurmes Stich ihm in das Herz gedrungen. „Nenn den Verruchten nicht! Die Minne, die dich betörte, verweſt mit deinem Leib im Grabe!“

„Wer ſagt das?“ rief ſie heftig.

– „Nicht ich, mein Kind; die heiligen Bücher ſagen es, die Kirche! Du weißt es ja!“

Ein Seufzer, wie ein Abſchied von aller Erdenſeligkeit, entrang ſich ihrer Bruſt. Dann aber kam ein haſtig Sinnen in ihre Augen, und ihre Hände ſtrichen das wirre Haar ſich von der Stirn. „Nein,“ rief ſie laut und richtete ſich jäh empor, ein geiſterhaftes Leuchten flog aus ihren Augen, „ich weiß es, Vater: die Minne iſt ſtärker als der Tod!“

Ein Lachen voll Verzweiflung ſcholl aus des Ritters Kehle: „Gott wird euch ſcheiden!“ rief er. „Dich wird er zu der Mutter ſeines Sohnes weiſen; ihn, den Verfluchten, zum tiefſten Grund der Höllen. Tu dein Gebet, daß Gott ſein Bild aus deiner Seele reiße!“

Da antwortete ſie nicht mehr; aber ihre Hände hob ſie betend auf, und flehend, daß kein Menſchenherz ihr hätte widerſtehen

können, ſprach ſie: „Hilf du mir, lieber Herrgott! Nimm ihn mir nicht! Ich könnte ſonſt nicht in deinem Himmel leben!“

Der ſtarke Mann fiel nieder auf ſeine Knie: „Sprich, Kind! — Alles, was du willſt!“

Sie hatte ſich mit beiden Armen aufgeſtemmt, mit aufgeriſſenen Augen ſah ſie ihren Vater an: „Rolf Lembeck!“ flüſterte ſie heiſer. „Weiter nichts!“ Sie hatte dem Tod die Worte abgerungen; nicht Dagmar war es, nur ein Geſpenſt von Dagmar ſaß an ihrer Stelle. „Lad ihn zu meiner Leiche, Vater! Sein Auge ſoll auf mir ruhen; noch einmal! Dann“ — die Stimme brach ihr plötzlich — „laß ihn ziehn in Frieden!“

Ihr Mund war ſtumm; ſie ſank auf ihre Kiſſen.

Die Baſe war inzwiſchen leis hereingetreten und kniete neben ihr. „O, Kind, und in ſolcher Törnis willſt du uns verlaſſen!“ murmelten die alten Lippen; aber die Kranke regte ſich nicht mehr. Der Ritter ſprach zu ſich: „Es iſt alles aus, mein Leben mit dem deinen!“ Er legte lind die Hand auf Dagmars Stirn und ſagte: „Es ſoll geſchehen, wie du es willſt, mein Kind!“ Und wie ein Lächeln flog es noch einmal über ihr Antlitz, ſie lebte noch.

Aber da ihr Odem ſchwächer wurde und er ſah, daß ihre Seele fliehen wollte, ging er zu einem Lädlein, darin geweihte Kerzen lagen, noch von dem großen Sterben her. Er nahm eine heraus und entzündete ſie an dem Lämplein, das noch brannte. „Für mein Letztes!“ ſprach er und trat wieder zu ſeinem Kinde; dann faßte er ihre feinen Hände und ſchloß ſie um die brennende Totenkerze und legte die ſeinen ſorgſam noch darüber, daß nicht ein Tröpflein heißen Wachſes ſie von ihrem letzten Pfad zurückſchrecke. Still harrend ſaß er auf der Kante des Bettes; die neben ihm kniende Baſe ſprach: „Gott hat dir ein Lichtlein geben; das leucht' dir ins ewige Leben!“ Und beide ſahen, wie die Flamme von dem Odem der Sterbenden immer ſchwächer bewegt wurde. Da plötzlich flackerte die Kerze und erloſch; ein leichter blauer Qualm zog durchs Gemach.

„Dagmar, mein Kind! O ſüße Dagmar!“ rief der Mann; aber Dagmar hatte ſanft ihr Haupt geneigt, und eine ſchöne Tote lag jetzt auf den Kiſſen. Die Baſe ſprach: „Auf Wiederſehn in Gottes Himmelreich!“

Der Schloßhauptmann, der die erloſchene Kerze fortgelegt hatte, ſah jetzt finſter auf die Leiche ſeiner Tochter: „Sein Name war dein Letztes.“ — Er ging zur Tür und ſchellte.

Eine alte Dienerin war eingetreten. „Meine Tochter Dagmar iſt nicht mehr auf Erden,“ ſprach er und ſchwieg dann plötzlich; das Knochengeſpenſt des Todes, der ihm ſein Kind genommen hatte, ſtand vor ſeinem inneren Auge, aber ſtatt des nackten Schädels trug es den ſchönen Kopf des jungen Ritters Lembeck auf den Schulterknochen. Und aus der lang verſchloſſenen Falte ſeines Herzens ſchoß der Jähzorn ihm ins Hirn und fegte es leer von Verzweiflung und Leid, die es erdrücken wollten. Und in ihm ſprach es: „Es ſoll geſchehen; ich hab mein Wort gegeben; doch — umſonſt, Rolf Lembeck, ſei auch nicht der ärmſte Tropfen deines Minneglücks!“ Dann wandte er ſich wieder zu der Dienerin: „Verſteh mich, Sine, und künd es auch den andern: drei Tage lang, bis ich euere Zungen löſe, geht über den Tod nicht Kunde aus unſeren Mauern! Das Zügenglöcklein ſoll nicht läuten; beſtelle mir ſogleich Ambroſius, meinen alten Diener; laß den Prieſter in meinem Gemache unten mich erwarten!“

Im Hofe zu Dorning ſaß gegen Abend des nächſten Tages der Ritter Rolf Lembeck unter der Burglinde. — Er war allein; noch am Tage ſeiner Rückkunft, als vorher die Pappel und ſein Glück gefällt worden, hatte Frau Wulfhild eilig nach ihrem Hof in Holſtein müſſen: zwiſchen Meier und Geſinde, ſo hatte ſie geſagt, ſei Unfriede ausgebrochen und die Gegenwart der Herrin nötig worden. Aber es lag wohl Tieferes am Grunde; im Augenblick der Abreiſe hatte Rolf einen Zug wie von verſteinertem Entſetzen in ihrem Antlitz wahrgenommen; die Leiden-

ſchaft zu ihrem Eheherrn ſchien völlig ausgelöſcht. Nach ihrer Abfahrt hatte der Junker Bookwald ihm geplaudert: es heiße, Hans Pogwiſch, des Ritters Vorwirt, ſei nicht durch ſeine Wunde, er ſei durch Gift vom Leben in den Tod gekommen; ſo werde in der Geſindeſtub geredet; woher es komme, wiſſe er nicht; als aber die Schürzenmagd es an die Frau vertragen, ſei die zum Tod erſchrocken worden und habe ihr zornig Schweigen auferlegt, was doch nicht habe helfen wollen.

Darüber grübelte der Ritter, und ſeine Augen folgten achtlos, wie der Abendſchatten allmählich den Brunnen und den ganzen Hof bedeckte. „Darum auch!“ ſprach er leiſe; „ſie wollte keinen mit ſich haben; nicht mich, nicht Gaſpard — den am wenigſten!“ — Dann flogen die Gedanken mit ihm nach dem Inſeldorfe Borgſum; was er mit ſeinem Vater dort am Bau geredet hatte, kam ihm zurück: er hörte wieder das Lachen des alten Herrn bei der Geſchichte von dem Orlamünder: „Geduld, mein Sohn! Was dies Weib dir wert iſt, wirſt du erſt ſehn, wenn dich der Däne überfällt! Und — mit den Schauenburgern muß man ſachte gehen!“ Als aber der Tod des Pogwiſch dann zur Sprache kommen, war er ſtill geworden; einen Stein hatte er vom Boden gehoben und in den Bau geworfen. „Herrin auf Dorning und eine Giftheze?“ hatte er überlaut gerufen. „Nein, Rolf, das ſoll ſie nicht, und wenn ſie des großen Carol Tochter wär! Ich helfe dir, mein Sohn; aber — Geduld! denn ſtumpfe Pfeile erlegen dir kein Wild!“

Er fühlte noch, wie ihm der Atem derzeit bei dieſen Worten frei geworden, wie lind die Nachtluft durch ſein Haar geſtrichen, da er ſie ſpäter und vergebens ihr entgegentrug. — Leis und in Qualen rief er ihren Namen.

Es dunkelte mehr und mehr, und der Ritter war aufgeſtanden, um in die Burg zurückzugehen; da drang ein dröhnender Ton vom Außentor herein, das ſchon geſchloſſen war; dort hingen Schalltafel und Hammer in Ketten an dem Pfoſten; es hatte jemand angeſchlagen, um Einlaß zu begehren. Dann

knarrte das größere Tor, und bald ſchritt aus der Einfahrt einer der Wächter über den Hof und meldete: „Ein Bote vom Schloßhauptmann zu Haderslevhuus!“

„So ſpät?“ Rolf Lembeck war es, als habe er unſichtbar einen Schlag erhalten. „Laß ihn hieherkommen!“

Es ritt dann einer in den Hof, und als er näher kam, erkannte der Ritter bei dem Mondlicht, das über den Seitenbau hereinſchien, daß er bunt und luſtig gekleidet war: von der Achſel hing ihm ein lichtrot Seidengeſchnür, auch ſolche Feder von der Haubenkappe. Als er aber ſchwerfällig von ſeinem weißen Pferd geſtiegen und, das Tier dem Knechte übergebend, mit entblößtem Haupte vor den Ritter getreten war, ſah dieſer, daß es ein alter Mann ſei, deſſen weißer Knebelbart über einem zahnloſen Munde hing.

Der verneigte ſich und begann eine lange, kaum verſtändliche Anſprache; doch der Ritter fiel ihm in die Rede: „Ich hab keine Luſt am Überflüſſigen; mach es dir bequem, ſag's kurz, was dein Herr von mir begehrt! Mir klang's, als ſolltſt du mich gar zur Hochzeit laden?“

„Ihr habet recht gehört, Herr Ritter,“ ſprach der Bote; „ich aber dank Euch für den Richtſteig.“

„Zur Hochzeit?“ frug Rolf Lembeck ſinnend. „Man pflegt ſonſt ſolche Ladung am hellen Morgen zu beſtellen!“

— „Verzeihet, Herr! Ich bin nur der älteſte der Knechte und bin geritten, wie der Herr mich ausgeſandt.“

„So ſprich denn, weſſen Hochzeit gilt es? Will Euer Herr der Witwenſchaft Valet geben?“

Da ſchien der Bote ſich mühſam aufzuraffen, und erſt nach einer Weile ſprach er: „Die Jungfrau Dagmar, des Herrn letztes Kind iſt es, zu deren Feſttag ich Euere Gegenwart erbitten ſoll.“

Der Ritter ſchwieg, in ſeinem Hirn erſtickte er den Schrei: „Du lügſt!“ Nur ſein Antlitz wurde braun und wieder blaß; aber der Bote ſah es nicht, denn der Ritter ſaß im tiefen Linden-

ſchatten. Mit trockener Stimme ſprach er endlich: „So ſag mir, wie heißt der Mann, dem ſolch Glück gefallen iſt?“

„Herr,“ erwiderte der Alte, „ein ſchneller Freier iſt es geweſen! Ich ſah ihn nicht, und ward ſein Name mir nicht genannt; doch ſoll er weit in der Welt bekannt ſein. Es fehlt an ritterbürtgen Zeugen; drum wollet der Jungfrau die erbetene Ehre antun! Wenn Ihr mit Mondesaufgang kommet, wird es recht ſein!“

Wieder ſchwieg der Ritter, und der Bote ſtand harrend vor ihm. Einzelne Knechte mit trüben Hornleuchten gingen über den Hof, und wenn im Flügel die Tür nach der Geſindeſtube aufging, flog ein Lichtſchein durch die Mauerſchatten; im Brunnen fielen die Tropfen von dem Eimer tönend in die Tiefe. Da kam ein junger Schritt vorüber. „Gehrt, biſt du es?“ rief der Ritter.

— „Ich bin es, Herr!“

„So nimm den Boten mit dir und laß ihm guten Trunk geben!“

„Und was für Kunde“, frug dieſer, „bring ich meinem Herrn?“

„Geh nur! Wo Jungfrau Dagmar hochzeitet, darf ich nicht fehlen!“

Sie gingen, und der Ritter ſaß wieder auf der Lindenbank. Vergebens bohrte ſein Verſtand an dieſen Rätſeln; aber in ſeinem Innern kochte es vor Weh und Grimm.

Am nächſten Tage, da ſchon die Abendſchatten fielen, ſtand in einem Burggemache Gaſpard der Rabe vor ſeinem Herrn; die Augen des klugen Geſichtleins blickten faſt ermüdet. „Du ſiehſt übel aus; was iſt dir?“ ſprach der Ritter, der mit aufgeſtütztem Arm am Tiſche ſaß.

„Herr, für uns iſt üble Zeit,“ erwiderte der Schreiber und ſah dem andern in die verwachten hohlen Augen. „Wenn Ihr's erlaubt, Ihr gleichet ſelber kaum einem Hochzeitsgaſt!“

Ein ſchweres Atmen war die einzige Antwort.

„Herr!“ rief Gaſpard plötzlich, „gehet nicht, wohin man Euch geladen hat!“

Wie abweſend ſah ihn der Ritter an: „Meinſt du? Weshalb nicht, Gaſpard?“

— „Verzeihet, wenn ich von Eueren letzten Tagen mehr weiß, als Ihr denket“ — und Gaſpard ließ den Kopf auf die Seite ſinken — „Ihr ſeid doch unſchuldig in Eurem Herzen! Herr, trauet nicht den Dänen!“

„Du weißt, mich hat kein Däne geladen!“

— „Er iſt des Königs Mann.“

Tonlos erwiderte der Ritter: „So ſprich, wenn du Unholdes von ihm wahrgenommen haſt!“

„Herr!“ ſprach Gaſpard und legte die Hand auf ſeine ſchmale Bruſt; „ſoweit unſere Herrin nicht meinen Dienſt begehrt, der er vorab gehöret, ſind Kopf und Hand die Euren! Ich bin noch in der Nacht dem Boten nachgegangen und habe bis zum Morgenrot die Burg umſchlichen, dann noch von Vormittag bis Mittag: es iſt, als ſei ſie zugemauert; kein Tor, kein Schlupfpförtlein hat ſich aufgetan; ich hab nichts wahrgenommen. Doch — was ſoll Euch die Hochzeit? — Der Schloßhauptmann wird einen däniſchen Junker ſich geholet haben und mit dem das arme Kind zuſammenſchmieden laſſen. Euch aber wird man aus den Hochzeitsbechern Hohn und Weh zu trinken geben! Wer weiß, Ihr trinket wohl den Tod daraus! Bleibt, geht nicht, lieber Herr!“

Er wollte ihm zu Füßen fallen; aber Rolf ergriff ihn bei den Schultern und ſah mit blitzenden Augen in die ſeinen: „Da du es ehrlich meinſt, ſo hör mich, Gaſpard!“ Er ſchrie es, daß es in dem weiten Raume von den Wänden hallte: „Und wenn auch in den Tod, ich muß! Dies Kind hat mir die Seele ausgetrunken!“

„Ruf mir den Junker!“ fuhr er nach einer Weile fort. „Er ſoll mein ſchwarzes Gewand bringen; das ziemt mir bei dieſer

Hochzeit! Und auch – mein allerſchärfſtes Schwert! – Ihr beide, wenn's euch gelüſtet, dürft mich begleiten!"

– – Um ein paar Stunden ſpäter ritten ſie dahin, und ſchon trabten die Pferde in dem Sandweg und im Schutz des dunkeln Waldes. Ein leichter Wind hatte ſich aufgemacht, und Wolken zogen über den Mond; über ihnen rauſchte es in den Wipfeln. Rolf Lembeck, der voranritt, hatte auf dem Weg kein Wort verloren; als ſie der Burg ſich nahten, drückte er die linke Fauſt auf ſeine Bruſt, als müſſe er dem Blute wehren, ſie zu ſprengen. Auch Gaſpard hatte genug an Sorg und Neubegier und ließ die Zunge ruhen; nur Junker Gehrt ſtieß mitunter ſeiner Stute die Sporen in die Weichen, daß ſie wild emporſtieg; er mußte ſeinem innern Jauchzen Luft geben, denn er dachte an den Reigentanz mit hold geſchmückten Jungfräulein, dem er entgegen reite.

„Gaſpard!" rief er; „mir iſt – hört Ihr die Flöten und Geigen von der Burg herunter?"

Doch Gaſpard lachte verdroſſen: „Euch Jungen iſt leicht gepfiffen; ich hör die Wetterfahnen auf den kleinen Türmchen kreiſchen."

„Ei was! Ihr habt doch feine Ohren!"

Aber er blieb ohne Antwort. Sie wandten die Pferde in den finſteren Baumgang und trabten den Anberg zu der Burg hinauf. Ein heller Schein drang durch zwei offene Tore und über der Ringmauer ihnen entgegen. „Joſeph und heilige Jungfrau!" rief der Junker; „da brennt das Wachs von einem ganzen Sommer!"

„Ja, Junker," ſagte Gaſpard, „Euere Jugend wird nicht verborgen bleiben."

So ritten ſie über die Brücke durch die Torfahrt in den innern Hof, wo der gewaltige Bau vor ihnen aufſtieg; aus ſeinen vielen kleinen Fenſterhöhlen ſchoß eine Flut von Kerzenſtrahlen auf ſie zu; nur links am Flügel ragte der ſtumpfe Turm lichtlos in die Sternennacht. Ihren geblendeten Augen war der Hof bis an die Mauern voll von Menſchen; aber ein hoch-

zeitliches Treiben ſchien es nicht; es war, als ob ſie nur die Köpfe wandten und leiſe zu einander raunten.

Als die Reiter von ihren Roſſen geſprungen und Diener vorgetreten waren, die ihnen die Tiere fortführten, ſtand ein großer Mann mit todblaſſem Antlitz unter grauem Haupthaar vor dem Ritter; zwei Diener mit Windlichtern, deren Flammen im Nachtwind wehten, waren ihm zur Seite. Da die Herren ſich im Fackelſcheine ſahen, ſtutzten ſie einen Augenblick, ein jeder über des andern ſchwarze Tracht; dann ſprach der graue Mann: „Nehmt Dank, Herr Ritter, von mir und für mein Kind! Ihr durftet hier heut nicht fehlen!“

„So dacht ich auch,“ erwiderte der andere beklommen. „Doch wollet mich nun führen, Herr Schloßhauptmann, auf daß ich Wunſch und Ehrerbietung der Braut zu Füßen lege!“

Der alte Ritter, der ſeinen Gaſt mit ſtarrem Aug gemuſtert hatte, neigte das Haupt und faßte deſſen Hand; die Diener mit den Lichtern ſchritten ihnen voran, durch die ſchweigenden Menſchen dem Treppenturm im Hochbau zu. Als ſie hineintraten, blickte Gaſpard, der mit dem Junker folgte, durch eine offene Tür, die ſeitwärts in die untere Halle ging; es brannten viele Kerzen dort, ſonſt war es leer; nur mitten auf den Flieſen ſchlief ein großer Hund.

Aber der Hausherr führte ſie die Wendelſtiege zum oberen Stock hinan. Da ſprach Rolf Lembeck im Emporſteigen: „Der Hof iſt voll Menſchen, Herr; was iſt es ſo totenſtille hier?“

Der Schloßhauptmann aber warf das Haupt zurück: „Mein Kind hat viel Leid gelitten,“ ſprach er; „es bedarf der Ruhe.“

Sie waren in eine große Halle eingetreten, an deren einer Seite ſich viele Türen, im Grunde ein geſchloſſenes Doppeltor befand; vor dieſem war ein niedriger Aufbau, mit weißem Sammettuch behangen; an beiden Seiten der Halle ſtanden Männer und Frauen, alle in feierlicher Ruhe und in ſchwarzen Gewändern; nur an dem Doppeltor ſtand ein Prieſter in weißem Meßkleid.

Dem jungen Ritter, da er ſich umſah, ward der Atem ſchwer. „Herr Schloßhauptmann," ſprach er wieder, „wollet mir ſagen: ich ſah noch nimmer eine Hochzeit mit ſo dunkeln Gäſten!"

Der aber erwiderte: „Seit drei Tagen hat mein Kind ſich Schwarz zur Leibfarbe angenommen; es iſt wohl ſeltſam, doch es iſt mein letztes — ſo muß ich ihr den Willen tun. Geduldet Euch, die Braut wird bald erſcheinen!"

Rolf Lembeck ſchwieg, und unter all den Menſchen war es wieder lautlos ſtill.

Da nahte ſich ein Rauſchen hinter den geſchloſſenen Toren, ein Zug von langſamen Schritten wurde hörbar, und indem die Tore ſich öffneten, ſcholl, von jungen Frauenſtimmen geſungen, ein De profundis wie von den Sternen nieder.

Ein Schauer ſchlug Rolf Lembeck durch die Glieder; aber ſchon hatte der Zug der Jungfrauen die Schwelle überſchritten. Er ſtreckte ſich und hob den Kopf; ſo ſtand er wie erſtarrt, und nur ſein Auge wurde wie das eines Raubvogels. Er ſah die ſingenden Jungfrauen eine Totenlade von den Schultern heben und ſie auf die Sammetbühne niederlaſſen; er ſah in weißen Sterbgewändern ein Weib — nein, nicht ein Weib; aus weißen Binden ſah ein totes Kinderantlitz — da ließ der Bann von ihm: ein furchtbarer Schrei ſcholl durch die Halle. Der Geſang riß ab, und mit erhobenen Armen brach Rolf Lembeck durch die Menſchen; er ſtürzte ſich über den Sarg und preßte ſeine Lippen auf das tote Antlitz ſeiner Liebe: „O Dagmar, das iſt unſere Hochzeit!"

Da ging ein Rauſchen durch die Menge, die Schwerter flogen aus den Scheiden, und Schrei und Rufe ſchollen durch einander: „Wer iſt's? Der Lembeck? Packt den Tollen, den Leichenſchänder! Schlagt ihn nieder!" Der Prieſter aber ſtreckte die Hände nach dem Kühnen und ſchrie: „Anathema!" Nur der jungen Sängerinnen eine, die der Blick aus ſeinem blauen Aug geſtreift hatte, ſank in die Knie und betete: „O Gott der Liebe, erbarm dich ihrer beider!"

Rolf Lembeck regte ſich nicht, ſein ſcharfes Schwert hing ruhig in der Scheide. Plötzlich drang ihm die Stimme Gaſpards in das Ohr: „Flieht! Flieht, Herr! Der Junker und ich verſperren hier den Weg!“

Er riß das Haupt empor; er ſah die Schwerter glitzern, und wie Geſpenſter drangen die ſchwarzen Geſtalten auf ihn ein; ſchon fiel Gaſpard neben ihm zu Boden; da fuhr es wie düſterer Wetterſchein ihm durch das Hirn: noch eines Atemzuges Dauer, dann hob er mit jähem Griff die tote Liebſte aus ihrer Lade und entfloh. Durch den tobenden Lärm, der ſich erhob, klang die mächtige Stimme des Schloßhauptmanns: „Zurück! — mein Kind — mein Feſt — und auch der Verfluchte!“

Aber Rolf Lembeck war nicht mehr in der Halle. Die Tote an ſich preſſend, die Augen wie im Wahnſinn auf das ſüße, ſtarre Antlitz heftend, war er durch den dahinter liegenden Saal geflohen; die Tür genüber warf er eben zu.

Der Saal war leer: die Kerzen flammten; Rolf aber floh, er wußte nicht wohin; nur irgendwo allein, in Sicherheit mit ihr! Nur eine, noch eine ſtille letzte Stunde mit der Toten! Ob jemand folge, daran dachte er nicht; er kam durch eine Tür in kleine düſtere Gemächer, wo nur ein Mondſtreif auf das ſtille Antlitz fiel; eine Treppe tiefer öffnete er eine große Tür, da ſchlug der Kerzenglanz aus einer weiten Halle ihm entgegen; von der Mitte des Fußbodens erhob ſich ein gewaltiger Hund und rannte mit heiſerem Knurren auf ihn zu. Rolf ſchloß die Tote feſter an ſich und hatte ſchon die Hand am Schwert, da ſprang das große Tier mit zärtlichem Winſeln an ihm auf. „Heudan, du biſt es, Heudan!“ rief er und ſtand einen Augenblick und legte die Hand liebkoſend auf den Kopf des Tieres.

Aber drüben von der Turmtreppe aus trat die furchtbare Geſtalt des Schloßhauptmannes ihm entgegen; ein Wutſchrei flog zu ihm hinüber, da floh er durch dieſelbe Tür zurück und warf ſie hinter ſich ins Schloß. Noch einen finſteren Raum,

dann ſtieß ſein Fuß an eine Treppenſtiege; er klomm hinauf, da kam es hinter ihm – nein, es war nur der Hund. Die Treppe wand ſich höher, nur hier und da ein Mauerloch, durch das die Nachtluft zog, dann ihm zu Häupten eine offene Luke. Er ſtieg hindurch und warf ſie zu.

Es war die Platte des ſtumpfen Turmes, die er erklommen hatte; vom Hofe drunten kam kein Laut herauf, es ſchien dort alles leer geworden. Sanft rauſchte der Lindenwipfel aus der Tiefe, denn der Abendwind war faſt entſchlafen; über ihm flammte der Himmel in ſeinen Millionen Sternen, und von Süden ſchimmerte die Bucht des Kleinen Beltes; über die Waſſer hatte der Mondſchein eine Brücke von Licht geworfen.

Rolf lag auf beiden Knien, die Liebſte in ſeinem Schoß. „Weg mit den Totenbinden!“ ſprach er leiſe und löſte die breiten weißen Bänder, die das zarte Haupt umſchloſſen hielten: wie traurige Freude flog es durch ſeine Augen, als jetzt das ſchwarze Seidenhaar hervorquoll: „Ja, du biſt es, ſüße, heilige Dagmar!“

Da ſchollen Schritte von der Wendelſtiege her; raſch und zornig kamen ſie herauf. Er ſprang empor; er lief zur Brüſtung und hielt die Tote auf beiden Armen in den weiten Himmelsraum hinaus: da war noch Platz für ſie und ihn; auf Erden nicht mehr! – Plötzlich wandte er den Kopf, die Falltür war aufgeſchlagen, und mit halbem Leibe ragte die Geſtalt des Schloßhauptmannes daraus hervor. Aber er ſtieg nicht weiter; mit entſetzten Augen ſtreckte er die Arme aus und rief in bitterem Flehen: „Rolf! Rolf Lembeck, gib mir mein Kind! Was gilt dir noch der tote Leib?“

Der aber wandte ſeine Augen wieder zu dem bleichen Antlitz: „O Dagmar!“ rief er; „Süße, Selige! Breit deine Flügel nun und nimm mich mit dir!“ Er ſchlang die Arme feſt um ihren Leib; da war mit einem Satz der greiſe Mann ihm in dem Rücken; er ſtürzte vor und griff nach ihm, doch ſeine Fauſt fuhr in das Leere. Ihm war, als flög ein Schatten ihm

vorüber; er ſah jenſeit der Brüſtung, wie in der Sternennacht, die Sterbekleider ſeines Kindes wehen; dann nichts mehr, nur von unten auf der Nachhall eines ſchweren Falles. Der Abendhauch fuhr über die leere Turmdecke; der Hund ſtand mit den Vordertatzen auf den Zinnen und ſah winſelnd in die Tiefe.

Da war ſein Zorn als wie ein Rauch verflogen; er fiel auf ſeine Knie und faltete die Hände: „Herrgott, ſo nimm ſie beide gnädig in dein Reich!“ Und über ihm flimmerten die Nachtgeſtirne in ihrer ſtummen, unerſchütterlichen Ruhe.

— — So endeten zwei ſchöne Menſchenblüten, und ſo endet dieſe Märe; es war, wie es in unſerem alten Liede heißt: „Daß Liebe ſtets nur Leiden am letzten Ende gibt.“

*

„Und die Andern?“ fragt ihr, „was ward aus denen?“

— Die Andern? — Ich habe von ihnen weiter nichts erkunden können; es gab ja Klöſter derzeit, in die hinein ſich ein beraubtes, auch ein verpfuſchtes Leben flüchten konnte! Was liegt daran? Die Geräuſche, die ihre Schritte machten, ſind ſeit Jahrhunderten verhallt und werden nimmermehr gehört werden.

Bötjer Baſch

In der Süderſtraße meiner Vaterſtadt, dem Gäßchen gegenüber, das nach dem St. Jürgenskirchhof und über dieſen an dem Stift entlang nach der Norderſtraße führt, ſtand ſeit Anfang des 17. Jahrhunderts ein kleines Haus, über deſſen Eingangstür ſich ein in Sandſtein ausgehauenes Bild befand: ein Mann in einem Schifflein, zu dem durch hohe Wellen der Tod geſchwommen war und ſchon den Mann zu ſich ins Meer hinabriß; darunter ſtand: „Up Land un See." Es hieß, ein Steinhauer habe derzeit ſich das Haus gebaut und zum Gedächtnis ſeines Vaters, der als kleiner Schiffer zwiſchen den Inſeln gefahren war und dabei im Sturme ſeinen Tod gefunden hatte, dieſes Epithaphium angefertigt.

Im dritten Jahrzehnte unſeres Jahrhunderts, nachdem die derzeitige alte Inhaberin geſtorben war, ſah man mehrfach einen unterſetzten Mann, alltags mit einem Schurzfell, Sonntags in langem blauen Tuchrock und Stulpſtiefeln, davor ſtehen bleiben und allmählich unter den kleinen Lindenbaum treten, deſſen lang und ſchmal geſchorene Krone ſich zwiſchen dem Bilde und dem Giebelfenſter ſtreckte. Nachdem ſeine blaßblauen Augen wieder eines Tages an dem Steinbilde gehaftet hatten, griff er an die Türklinke, um ins Haus zu treten: aber es war verſchloſſen; durch die Butzenſcheiben des Türfenſters ſah er auf einen langen ſchmalen Flur und durch einen offenen Eingang am Ende desſelben in ein weites leeres Zimmer, in das von der Hofſeite her die Mittagsſonne ſchien. Langſam kehrte der Mann ſich ab und ſchritt die Süderſtraße hinunter bis auf den Markt, wo er die Steintreppe zum Rathaus hinaufſtieg.

Dieſer kleine Mann war der Böttcher oder auf plattdeutſch der Bötjer Daniel Baſch, eine grübleriſche Natur, bei alledem aber kein übler Handwerksmeiſter. Vier Wochen ſpäter hatte er das alte Haus im gerichtlichen Aufgebot gekauft und hielt mit

einem alten Geſellen und einer noch älteren Schweſter ſeinen Einzug in dasſelbe; bald hingen bunte Zitzgardinen vor dem Fenſter der unteren Stube, und zwiſchen den Geranien- und Reſedatöpfen, die auf der Fenſterbank ſtanden, ſchaute das gutmütige Geſicht der alten Jungfer Salome auf die Gaſſe, wenn an den Markttagen alle die Wagen von den Dörfern in die Stadt hineinfuhren; im Peſel aber — ſo heißt in den alten Häuſern der hintere Saal — war die Böttcherwerkſtatt, und draußen vom Hofe klang es Tag für Tag: „Band, halte feſt, halt feſt!“ und die Schlägel klappten, und die leeren Fäſſer tönten.

So mochte wohl etwa fünf Jahre die alte Schweſter in ihrem Schlafſtübchen oben von der Wirtſchaftsarbeit geruht und in dem Giebelfenſter ihre Ableger für das untere Blumenfenſter gezogen haben, als ſie eines Tages zu ihrem Bruder ſprach: „Daniel, du biſt erſt funfzig; ich aber, euere Älteſte, habe bald die Siebenzig; ich kann nicht mehr die ſchweren Waſſereimer ſchleppen, und das viele Kartoffelſchälen vertrag ich auch nicht mehr.“

Daniel Baſch, der im Schurzfell vor ihr ſtand, wurde ganz beſtürzt. „Hm,“ ſagte er, „wie meinſt du? Eine Magd? Es iſt ſchon richtig, etwas wackelig wirſt du ausſehn!“ Und er betrachtete ſorgvoll das gute runzelvolle Angeſicht; zugleich aber hub er im ſtillen an zu rechnen, ob das Handwerk es wohl abwerfen möge, zu der Alten noch eine junge Magd ins Haus zu nehmen.

„Nein, Daniel,“ ſagte die Schweſter lächelnd, „laß nur das Kalkulieren: die alte Frauke Michels in St. Jürgen iſt geſtorben, ihre Kammer iſt leer, und die Herren werden mich wohl hineinnehmen, wenn ich bitte; wir ſind ja Meiſterkinder aus der Stadt hier.“

Daniel nickte; das Stift war nur durch ein kurzes Gäßchen von ſeinem Hauſe getrennt, es gab gute Koſt dort, beſſer als in den gewöhnlichen Bürgerhäuſern. Er drückte ſeiner alten

Salome die Hand: „Halt, Schweſter!“ rief er. „Sprich nicht mehr! Sprich nicht mehr! Ich muß einen Gang tun;“ – ein Strahl wie von unglaublicher Glückeshoffnung flog durch ſeine blaßblauen Augen – „ei, ſei ſo gut und hol mir meinen Tuchrock und die Stulpſtiefel!“ Er fühlte mit der Hand nach ſeinem Kinn; der Bart ſtand ſchon drei Tage; er nickte wieder, Meiſter Daniel wußte, was er wollte. Nun half ſeine Schweſter ihm in den langen blauen Staatsrock; die Stiefel hatte er ſchon angezogen; nur noch den hohen Seidenhut und das Bambusrohr zur Hand, dann ſchritt er zuerſt ſchrägüber zum Meiſter Bartſcher und, als er bald glattraſiert herauskam, mit etwas langſameren Schritten durch die Krämerſtraße nach der Schiffbrücke und dort in das Haus des alten Hafenmeiſters Peters, mit deſſen jüngerem Bruder er einſt, wie gebräuchlich, die unterſte Klaſſe der Gelehrtenſchule beſucht hatte. Als er in das Zimmer trat – die Nachmittagsſonne ſchien herein, und der Kanarienvogel, der unter den Blumen am Fenſter ſtand, ſang eben aus allen Kräften –, erhoben ſich drei Jungfrauen mit ihrem Nähzeug von den Stühlen; das waren die Töchter des Hafenmeiſters: Mine, Stine und Line, von vierzig, neununddreißig und ſiebenunddreißig Jahren; ſie waren alle brave Mädchen, aber die braune Line war doch die bravſte: ſanft, wirtſchaftlich und von gutem Menſchenverſtande, dabei ein wenig ſchelmiſch. Und der Meiſter Daniel ſchaute ſie an, und die Braune lächelte dabei recht hübſch; „Mamſell Linchen,“ ſagte Daniel, „könnte ich ein Wort mit Ihrem Vater reden?“ Und Linchen wurde dunkelrot und ſchoß hinaus, um ihren Vater aufzuſuchen.

Eine Stunde ſpäter – im Böttcherhauſe hatte der Geſell die Jungfer Salome ſchon zweimal nach dem Meiſter gefragt – trat dieſer durch die Haustür, als die Jungfer Salome eben aus der Küche in den Flur kam. Er winkte ihr ſchweigend mit gekrümmtem Finger in die Wohnſtube. Als ſie dort waren, hob der kleine Meiſter ſeinen hohen Hut vom Haupte:

„So," ſagte er, „Schweſter, nun ſprich nur, ſprich nur weiter!"

Aber die Schweſter ſah ihn ganz verwundert an: „Was haſt du, Daniel?" frug ſie; „an jedem Haar hängt dir ein Schweißtropf, und iſt doch kalt Novemberwetter; und deine Augen — — warum freuſt du dich ſo? Haben wir das große Los gewonnen?"

„Ja, Salome, ſo etwas von der Art; oder vielleicht, ich gewinne es noch ſpäter, denn Line Peters iſt, denk ich, eine ſichere Nummer!"

„Was haſt du mit Line Peters, Daniel?"

„Ruf erſt den Geſellen!" ſagte Daniel.

Und als der Geſell gekommen, da wurde es in der Familie offenbart, Meiſter Daniel und Line Peters wollten ein Ehepaar werden; und die beiden alten Geſchwiſter fielen ſich um den Hals und weinten vor Freuden über den jungen Bräutigam. „Und nun ſprich nur weiter, Salome!" ſagte dieſer.

„Ich hab ja weiter nichts zu ſprechen, Daniel," erwiderte die Alte lachend; „ich will ins Stift; ſetz dich nun hin und ſchreib mir die Bittſchrift an die Vorſteher! Du biſt nun gut beraten!" — — Und noch war es nicht Weihnachten, da ſaß die alte Schweſter in Frauke Michels Stube in St. Jürgen und Line Peters als Frau Meiſterin hinter den Blumentöpfen in dem Böttcherhauſe. Die erſte Tat aber, welche Meiſter Daniel als junger Ehemann in den Flitterwochen vollbrachte, war, daß er mit einem Eimer voll Mörtel, die Kelle in der Hand, auf einer Leiter zu dem Totenbild über ſeiner Haustür hinanſtieg und eine glatte Mörtelfläche ſanft darüberlegte. „Das paßt nicht mehr!" ſagte er bei ſich ſelber; „nein, es paßt nicht mehr!" und damit machte er den letzten Strich daran. Dann ſtieg er von ſeiner Leiter; und nach acht Tagen, da es wohl getrocknet war, mußte der Geſell den alten Maler Hermes holen, der die ſchönen Nelken und Vergißmeinnicht für die Stammbücher machte; nun ſtieg dieſer auf die Leiter

und malte die ſchönſte rote Provinzroſe mit zwei grünen Blättern auf die graue Fläche. „Schön," ſagte Meiſter Daniel, der betrachtend in ſeinem Schurzfell neben der Leiter ſtand; „dann nun noch ein kleines Knöſpchen dabei, aber nicht zu groß!" Und als auch das geſchehen war, da trabte er in das Haus und holte ſeine kleine ſchmucke Frau. „Nun guck einmal!" ſagte er und wies auf das neue Kunſtwerk, „und weißt du, wie die Roſe heißt?" Das wußte die junge Frau nicht; da ſprach er: „Die Roſe heißt Line Baſch!" – „Ach was!" rief ſie und lief ganz rot ins Haus zurück, und Meiſter Daniel freute ſich und lief ihr nach.

Und es dauerte gar nicht ſo lange, da hatte Meiſter Daniel zu der Roſe auch ſchon die Roſenknoſpe unter ſeinem Dach, und das war ein kleiner Bube, der immer größer wurde und aus dem allmählich ein ganz verteufelter Junge aufſtand. Noch hatte er ſeinen ſechsten Geburtstag nicht gefeiert, als Fritz Baſch ſchon in der ganzen Straße bekannt war; ſo gern ſeine Mutter ihn hochdeutſch aufziehen wollte, am liebſten ſprach er doch Plattdeutſch, vorzüglich mit den Tieren, die er alle in ihren ſchönen alten Verſen anzuſingen wußte. Fand er im Sommer eine von den hübſchen bunten Gartenſchnecken, ſo guckte er ſie mit ſeinen großen braunen Augen an und ſang:

„Tinkeltut,
Komm herut,
Stäk din Fi-fat-Hörens ut!"

Streckte der Schneck dann aber ſeine zarten Fühler ihm entgegen, ſo tippte er mit ſeinem kleinen Finger darauf und rief: „Lat di nich narren, Dummbart; bliev to Huus!" und warf das Tierchen in den Zaun. Flog dann ein gelber Zitronenfalter oder gar ein Pfauenauge durch den Garten, dann flog er hinterdrein:

„Sommervagel ſett di!
Näs un Ohren blött di!"

und je länger er hinter dem Schmetterling laufen mußte, deſto lauter und zorniger wurde ſein Geſang; ſchrie er ſeinen Sommervogelſpruch gar zu arg, dann flog wohl auch die Mutter in den Garten: „Fritze, um Gottes willen, was gibt es denn?“ Dann ließ er die Ärmchen hängen und ſah halb verſchämt, halb ſchelmiſch zu ihr auf: „De Dummbart wull ſick ock nich eenmal ſetten!“ und dabei wies er auf den Schmetterling, der eben nach dem Nachbargarten hinübergaukelte. Die Mutter faßte ihrem Jungen lachend in ſeinen braunen Haarpull und küßte ihn ab; dann lief ſie mit ihm nach dem Weidenzaun unten im Garten und ſchnitt mit dem Küchenmeſſer, das ſie beim Herauslaufen in der Hand behalten hatte, ein paar friſche Zweige ab: „Da haſt du ein ander Spielwerk! Nun mach dir eine Wiechelflöte!“ Sie putzte und kerbte ihm noch das Weidenſtöcklein, und nun ſaß Fritz wieder luſtig auf der Bank unter dem großen Birnbaum, klopfte wacker mit dem Meſſerſtiel darauf, damit er das innere weiße Stöcklein aus der Rinde ziehen könne, und ſang:

„Fabian, Sebaſtian!
Lat de Saft ut Holt rut gan!“

und das ſo lange, bis die Flöte fertig war.

Aber er machte auch ſelber Verſe: eines Sonntagnachmittags kam die alte Jungfer Baſch aus ihrem Stifte zum Kaffee auf Beſuch, und auf ihrem grauen Scheitel ſaß eine ſchimmernd weiße Haube mit Roſataffetbändern. Die ſtach dem Jungen ſo in die Augen, daß er nur immer auf die Haube guckte. „Sag Tante Salome doch guten Tag!“ ermahnte ihn Frau Line. „Tag, Tante!“ ſagte er und ſah immer nur nach der weißen Haube mit den roten Bändern; auch als er danach auf einem Schemel in der Ecke ſaß, während Vater und Mutter ſich mit der Schweſter am Kaffeetiſch vergnügten. Bald aber fing er an zu murmeln, und ſeine luſtigen Augen lachten wie über einen Schelmenſtreich. „Wat hett de Jung?“ ſagte die Alte, die auch gern Plattdeutſch ſprach.

„Was haſt du, mein Junge?“ überſetzte Frau Line, indem ſie ſich zu ihm wandte.

„Dörf ick nich ſegg'n“, erwiderte Fritz.

„Warum nich, min Kind?“ ſagte die Tante, „ick gäv di Verlöv.“

Da ſah der Junge die Alte ganz ſpitzbübiſch an und ſagte:

„Roſ' in Snee! Roſ' in Snee!
Dat is Tante Salome!“

„Sieh ſo!“ rief Meiſter Daniel, „nu heſt du't!“

Die gute Alte aber drohte dem Jungen halb ärgerlich mit dem Finger: „Is awer doch 'n näskloken Slüngel, jüm Fritz!“ ſagte ſie dann und tauchte ihre Naſe in die Kaffeetaſſe.

„Hm!“ machte Meiſter Daniel und griff mit der Hand in ſeinen ſchon ergrauenden Haarpull. Als aber Fritz zu ſeinen Kameraden auf die Gaſſe gelaufen war, blickte er wieder auf. „Line! Mutter!“ ſagte er.

„Was denn, Daniel?“

„Akkurat ſo wie ich,“ erwiderte Daniel und ſchüttelte behaglich lachend ſeinen Kopf.

„Was iſt akkurat ſo wie du?“ frug Frau Line.

„Was? – Das mit dem Jungen! Ich ſaß auch einmal in ſeinem Alter ſo auf dem Schemel – es iſt noch juſt derſelbige –, da trat eine alte dicke Oſtenfelderin zu meinem Vater in die Stube, und da es die Bauervögtin war, ſo ſagte er: ‚Jung, ſteh auf und ſag ſchmuck guten Tag!‘ Aber ihre rot und gelb und blaue Staatsuniform und der weiße Lappen auf dem Kopf, ich hatte ſo viel daran zu ſehen und konnte nicht mit mir einig werden, ob ſie doch nicht vielleicht ein Türke wäre – bis daß ich endlich, ehe ich noch ein Wort hervorbrachte, von meinem hitzigen Vater einen hahnebüchenen Backenſtreich erhielt.“

Tante Salome nickte, ſie kannte die Geſchichte; Frau Line Baſch lachte: „Ich meinte, du hätteſt auch Verſe gemacht, Daniel!“

Der Alte ſchüttelte den Kopf: „Nein, Linchen, das iſt es eben: ich bekomme meinen Backenſtreich und falle vom Schemel; der Fritz macht ſeinen Vers und läuft zur Tür hinaus.“ Daniel ſah ſeine Frau recht freundlich an: „Mutterwitz!“ ſagte er ſchelmiſch. Und Frau Line nickte.

Glückes genug war in Meiſter Daniels Hauſe; aber wer, der ſeine Zeit gelebt hat, wüßte es nicht, daß, wie das Leben, ſo noch mehr das Glück auf leichten Flügeln geht.

Es war um die Frühlingszeit, und im Garten wurden die Stachelbeerbüſche grün, und die Störche kamen nach der langen Winterszeit wieder aus dem Süden, um auf den Schornſteinen der Stadt ihre alten Neſter zu beziehen oder hie und da ein neues ſich zu bauen. Fritz lag vor ſeinem Gartenſtück auf den Knien und ſetzte ſeine Primeln und Veilchen ſchon zum dritten Mal an eine neue Stelle, da flog ein Schatten über ihm weg, und als er aufblickte, ſah er einen großen Storch nach ſeines Vaters Dach fliegen und ſich dort mit ſeinen langen Beinen niederlaſſen. „Hallo!“ rief er:

„Adebare Eſther,
Bring mi 'n lütje Schweſter!“

Und der Storch warf den Kopf in den Nacken und klapperte ſchallend in die helle Frühlingsluft hinaus; der lange rote Schnabel glänzte in der Sonne.

Da warf Fritz den kleinen Spaten hin und klatſchte fröhlich in ſeine Hände und rief:

„Adebar, ſwart un witt,
Bring mi ock en Kringel mit!“

Die Erfüllung war näher, als er dachte; aber der Adebar kam ſtatt mit der Windel mit einem ſchwarzen Flor geflogen, und von Kringeln war bald eine ganze Fülle im Hauſe, aber es waren Totenkringel, und Fritz ſaß auf der Bodentreppe und aß ſie unter ſtrömenden Tränen. Das Schweſterlein war zwar da geweſen, ein kleines rotes Dings, das Fritz

nur ganz von ferne anzuſehen wagte; die Mutter ſah ſo bleich aus, ſie reichte ihm aus ihrem Bett die Hand und frug: „Magſt du ſie leiden, Fritz?“ Aber Fritz ſchüttelte ſtumm den Kopf, dann lief er aus dem beklommenen Stübchen in die friſche Maienluft hinaus.

Drei Tage ſpäter ſtand er mit ſeinem Vater an einem Sarge; darin lag ſeine bleiche Mutter, die gute ſchelmiſche Frau Line; ſie regte ſich gar nicht, und ihre Augen waren ganz geſchloſſen; in ihrem linken Arme lag ein ſehr kleines Kind, das war auch totenbleich. Wie vor einem fremden ſchauerlichen Wunder ſtand der Knabe mit verhaltenem Atem; er war eben erſt ſechs Jahre alt geworden.

Tante Salome, die mit ihnen daſtand, drückte ihrem Bruder die Hand: „Ja, Daniel,“ ſagte ſie, „dat Kind hett di din Fru mit wegnamen!“

Daniel nickte ſtumm und ſah, wie keines Gedankens mächtig, auf ſeine Toten; aber des Knaben Gehirn war durch das Wort der Alten aufgeſtört: „Mitnamen, Vatter?“ frug er leiſe. „Warum? Warum doch?“

Meiſter Daniel blickte auf ſeinen Jungen, der mit erwartenden Augen zu ihm aufſah: „Das weiß nur der liebe Gott!“ ſagte er, und ſeine Lippen zitterten, „vielleicht . . . das arme kleine Ding, es hat wohl ſo allein nicht in die weite dunkle Ewigkeit hineingekonnt.“ Dann hob er plötzlich den Knaben auf ſeinen Arm und legte die andre Hand auf die kalte Stirn der Toten: „Fritz – ſe kummt nimmer wedder, vergitt är nich!“

– – Am andern Abend waren Mutter und Kind begraben; Tante Salome blieb ein paar Tage, bis eine Frau angenommen war, die täglich einige Stunden kam, um die Hausarbeit zu beſorgen. Der alte Geſell, der in ſeiner Jugend einmal Schiffskoch geweſen, übernahm das bißchen Kochen, was ſie nötig hatten, und Tante Salome kehrte in ihr Stift zurück.

So ging denn der kleine Haushalt notdürftig weiter, aber es war kein ſo fröhlicher Gang mehr wie vorher; die Muſik

von Frau Lines lebensfriſcher Stimme fehlte. – Wenn Fritz in ſeiner Klippſchule ſaß und um neun Uhr vormittags auch die Arbeitsfrau ſich entfernt hatte, dann lag das lange Vorderhaus wie ausgeſtorben; es rührte ſich nichts mehr darin, zumal wenn dann auch zur Frühſtückszeit im Peſel und auf dem Hof die Arbeit ruhte und Meiſter und Geſell ſich auf der Schnitzbank oder den kleinen Fäſſern ſchweigend gegenüber ſaßen und ihr Stückchen Brot verzehrten. Es war, als ob beide nach der Stille lauſchten, die vorne in dem toten Hauſe herrſchte. Fiel dort von den Wänden etwa ein Stückchen Kalk mit leiſem Geräuſch zu Boden, dann flog es wohl auf einen Augenblick wie ein Leuchten über des Meiſters Angeſicht; war ihm doch, als ſei der leichte Fußtritt ſeiner Line ihm ins Ohr gedrungen; aber er wiſchte es bald mit ſeiner harten Hand wieder fort. Einmal hatte ſich die Nachbarskatze in die dämmerige, nach einem engen Gang belegene Küche eingeſchlichen; ſo heimlich ſie auch ſchlich, es kam doch ein Geräuſch von da nach der Werkſtatt; die Feuerzange war vom Herd gefallen. Meiſter Daniel ließ den Schlägel ruhen: wie oft war ſie nicht auch Frau Lines raſcher Hand entglitten! Wie oft hatte er ſie dann neckend ihr wieder aufgehoben, und wenn er auch aus der Werkſtatt hatte herzuſpringen müſſen! Auch jetzt lief er in die Küche, es war ihm wie ein heiliger Spuk. Als aber die Katze in der offenen Tür an ihm vorbeigeſprungen war und er die Zange leiſe wieder an ihre Stelle gelegt hatte, ſetzte er ſich auf den leeren Küchenſtuhl und ſtarrte bald nach dem Herd, bald nach dem Küchenſchranke, zwiſchen denen ſie ſich einſt geſchäftig hin und her bewegt hatte; aber es blieb alles ſtill; nur ein Sperlingspaar, das ſich draußen mit einander haſchte, rutſchte an den kleinen Fenſterſcheiben herunter und flog dann kreiſchend weiter.

Als Meiſter Daniel in einer halben Stunde noch nicht wieder in der Werkſtatt war, ging der Geſell in die Küche und legte ſacht die Hand auf ſeine Schulter: „Meiſter!“

„Ja, ja, Marten." – Dann gingen ſie mit einander in die Werkſtatt, und Meiſter Daniel nahm wieder ſein Handwerkszeug und machte ſich ſchweigend an die Arbeit.

Erſt wenn nach elf Uhr die Glocke der Straßentür ſchellte und Fritz, aus der Schule kommend, durch den engen Flur nach dem Peſel ſtürzte, kam wieder Leben in das Haus und in den alten Meiſter. Der Geſell ſtand dann am Herd, um die kleine Mahlzeit zu bereiten; Vater und Sohn aber gingen in den Garten und zu Fritzens Beeten. War hie und da eine Knoſpe an einer Blume aufgegangen, dann grub er ſie unbarmherzig aus, und am Feierabend ging er mit ſeinem Vater nach dem Kirchhof und pflanzte ſie auf Mutters Grab. „Sie ſieht es doch, Vater?" frug er dann. Der Alte nickte: „Das hoffen wir, mein liebes Kind."

Aber die Welt war ſo voll andern Dingen, und viele davon waren ſo vergnüglich: Hunde und Katzen, Marmel und Haſelnüſſe, Pflaumen und Kirſchen; der Junge konnte doch nicht immer an ſeine tote Mutter denken. Einmal in der Dämmerſtunde, da er mit ſeinem Vater im Garten unter dem Birnbaum ſaß, ſagte er, nachdem ſie eine Zeitlang nicht geſprochen hatten: „Vater!"

„Was meinſt du, Fritz?"

„Ich glaub," ſagte er leiſe – denn es war die Frucht ſeines langen Nachdenkens – „ich glaub, es iſt doch gut, daß Mutter mit Schweſter in den Himmel gegangen iſt!"

„Wie meinſt du das, Fritz?" frug Meiſter Daniel.

„Ja, Vater, ſie war ſo furchtbar klein noch; ſie wär wohl bange vor dem lieben Gott geworden!"

„Nein, Kind, vor dem lieben Gott wird niemand bange, nur die Böſen. Ich, Fritz, ich denke, es wär doch ſchöner, wenn wir ſie behalten hätten, dann wüßteſt du auch noch, wie weich Mutterhände ſind!"

Aber Fritz ſprang von der Bank und ſtellte ſich ſtrack und mit geballten Fäuſtlein vor ſeinen Vater hin: „Ja, Vater,"

rief er, „ſchöner wäre es wohl; aber ich brauch keine Mutter mehr, ich bin ein Junge.“

Und Meiſter Daniel betrachtete etwas ängſtlich ſeinen Jungen, der ſchon ſo früh für ſich ſelber ſtehen wollte.

Allmählich war die Zeit vergangen, und Fritz hatte bald ſein dreizehntes Jahr erreicht. Er war ein leidlich gewachſener Junge, trug einen kurzen blauen Tuchrock, mancheſterne Hoſen und eine große runde Tellermütze, wie ſie damals unter den Jungen Mode waren, und wanderte vor- und nachmittags, wie einſt ſein Vater, mit einem Packen Bücher in die unterſte Klaſſe der Gelehrtenſchule. In Geographie und Rechnen war er bald der Meiſter; auch in den andern Fächern konnte er gewaltig lernen, das heißt, wenn er mochte; aber er mochte nur nicht immer, und im Lateiniſchen wollte er mit mensa und amo nichts zu tun haben. „Was brauch ich Latein!“ ſagte er. „Wenn ich konfirmiert bin, komm ich in Vaters Werkſtatt, und die Faßbinderei geht auch auf deutſch, am beſten auf plattdeutſch!“

Es war aber nicht das allein: er hatte, gleich ſeinen Kameraden, eine knabenhafte Nichtachtung gegen den alten Kollaborator, der doch in der ganzen Stadt für ein „höchſt gelehrtes Haus“ galt; aber dieſes ſchöne Wiſſen ging über den Kopf der dummen Jungen weg, und in den Dingen des friſchen Lebens, worin ſie die Meiſter waren, war er zeitlebens ein Kind geblieben.

Wenn morgens bei ſeinem Eintritt die Jungen mit allerlei Poſſen auf ihre Plätze gekrochen und geſprungen waren, pflegte der etwas ärgerliche Herr ſeinen hageren Hals vorzuſtrecken und, in der einen Hand das Buch, mit der andern und ſeinem kahlen Kopf ihre Sprünge nachzuäffen: „Ei, ihr Knaben,“ ſagte er dann wohl, „ihr ſeid ja luſtig wie die Galgenvögel! Wen wollet ihr denn heute rupfen?“

„Hol dich der Henker!“ murmelte Fritz oben auf ſeinem Platze, und: „Hol dich der Henker! Hol dich der Henker!“ lief es ſogleich die Bank hinunter.

„Was erlaubet ihr euch zu bemerken?“ frug dann der etwas harthörige Alte.

Und alle riefen: „Wir wünſchten Ihnen guten Morgen, Herr Kollaborator!“

„Nun,“ erwiderte er, „wenn euere Fröhlichkeit aus einem guten Gewiſſen ſtammt, ſo ſag mir einmal, Fritz Baſch, wie heißt das Gerundium von pulso, ich ſchlage?“

Wenn aber auch Fritz mit dem Lateiniſchen bald in die Brüche kam, in allem andern war er doch der Baas unter ſeinen Kameraden. Bedurfte es zu einer Luſtigkeit oder zu einem Schelmſtück einer kleinen Barſchaft, ſo winkte er ſeine Vertrauten in den dunkeln Raum, der zwiſchen ihrer oben belegenen Klaſſe und dem Dache lag. „Habt ihr Geld?“ frug er eines Nachmittages; „ſieben Schilling gebrauchen wir; ich habe zwei!“

„Nä,“ ſagte Hans Reimers, der dicke Schlachtersſohn, der nie etwas ausgeben mochte, „ick hev nix, hev mi güſtern erſt 'n Meerſwienbock köft.“

„Von wem heſt de köft?“

„Hier, von Klaus Schohſter.“

„Gut! — Klaus, wo väl heſt du noch davon?“

„Dree Schilling!“ ſagte Klaus ein wenig beklommen, indem er das Geld aus ſeiner Taſche ſammelte.

„Das ſind fünf!“ rief Fritz, „wer hett de Reſt?“ Aber ſchon kamen vier Jungenshände und reichten ihm jede einen Sechsling, und ſo konnte die Sache losgehn. Fritz war ihr Vertrauensmann; ſie wußten, für die Sechslinge oder Schillinge, die ſie ihm gaben, konnten ſie ſicher ihren Spaß oder Schabernack erwarten.

— — Dieſe Schillingſammlung war nur das Vorſpiel zu einem Knabenſtreiche gegen den Kollaborator geweſen; mit kleinen Schellen war dabei gebingelt und mit einer kleinen Kanone dabei geſchoſſen worden. Alles war ſehr akkurat gegangen, aber dem Alten hatte dieſe Luſtigkeit ein Gallenfieber

zugezogen; die lateiniſchen Stunden wurden ausgeſetzt, und Fritz und ſeine Mitſchuldigen mußten eine Woche lang jeden Nachmittag nachſitzen; die Sache wurde in der ganzen Stadt beſprochen.

„Fritz," ſagte Meiſter Daniel zu ſeinem geliebten und ſonſt ſo bewunderten Sohn, „wie konntet ihr ſo mit dem gelehrten Manne umgehn, von dem ihr doch ſo viel lernen könnt!"

Aber Fritz lachte überlegen und ſchüttelte langſam ſeinen Kopf: „Lernen, Vater? — Nä, lernen nicht."

„Was, Fritz? Nicht lernen? Warum nicht?"

„Ja, Vater" — und der Junge ſteckte beide Hände in die Hoſentaſchen — „weil er ſonſt zu dumm iſt!"

Der Meiſter fuhr ſeinem Fritz mit der Hand auf den Mund: „Junge, daß das die Nachbarn doch nicht hören!" denn ſie gingen mit einander an dem Gartenzaun entlang, und nebenan der Schneider häufte eben ſeine Kartoffeln.

Fritz war bei Seite geſprungen: „Vater," rief er, „nimm grünen Hafer und eine Buchweizenpflanze und halte ſie dem Herrn Kollaborator unter die Naſe! Ich wett meine drei Kaninchen, er ſagt dir: Dieſes iſt der Rübſamen, und auf jenem wird wohl die nützliche Kartoffel wachſen!"

„Aber Fritz, das iſt ja ſchrecklich!" ſagte Meiſter Daniel und ſchob ſich die blaue Zipfelmütze von einem Ohr zum andern, „und deshalb wollt ihr den armen Mann vom Leben bringen! Was geht denn die Gelehrten der Hafer und der Buchweizen an? Das iſt ja Bauernweisheit!"

Fritz ſtutzte: „Vom Leben bringen, Vater?"

„Ja, ja; es muß wohl nicht zum beſten ſtehen, denn geſtern haben ſie noch den zweiten Doktor an ſein Bett geholt. Denk mal, wenn ſeine arme Frau und ſeine kleine Magdalena, von der du mir ſo oft erzählt haſt, nun ihren Vater um eueren dummen Spaß verlören! — Fritz, du haſt doch wenigſtens einmal eine Mutter gehabt . . ." Da aber brach dem alten Daniel die Stimme. „Und dein alter Vater . . ." begann er

noch einmal. „Beſinne dich, Fritz!“ und damit trabte er ins Haus zurück. Fritz blieb allein im Garten.

Als nach einer halben Stunde der Geſell durch den Hauptſteig ging, lief er noch immer dort hin und wider, ſammelte kleine Steine auf und ſchleuderte ſie einen nach dem andern durch die Luft, daß ſie wie grimmig dahinſauſten.

„Hallo, Fritz!“ rief Marten. „Auf wen biſt du ſo zornig?“

„Up mi un de Welt!“ brummte Fritz und ſchleuderte einen neuen Stein in die Luft.

„Smiet man keen Lüd dot!“ ſagte der Geſell und ging ſeiner Wege.

Aber vor dem Abendeſſen mußte er in die Stadt, denn Fritz war nirgend zu finden. Endlich am Hafen ſah er einen Jungen im Maſte eines Schoners auf der Gaffel ſitzen. „Is dat unſ' Fritz?“ frug er den Kapitän, der am Bollwerk ſtand; denn Fritz war gut Freund mit allen Schiffern und konnte faſt einen Leichtmatroſen abgeben.

Der Kapitän nickte: „Ja frili; he kiekt all över'n halv Stunn in't Abendrot!“

Aber nun mußte Fritz herunter und mit Marten an die Abendſchüſſel, aus der er zwar kaum eine Pellkartoffel und einen Heringsſchwanz verzehrte.

„Lat em!“ raunte der Meiſter leiſe ſeinem Geſellen zu. „He beſinnt ſik!“

Ebenſo ſtumm ging Fritz am andern Morgen in die Schule. Der Vormittag verging; es war ſchon Eſſenszeit, und noch war er nicht wieder da; Meiſter und Geſelle ſaßen ſchon an ihrer Grütze, da wurde erſt die Haus- und dann die Stubentür aufgeriſſen, und Fritz ſtürmte herein. „Vater!“ rief er — und ſeine Augen funkelten von Glück und Freude — „Vater, es geht ihm heute viel beſſer! Und nun ſoll er es auch gut bei uns haben!“

„Wem? Wer?“ rief Meiſter Daniel. „Der Kollaborator?“

Und Fritz nickte wichtig: „Verlaß dich drauf, Vater; wir haben eine Verſchwörung gemacht!“

Da legte Daniel Baſch ſeinen Löffel hin und zog ſeinen Jungen mit Gewalt in ſeine Arme: „Min Fritz, min Sön! Mutter är gude Jung!“

Aber Fritz hatte ſich losgeriſſen, lief auf den Hausflur und kam mit einem hübſchen Vogelbauer wieder in die Stube, worin ein rotbruſtiger Vogel mit ſchwarzem Käppchen auf der Stange ſaß. „Sieh, Vater,“ rief er und hielt das Bauer empor, „den hat mir Julius Bürgermeiſter geſchenkt; der flötet ‚Üb immer Treu und Redlichkeit‘, aber nur die erſte Hälfte, und darum hat Julius ſeine Mutter geſagt, ſie könnte die halbe Redlichkeit nun nicht mehr in ihrem Kopf aushalten.“

„Segg mal, Fritz,“ ſagte der Geſell, „wat is dat egentlich vör’n Vagel?“

„Das iſt ein Dompfaff!“ erwiderte Fritz ſtolz, „er hat Bürgermeiſters fünf Taler gekoſtet.“

Daniel hatte bald ſeinen Jungen, bald den Vogel mit glücklichen Augen angeſehen. „Fritz,“ ſagte er, „wi wülln em beholen, tum Andenken an düſſen Dag.“

So war alles wieder gut; aber bald geſchah in der Schule etwas Merkwürdiges. Der alte Kollaborator, als er wieder ſeine Stunden hielt und nun ſogar Fritz Baſch auch im Lateiniſchen ein Held wurde, vermochte offenbar die gewohnten kurzweiligen Neckereien der Jungen nicht mehr zu entbehren; ihm fehlte etwas, was zu ſeinem Leben gehörte; er fing nun ſelbſt an zu necken und wurde bleich und elend bei dieſem Frieden, der trotz alledem, als beſchworen, nicht gebrochen wurde, ſolange Fritz in der Klaſſe herrſchte.

Aber der Dompfaff wollte nicht flöten; er hing oben in der Giebelſtube, in welcher Fritz, ſeit er Gelehrtenſchüler war, ſchlief und arbeitete; wenn es mittags zu heiß wurde — denn es war im Hochſommer —, hing er das Bauer auch wohl nach draußen

neben dem Fenſter, wo der ſchmale Lindenſchatten es bedeckte. Aber auch hier wollte der Vogel mit ſeinem Liede nicht beginnen, ſondern krakeelte nur mitunter ein unmelodiſches Gezwitſcher. „De kann nix," ſagte der Geſell, „ſe hebt di wat wiis makt, Fritz!"

„Geduld, Marten!" rief dann Fritz, „en Bötjerhuus mutt ſo'n vörnehmen Vagel erſt wendt warren!"

Und richtig, als nach einigen Tagen Fritz aus der Schule kam und, wie jetzt immer, leiſe und lauſchend die Treppe hinanſtieg, da mußte er plötzlich ſtehen bleiben.

„Üb immer Treu und Redlichkeit!"

Wahrhaftig! das war der Vogel, er flötete. Und noch einmal wieder: „Üb immer Treu und Redlichkeit!"

Die Melodie war ganz genau, und Fritz ſang leis die Worte mit; aber weiter kam der Vogel nicht. Fritz ſtand lange unbeweglich; als er aber zum dritten Male anhub, rannte er in die Werkſtatt hinab, um ſeinen Vater zu holen, und beide ſtanden hinter der Kammertür, und der gut gelaunte Dompfaff pfiff ihnen dreimal nach einander ſein Stückchen vor, und da er nichts Weiteres konnte, ſo pfiff er es ihnen auch zum vierten und zum fünften Male. Da der Alte wie der Junge ſo etwas noch nie gehört hatten, ſo entzückte es ſie, als wär's ein lieblich Wunder. Zuletzt kam auch noch der Geſell und ſtand mauſeſtill mit an die Tür gelehntem Ohr. „Fritz!" flüſterte er, „ſo'n Vagel! Hev min Lävdag noch ſo'n Vagel nich hört!" Als Fritz aber, während der Dompfaff jetzt noch einmal anhub, leis die Kammertür zurückdrängte, brach das Tierchen jählings ab; „Fiu!" machte er noch, dann wetzte er ſeinen ſchwarzen Schnabel und kroch in ſich zuſammen.

Seine Hörer blieben doch des Wunders voll. „Fritz," ſagte Meiſter Daniel ſeufzend, indem er heftig ſeines Sohnes Hand drückte, „wenn deine Mutter das belebt hätte!"

— Die Zeit rückte weiter; nach und nach ſtörte den Vogel die Gegenwart der Hausgenoſſen immer weniger, und auch

ſie wurden ſein Kunſtſtückchen gewohnt; aber Fritz blieb ſein getreuer Pfleger; im Winter – denn in der Giebelkammer war kein Ofen – hing er am Fenſter in der Wohnſtube unten über dem Stuhl, wo einſtmals Tante Salome und ſpäter, nur zu kurz, die gute Frau Line ihren Platz gehabt hatte, und manche Kinder, die vorübergehen wollten, blieben ſtehen und hörten nach dem wunderbaren Vogel.

So waren ein paar Jahre vorüber; Fritz war jetzt ein ſtämmiger Burſche mit ſicheren und kühnen Augen und hantierte ſchon lange als Lehrling in ſeines Vaters Werkſtatt. Lenkbeil und Schlägel ſtanden ihm fix zur Hand; nur etwas zu raſch und kräftig arbeitete er mitunter, und als Tante Salome, was wegen zunehmender Altersſchwäche nur etwa ein- oder zweimal im Sommer geſchah, eines Vormittags in die Werkſtatt kam, ſagte ſie: „Du makſt'n Larm vör dree, Fritz! Is denn de Arbeit ock dana?"

„Fix oder nix, Tante!" rief der Junge und ſchlug dabei auf die Bänder, daß ſie in Splittern aus einander flogen.

„Gott bewahr uns in Gnaden!" rief die Alte, „du heſt'n düren Leerburs, Daniel!"

Aber Meiſter Daniel lachte, er kannte ſeinen Fritz; irgendwie und -wo mußte mitunter das Feuer in dem Jungen ſich Luft machen, und auf ein Faßband kam's nicht an; denn er wußte es, Fritz war ein Waghals; die Gefahr war für ihn, was die Vogelbeere für den Krammetsvogel, und je kräftiger er wurde, um deſto mehr. Mit dem Küſter, der zugleich Glöckner war, hatte er nur Freundſchaft geſchloſſen, weil die drei großen Glocken im Kirchturme geheimnisvoll ſeine Neugier reizten. Wenn eine vornehme Leiche mit allen dreien zu Grabe geläutet werden ſollte, ſo war er ſicher vorher ſchon auf dem drittoberſten Turmboden, und kam der erſte Ton des Geläutes, ſo klomm er an den Querleiſten des emporgehenden Balkens hinauf, der von dort ſtatt einer Stiege an der größten Glocke vorbeiführte, und während ſie ſich heulend dicht an ihm

vorüberſchwang, ſuchte er, an ſeinem Balken angeklammert, mit den Augen ihren Taufſpruch zu erhaſchen und ſang ihn laut nach einer wilden Melodie in das hallende Dreigetön hinaus: Sum regina Poli, virgo Maria, tonantis! bis er zuletzt faſt taumelnd den Boden wieder erreichte.

Stand ein Sturm am Himmel und flog dann ein Boot durch das ſchäumende Waſſer aus dem Hafenſtrom in das Wattenmeer hinaus, ſo ſaß ſicher niemand als Fritz Baſch und ganz allein darin; man brauchte nur einen der Schiffer an dem Hafen zu fragen.

„Wer anners!“ war die Antwort. „De Gewaltsbengel, wenn he um't Boot fragt, ſo hett he't ock all losknütt; de Antwoort givt he ſick wull ſülven!“

Kam er dann durchnäßt, mit wirrem Haar, nach Hauſe, ſo ſah der Meiſter ihn wohl angſtvoll an: „Fritz, Fritz!“ ſagte er einmal, „wenn du mir von ſolcher Fahrt nicht wiederkämſt!“

Aber Fritz nahm luſtig ſeinen Schlägel und ein Faß und begann ohne weiteres ſeine unterbrochene Arbeit wieder. „Vater,“ ſagte er treuherzig, „ich mach heute eine Stunde ſpäter Feierabend; aber den jungen Seehund hättſt du ſehen ſollen, mit dem ich um die Wette fuhr; das war heut juſt unſer Wetter!“

„Ja, ja, Fritz!“ ſagte der Alte. „Ein Seehund, aber du biſt ja denn doch keiner!“

Der Junge ließ die Hand mit dem Schlägel hängen, und in ſein geliebtes Plattdeutſch fallend, ſagte er ſtolz: „Na, wat en Seehund ſwemmt, dat ſwemm ick ock!“

Der alte Meiſter Daniel ſchüttelte ſeufzend den Kopf, und die Schläge an den Fäſſern tönten wieder durch die Werkſtatt.

Nachdem drei Jahre ſeit Fritzens Konfirmation verfloſſen waren, war es recht ſtill in Meiſter Daniels Haus geworden; denn Fritz arbeitete jetzt als Geſell in einer großen Faßbinderei

in Hamburg; nur etwa einmal im Monat kam ein Brief von ihm. Meiſter Daniel und ſein Marten konnten die Arbeit zu Hauſe aber auch jetzt gewaltig allein tun, denn unten in der Stadt hatte ſich eine große neumodiſche Brauerei mit einem eigenen Böttcher aufgetan, und Daniels Hauptkundſchaft, die alte Peterſenſche Brauerei ihm gegenüber, die nur das hergebrachte Gut- und Dünnbier für Stadt und Umgegend lieferte, hatte dadurch einen großen Teil ihres Abſatzes verloren. Tante Salome kam auch nicht mehr aus ihrem Stift; ſie war zu ſchwach dazu geworden. Meiſter Daniel ſtand oft nachdenklich unter der Linde vor ſeiner Haustür und ſah nach ſeinem von Wind und Wetter ſchon recht verwaſchenen Türſtück auf; traurig ſchüttelte er den Kopf: ſeine Roſe lag ja längſt im Grabe, und die Knoſpe war als großer wehrhafter Bengel in die Welt gegangen.

„Paßt nicht mehr!“ ſprach er leiſe vor ſich hin und ging wieder in die Werkſtatt. Mitunter lief er auch in den Garten, als könne er dort ſich friſches Leben holen; wenn er aber an ſeines Jungen Blumenbeete kam, die jetzt ganz verunkrautet lagen, dann ſtand er lange, riß ein paarmal eine Hand voll Neſſeln aus und ſah dann, daß das Blumenbeet doch nicht wiederkam.

Aber es ſollte noch ſtiller um ihn werden. Ein großes Sterben, ein Typhus, wie die Ärzte ſagten, fiel auf die Stadt. Die erſten, welche zum Kirchhofe hinausgetragen wurden, waren der Kollaborator und ſeine noch leidlich junge Frau; ſeine beiden Kinder, die kleine Magdalena und ihr etwas älterer Bruder, ein heimtückiſcher, ſchieläugiger Burſche, kamen zu ihrer Großmutter, einer alten gelähmten Paſtorswitwe, deren Geſchichten von gläſernen Bergen und verwünſchten Prinzen dem Lenchen beſſer behagten als die antiken Lebensregeln ihres ärgerlichen Vaters. Zum Unglück Meiſter Daniels aber war gleich danach auch ſein alter Brauer Peterſen geſtorben, und die Witwe hatte den Mut zur Fortſetzung des

Geſchäfts verloren. So wurden Arbeit und Verdienſt noch kleiner, und der alte Marten mußte auf ſeines Meiſters Drängen ſich einen Platz in der neuen Brauerei verſchaffen, wo dem Böttcher ein Geſelle nötig wurde.

Daniel hatte das alles eben an ſeinen Sohn geſchrieben, ging dann durch die leeren Räume ſeines ſchmalen Hauſes, ſtellte in der Werkſtatt Dauben und Hölzer gegen die Wände und ſtand endlich vor einem Fenſter der Wohnſtube, mit wirren Gedanken in den hellen Februartag hinausſtarrend. Von den Menſchen, die dann und wann vorübergingen, ſahen ſeine Augen nichts; er hatte ſeine blaue Zipfelmütze in der Hand und fuhr ſich von Zeit zu Zeit in ſeine Haare. Ja, er wollte jetzt ganz allein in ſeinem Hauſe bleiben; er war ein ordentlicher Wirt geweſen; die Zinſen von ein paar erſparten Kapitalien und der Verdienſt von ſeiner noch verbliebenen kleinen Kundſchaft würden für ihn ſchon reichen! Er begann zu rechnen, wieder und wieder, aber das Fazit blieb dasſelbe. Es ſchoß ihm heiß zu Kopfe; er hatte gedacht, es mache doch ein Sümmchen mehr; und wenn er für Not und Krankheit noch etwas hinter der Hand behalten wollte? . . . Da fiel es wie ein Strahl in die dunkle Kammer ſeines Kopfes; er hatte ja ein ganz leeres Haus; was brauchte er jetzt noch die Wohnſtube und die Kammer, die dahinter lag! Eine Mieterin, eine ſtille alte Perſon, das wär's; dann hätte er genug! Er ſelber zöge nach oben hinauf in die Giebelkammer ſeines Fritz; nur ein kleiner Kochofen müßte dort noch geſetzt werden, dann könnte er ſich ſelber ſeinen Mittag machen!

Eine trübe Art Zufriedenheit kam über Meiſter Daniel, und er hörte nun auch, daß am andern Fenſter der Dompfaff flötete:

Üb immer Treu und Redlichkeit,
Bis an dein — — —

„Fiu!" machte der Vogel, und der alte Mann nickte. Ja, ſo weit hatte Fritz es ihm noch beigebracht; und nun begann das Tier ſein Stück von neuem. Als Daniel wieder durch

das Fenſter blickte, vor dem ſchon längſt keine Roſen und Geranien mehr grünten, ſah er draußen eine Roſenknoſpe, ein acht- oder neunjähriges Mädchen mit einem ſanften Geſichtlein und ein Paar blauen Augen, mit denen ſie, andächtig lauſchend, nach dem Vogel hinaufſah; denn ſie ſtand mit einem älteren Knaben dicht unter dem Fenſter. Der Junge aber ſchielte und ſah bös und häßlich aus und ſchien indeſſen ſeine Marmel in der Taſche nachzuzählen. Da zog das Mädchen ihr rotes Händchen aus dem Muff, und ihn zu ſich ziehend, wies ſie mit dem Finger nach dem Vogelbauer. Aber Meiſter Daniel, den die Kinder nicht zu bemerken ſchienen, erſchrak faſt; denn wie eine Katze, die nach einer Beute ſpringt, fuhr der Junge mit einem Schrei empor, als wolle er den ſchönen Vogel greifen. Unwillkürlich klopfte der Meiſter an die Scheiben und drohte mit der Fauſt; da machte der Bube ihm ein Schelmgeſicht und rannte davon; das blonde Dirnlein aber ſtand, als könne ſie vor Schreck nicht von der Stelle.

Ein Lächeln zog über des guten Meiſters Antlitz, und er winkte dem Kinde, daß es zu ihm kommen ſolle; da ſie aber keinen Fuß rührte, ging er zu ihr auf die Gaſſe. „Komm mit mir in die Stube!“ ſagte er, ihre Hand faſſend; „da kannſt du dir in der Wärme den Vogel beſehen!“

Als ſie drinnen waren, nahm er das Bauer von der Wand und ſtellte es vor ihr auf den Tiſch; aber der Dompfaff wetzte nur den Schnabel und ſah ſie mit ſeinen ſchwarzen Augen an.

Sie tat einen tiefen Atemzug: „Was iſt das für ein Vogel?“ frug ſie leiſe.

„Das iſt ein Dompfaff!“ erwiderte der Meiſter.

„Ein Dompfaff?“ und ſie hielt lange den kleinen Zeigefinger an die Lippen. „Iſt er denn verzaubert?“

„Was denn? Verzaubert?“ frug der Alte, und ſie nickte mit ihren großen Augen.

„Warum denn verzaubert?“ frug er nochmals.

„Er flötet ja wie ein Junge!“

„Wart mal," ſagte der Meiſter, dem dieſe Frage wie aus einer andern Welt kam; „nein, ſo was nicht! Nur, ſie ſagen, daß er ein dummer Vogel ſei; aber, Kind, er iſt gewaltig klug, und darum kann er auch flöten."

„Darum?" wiederholte das Kind; und beide verfielen nun in tiefes Sinnen über dieſen wunderlichen Fall. „Sag einmal," ſprach Meiſter Daniel dann, nachdem er eine Weile in das feine Geſichtlein geſchaut hatte, „biſt du nicht die kleine Magdalena, von der mein Fritz mir oft erzählt hat?"

Sie ſah ihn fragend an: „Wir ſind dem Kollaborator ſeine," ſagte ſie; „aber unſer Vater, auch Mutter iſt geſtorben."

„Ja, ja, ich weiß; arme Kinder!" ſagte er und ſtrich mit ſeiner harten Hand ihr ſanft die goldblonden Härchen aus dem Geſichtlein, das bei den letzten Worten ſich zum Weinen verzogen hatte. „War denn das dein Bruder, den du bei dir hatteſt?"

Sie nickte. „Wir ſind beide bei unſerer Großmutter; aber die kann gar nicht von ihrem Lehnſtuhl auf!"

„Das iſt nicht gut für deinen Bruder," ſagte der Meiſter ein wenig ſtrenge. „Wie heißt er denn?"

„Tiberius."

„Was für was?" frug er, und das Kind wiederholte das Wort.

Der Alte ſchüttelte den Kopf. „Iſt denn das ein chriſtlicher Name? Hat unſer Paſtor ihn ſo getauft?"

„Ich weiß nicht," ſagte die Kleine halb gedankenlos; denn der Dompfaff begann plötzlich wieder ſeine Melodie, und ſie hatte für nichts anderes Aug' und Ohren. Als er aufgehört hatte, wandte ſie ihre leuchtenden Augen dem Meiſter zu: „Ich muß nun nach Hauſe," ſagte ſie leiſe; „ich danke auch vielmal!"

Er nahm ihre beiden Händchen und ſah ſie zärtlich an: „Willſt du auch wohl einmal wiederkommen?"

Und nach kleiner Bedenkzeit nickte ſie ſo bedeutſam, als ſollte es ein Schwur ſein. Dann brachte er ſie an die Haustür und

ſah ihr nach, wie ſie bedächtig die Straße hinaufging. Als er danach wieder in ſein Zimmer trat, war ihm, als ſei hier inmittelſt ein Lichtlein ausgetan. Aber der Dompfaff hub wieder ſeine Melodie an. „Fritz! Min Fritz!“ rief der Alte und lehnte ſich zitternd an den Türpfoſten.

Als der Mai ins Land gekommen war, ſaß ſchon die Mieterin unten in der Wohnſtube, ein zierliches, etwa funfzigjähriges Frauenzimmer. Riekchen Therebinte hieß ſie und lebte von einem Sümmchen Erbzinſen und einem kleinen Jahrgehalt, den ihr eine zwanzigjährige Kammerjungfernſchaft bei einer gräflichen Gutsbeſitzerin eingetragen hatte; wenn Bälle oder andere Feſtlichkeiten in der Stadt waren, kammerjungferte ſie auch jetzt noch bei den Töchtern der Beamten oder vornehmeren Bürger und hatte dadurch noch eine hübſche Extra-Einnahme. Sie war klein und mager, und wenn ſie aus einer Tür ein paar Stufen hinabging, ſo war's, als wenn ein Vogel heraushüpfte; „ſie iſt ein hüpfendes Gerippchen“, hatte einmal ein kleines boshaftes Mädchen von ihr geſagt. Sie hatte nur ein winziges Stumpfnäschen, aber eine weitläufige Stirn darüber, daher ſie denn auch, wenn die Schönheit eines jungen Mädchens vor ihr gelobt wurde, ſelten, wiewohl etwa zaghaft, zu bemerken unterließ: „Ja, hübſch, recht hübſch! Aber die Stirn, iſt die nicht etwas unbedeutend?“ Sie wurde dann meiſtens ausgelacht, und ſie ſelber lachte mit, denn Neid und Bosheit waren nicht dahinter; ſie wollte nur in betreff der Schönheit ſich doch auch ein wenig in Erinnerung bringen. Die niedrige Stirn ihres Mietsherrn pflegte ſie ſtets voll wahren Mitleids zu betrachten und erwähnte ihrer niemals gegen andere.

Oben in der Giebelſtube hing der Dompfaff am Fenſter, und in der Ecke ſtand der Ofen, auf dem Meiſter Daniel ſeine Kartoffeln und ſein Stückchen Sonntagsfleiſch kochte; er hatte ſeinen einſamen Haushalt eingerichtet. Wenn er vormittags ſeine paar Stunden in der Böttcherwerkſtatt gearbeitet oder in

ſeinem Garten gegraben hatte, den er ſpäter faſt ganz mit Kartoffeln bepflanzte, dann ſaß er oben mit aufgeſtütztem Arm an einem Tiſche und las in der Laßſchen Chronik ſeiner Vaterſtadt oder in des alten pastor primarius Melchior Krafftens ſtädtiſcher zweihundertjähriger Kirchen- und Schulhiſtorie. Die alten Lederbände waren noch aus ſeines Vaters Nachlaß, hatten aber lange Zeit bei ſeinen Rechnungsbüchern in der Schatulle gelegen; nun ſahen ſie ihn an, wie auch ſchon ſeine alte Zeit, und wenn er las, wie früher die pastores von Oſt und Weſt, aus Pommern und aus Sachſen in unſere Stadt gekommen waren, und wie nun hier auf ein paar Buchſeiten ſich ihr Leben eines nach dem andern abſpann, dann blickte er wohl halb verwirrt empor und wunderte ſich, wie er und der Dompfaff doch noch immer weiter lebten.

Wurde es Sonntag, ſo zog er ſtets ein friſch gebleichtes Hemd an; dann dachte er ſeiner ſauberen Hausfrau: „Line — Line Baſch!“ ſprach er und nickte mit ſeinem grauen Kopfe. „Du ſiehſt es doch!“ und während er ſich langſam in ſein Sonntagszeug kleidete, war ihm, als täte er es noch wie einſtmals unter ihren Augen.

Dann ging er in die Kirche, um von dem alten Propſten, mit dem er als Junge in Quarta auf der Schulbank geſeſſen hatte, Gottes Wort zu hören; nach der Kirche ging er zurück und ſeinem Hauſe vorbei über den Kirchhof nach dem Stift. Aber ſeine alte Schweſter war ſtumpf geworden. „Wat ſchrift Fritz?“ war immer ihre erſte Frage, auf die er nur ſelten etwas zu antworten hatte; dann frug ſie weiter: „Watt hett de ol Propſt denn ſeggt?“ Er berichtete ihr den Inhalt der Predigt, ſoweit er ihn behalten hatte; wenn er aber damit zu Ende war, dann war ſchon längſt der Kopf der bald Neunzigjährigen auf die Bruſt geſunken, und ihre Seele ſchwebte in der Dämmerung, auf welche die Nacht folgt. Er ſaß noch eine Weile und ſah auf die alten Schweſterhände, die ihm von ſeiner Kindheit an geholfen hatten; und wenn die Schlafende ſich nicht mehr

rührte, nickte er ihr ſchweigend zu und ging hinaus und langſam ſeinem Hauſe zu.

Das waren die beiden einzigen Gänge, die Daniel Baſch in ſeinen Sonntagskleidern machte.

In ſeinem Garten wuchſen allmählich die Kartoffelſtauden in die Höhe und bildeten bald eine gleichmäßig grüne Fläche, aus welcher nur der große Birnbaum hervorragte, der in der Mittagsſonne ſeinen breiten Schatten um ſich her warf. Um dieſe Zeit, aber auch ſpät nachmittags, wenn ſchon das Abendrot am Himmel ſtand, ſahen die Nachbaren über den Zaun ihrer Gärten den alten Meiſter oft auf der Bank, die auch jetzt noch um den Baum lief, ſitzen, den etwas gebeugten Rücken an den Stamm gelehnt, die Hände vor ſich auf die Knie gefaltet, wie einen, deſſen Tagewerk zu Ende iſt; und als im Juni ſich die Stauden mit den zierlichen blauen und weißen Blüten bedeckten, ſaß er wie in einem Blumenmeer. Auch war ein Plätzchen, dicht am Fuße des Baumes, nicht zum Kartoffelfeld gezogen; Fritzens Blumenbeete waren hier geweſen, und Meiſter Daniel hatte im letzten Frühjahr alles Unkraut ausgereutet und ſtatt deſſen roten Gartenmohn darauf geſäet. Er wußte wohl nicht, daß das die Blume der Vergeſſenheit ſei; ſie war für ihn vielmehr das Gegenteil, denn Fritz und ſeine Mutter hatten ſie einſt ſo gern gehabt. Und als ſpäter die Kartoffelſtauden mit den lichtgrünen Äpfeln und ſchon in dunkeln Blättern ſtanden, öffnete neben ihnen der Mohn ſeine Knoſpen und wiegte die leuchtend roten Blumen in dem ſchwülen Sommerhauch.

Der alte Mann, der auf der Bank daneben ſaß, ſchien freilich wenig zu dieſer Sommerpracht zu paſſen: der Bart ſchien ſeit acht Tagen nicht raſiert zu ſein, und die tiefliegenden blaßblauen Augen ſahen wie über Welt und Leben hinweg. Er hatte den Brief, den er in der Hand hielt, eben vielleicht zum zehnten Mal geleſen: er war von Fritz; Fritz war nach Kalifornien gegangen.

Das Goldfieber war derzeit noch lange nicht vorüber; noch manchen lockte es in die Minen und manchen in den Tod;

manchem ſchlugen dort die Keime ſeiner Natur zu Trunkſucht, Spiel und Raub, die vielleicht für immer ſonſt geſchlafen hätten, in Wucherpflanzen auf und erſtickten ihn. Freilich war Fritz nicht als abenteuernder Minierer, ſondern als feſtgedungener Böttcher für eine dortige Exportſchlachterei mit einem Hamburger Genoſſen hinüber gegangen, aber das Wort „Kalifornien" klang doch wie Gold und Abenteuer, und es war zuerſt vor ſeinem Ohr geklungen, da er aus jenem Briefe ſeines Vaters deſſen drohende Verarmung herauszuleſen meinte. Er hatte ſeine feſte Arbeit; aber wenn die Gelegenheit käme, weshalb ſollte er nicht auch dazwiſchenſpringen und ſeinem Vater ein ſorgloſes Alter mit nach Haus bringen!

Meiſter Daniel ſeufzte nicht; er ließ nur den Kopf hängen und rieb ſich mit der Hand den Stoppelbart; aber er ſah nicht neben ſich die roten Blumen wehn und hörte nicht den Fritſch, der über ihm aus dem Laub des Baumes ſang, ſelbſt nicht den leichten Schritt, der jetzt von dem unten vorbeiführenden Weg aus dem Gartenſteig heraufkam. Erſt als eine kleine Hand ſich auf die ſeine legte, blickte er auf. „Magdalena, Kind, biſt du es!" ſagte er.

Sie nickte. „Ich wollte nur den Vogel gern einmal wieder hören!" Aber ſie ſah ihn faſt erſchrocken an.

„Ja, ja" – ſprach er wie zu ſich ſelber – „der Dompfaff, der iſt noch da." Dann ging er mit dem Mädchen nach dem Hauſe zu.

Es war ſchon zu Ende des November. Meiſter Daniel ſaß nachmittags in ſeiner Giebelſtube und hatte ſich ein behaglich Feuerchen im Ofen gemacht, es roch ſogar nach Kaffee, der wohl darinſtehen mochte; er wollte heute noch zu ſeinem Nachbar, dem Barbier, denn der Bart war wieder einmal gar zu lang geworden, und dann ins Stift zu ſeiner Schweſter: heute ſollte ſie gewiß nicht ſchlafen, denn der erſte Brief aus Kalifornien war angekommen. „Geld verdienen iſt hier keine Kunſt,"

ſchrieb Fritz; „aber man muß es feſt in der Hand halten, wenn es nicht wieder wie Sand durch die Finger laufen ſoll; zwei Jahre, dann, Vater, klopf ich an Deine Tür; dann arbeiten wir wieder zuſammen!"

Der Dompfaff hüpfte fröhlich in ſeinem Bauer; ein glücklich Lächeln ging über des Alten Angeſicht, und er wollte ſich eben ſeinen Kaffee aus dem Ofen holen, da hörte er es draußen die Treppe heraufhüpfen, ein ſpitzer Finger pochte an die Kammertür, und als ſie ſich öffnete, erſchien Mamſell Riekchen Therebinte auf der Schwelle. „O, Mamſellchen!" rief der Alte.

Und Riekchen machte einen Knicks; ſie hatte ihren Schildpattkamm von der Gräfin eingeſteckt und Filethandſchuhe angezogen. „Ich kann wohl gratulieren?" ſagte ſie.

„Wozu?" frug der Alte hinterhaltig, „Sie meinen wohl, es riecht hier nach Geburtstag?"

„O, Herr Baſch! Ich denk, zwei einſame Hauskameraden ſollten Freud und Leid zuſammen teilen, und heute vormittag — ja, ja, ich habe den Briefboten attrapiert — iſt doch wohl Freude bei ihnen eingekehrt; da möcht ich mir nun meinen Anteil ausbitten!"

Er drohte ihr mit dem Finger: „Weibſen! Weibſen!" ſagte er ſchelmiſch. „Aber, im Vertrauen, Mamſellchen, ich hab's gar gern, wenn ihr Frauenzimmerchen ein bißchen neugierig ſeid!" Er ſeufzte, doch er lächelte auch dabei: „Mein ſelig Linchen war es auch!" flüſterte er ihr ins Ohr.

Und während Riekchen ſich verſchämt mit ihren Händchen über die bedeutende Stirn ſtrich, lief Meiſter Daniel zu einem Wandſchränkchen und holte Taſſen und Teelöffel; dann nahm er den heißen Kaffee aus dem Ofen und ſchenkte ſeiner Hausgenoſſin ein: „Und hier iſt Zucker!" ſagte er, „bedienen Sie ſich, Mamſellchen. Ja, ja, Sie haben recht, heut iſt ein Freudentag; ich habe Nachricht von meinem Fritz!" Und ohne ſeinen Kaffee zu berühren, nahm er den offenen Brief vom Tiſch — — aber er mußte lachen, er hatte vergeſſen, ſeine Brille aufzu-

ſetzen. Aber nun tat er es und begann den Brief zu leſen, während Mamſell Therebintchen mit zierlichem Finger ihre Taſſe vom Munde wieder auf die Unterſchale ſetzte.

Als er aber an die Stelle kam, wo Fritz für ſeine Heimkehr nur noch eine zweijährige Friſt ſetzt, da ſchien plötzlich auf dem Antlitz der mit gefalteten Händen Horchenden die Teilnahme zu erlöſchen.

Sie räuſperte ſich ein wenig, und Meiſter Daniel ſah ſie an: „Iſt Ihnen nicht wohl, Mamſellchen?“ frug er heiter; „Ihre Äuglein ſehen auf einmal ſo betrübſam!“

Und Mamſell Riekchen ſah ihn faſt bittend an: „Ach, lieber Meiſter,“ flüſterte ſie, „dann werd ich wohl mein Stübchen und Ihr Haus verlaſſen müſſen!“ und ſie ſeufzte, daß es ganz ſtill in der Kammer wurde.

Meiſter Daniel war ſchier beſtürzt, ſo hatte er den Fall noch gar nicht angeſehen; aber er faßte ſich, da war ja noch die kleine Schlafkammer des Geſellen; er nahm ihre Hand: „Nein, nein, liebes Mamſellchen, Fritz wird Sie nicht verdrängen; er iſt ein beſcheidener Junge, ſeiner lieben Mutter guter Sohn! Sie ſollen auch Ihre Freude an ihm haben; dann wird es wieder laut und luſtig hier im Hauſe, und im Garten wachſen Erbſen und Bohnen und Blumen; auch türkiſchen Weizen zieht er — ganz wie es früher war zu ſeiner Mutter Zeit!“

Da lächelte das Mamſellchen wieder, und ſie tranken ihren Kaffee und laſen den Brief zu Ende; und als das alte Dämchen ſich empfahl, erbat ſie ſich und erhielt noch die Erlaubnis, im nächſten Frühjahr zwei Suppenkräuterbeete zu gemeinſchaftlichem Gebrauche in dem Garten anzulegen.

Der Meiſter Daniel aber ging ſchrägüber zum Barbier, dann glattraſiert ins Stift zu ſeiner alten Schweſter, und Salome blieb, während er ihr den Brief vorlas und noch lange nachher, ganz wach und munter; ſie ſaß in ihrem Lehnſtuhl und er dicht an ihrer Seite, und die Hände der alten Geſchwiſter ruhten in ſtummer Freude in einander; nur mitunter ſagte ſie: „De Jung! De Jung! He kann wat, und dat in Amerika!“

Als Daniel am Abend heimkam, faßte er den Entſchluß, dem Dompfaffen das Stück noch weiter vorzupfeifen. Was ſollte Fritz ſich wundern, wenn er nach zwei Jahren ihn ſo ſingen hörte!

Das war ein Freudentag in Meiſter Daniels Leben; aber er wiederholte ſich nicht, der Winter kam, aber kein Brief von Fritz, und je weiter es in die Zeit hineinging, deſto ſchwächer wurde der Schimmer jener Freudenflamme, und deſto dunkler wurde es um den einſamen alten Meiſter.

Als nach ein paar Jahren die Krokus im Schloßgarten blühten, trat ein einfacher Leichenzug aus dem Tore des St. Jürgenſtiftes: ein Kränzchen von Primeln und Immergrün lag auf dem Sarge, ein alter Mann ging zunächſt hinter demſelben; er ging etwas ſtumpelig, und auf ſeinem Antlitz mit den ſchlohweißen Augenbrauen zuckte eine unruhige Trauer. Es war wohl nicht um die Tote, die er auf ihrem letzten Weg begleitete, denn ſie hatte in mählich verdämmerndem Bewußtſein das äußerſte Lebensziel erreicht; aber der alte Mann hatte jenſeit des Meeres einen Sohn, ſein einzig Kind, und er wußte ſeit lange nichts von ihm; die Tote aber war die Letzte geweſen, die aus ihren Träumen noch nach ihm gefragt hatte.

Der alte Mann war Daniel Baſch, der ſeine Schweſter Salome begrub; den kleinen Kranz hatte ſeine Mieterin, das gute Riekchen, gebunden. „Das iſt unſer Altjungfernrecht,“ hatte ſie geſagt; „ohne Kranz nicht zu Tanz!“

Der Zug ging Schritt für Schritt die Straße hinab nach dem zweiten Kirchhof am Nordweſtende der Stadt, wo Daniels Familiengrabſtätte lag. Als er dort an die offene Grube trat, ſah er in derſelben die Seitenbretter eines morſchen Sarges aus der Erde ragen; ſeine Hand zuckte, als ob er etwas faſſen müſſe; er kannte den Sarg, es war ihm faſt als wie ein ſchreckliches Wiederfinden. Dann wurde der friſche Sarg hinabgelaſſen, und die hinabgeſchaufelte Erde dröhnte auf dem Deckel; Daniel nickte noch einmal in die Grube, und während der alte Propſt

das „Vaterunſer“ ſprach, murmelte er leis für ſich: „Dein Wille geſchehe im Himmel und auf Erden!“

Erſt als er wie betäubt nach Hauſe ging, ergriff ihn ein jäher Schmerz um ſeine alte Schweſter, daß er nur mit Gewalt einen Tränenausbruch zurückdrängte; er war nun ganz verlaſſen.

Als er in ſeinem Hauſe nach der Giebelkammer hinaufſtieg, ſtand er mitten auf der Treppe ſtill: er hörte den Vogel in der Kammer pfeifen. Das hatte er freilich ſchon tauſendmal gehört; aber heute kam es ſo friſch, ganz wie ein Frühlingsruf aus der kleinen Bruſt herauf; Meiſter Daniel erklomm die letzten Stufen und brummte zur Begleitung die Worte der Melodie. Aber was war denn das? Der Meiſter hatte, an dem Erfolg verzweifelnd, in den letzten Wochen ſeinen Unterricht ganz aufgegeben; immer hatte der Schüler nur geſtümpert; und jetzt — jetzt ſang er alles: womit ihn Fritz ins Haus gebracht, was dieſer ihn gelehrt und was zuletzt der Meiſter ſelbſt ihm vorgepfiffen hatte. Die unerwartete Freude hatte dem Alten wohl den Kopf verwirrt, denn er wandte ſich wieder, faßte mit jeder Hand eine Stange des Geländers, und ſich vorbeugend, rief er laut ins Haus hinab: „Fritz! Fritz! Nu fleut he ock de tweete Reeg!“

Da öffnete ſich raſch die Tür der unteren Wohnſtube, und Mamſell Riekchen war auf den Flur hinausgehüpft. „Wer? Was flötet, Meiſter Daniel?“ rief ſie ängſtlich.

„Der Dompfaff! Der Dompfaff!“ kam es von der Treppe herunter.

„Ach, Sie und Ihr alter Dompapſt!“ rief Mamſell Riekchen und hüpfte in ihre Kammer zurück. „Sonderbarer Mann!“ ſprach ſie zu ſich ſelber und ſchüttelte ihre beiden dünnen Locken; „hat eben ſein' Schweſter begraben und ſchreit um ſeinen alten Dompapſt!“

Der alte Mann dort oben hatte ſich auch beſonnen; der Vogel zwar hatte ſeine Lektion gelernt; wo aber war der, den er gerufen hatte?

Um dieſe Zeit war es, daß der Sohn eines Kellerwirts, „der Amerikaner", wie ſie ihn ſpäter nannten, als er ſich nichtsnutzig in der Stadt umhertrieb, aus Kalifornien wieder nach Haus gelangte. Er war trunkfällig und großmaulig und führte zur Unterſtützung ſeiner Reden eine raſche Fauſt, daß die Leute es ſich ſchon gefallen ließen, wenn er in der Fuhrmannskneipe ſeine Geſchichten auftiſchte und ſeine Goldbröcklein aus der Taſche holte. Mit Grafen und Zigeunern, Türken und Heiden, ſo erzählte er eines Abends, auch freilich mit Fritz Baſch habe er Gold gewaſchen. — Aber der ſei ja in San Francisco in einer Schlachterei, meinte einer der Stammgäſte. — Der Amerikaner lachte: „Hat ſich ausgeſchlachtert! Die Bretterbuden ſind verbrannt; die hounds haben die Kaſſen genommen."

„Hounds — was ſind Hounds?"

„Hunde! Spitzbuben! Räuber ſind's!" rief der Amerikaner. „Ihr kennt hier ſo was nicht! Noch ein Glas, Harke; ſchmeckt wohlfeil hier bei euch!"

Das junge Schenkmädchen war, die Hand auf einer Kanne, ſtehen geblieben: „Sagt, wenn Ihr ſo gut ſein wollt, was treibt Fritz Baſch denn itzt? Wir ſind zuſammen eingeſegnet."

„Fritz Baſch?" erwiderte der Goldgräber und ſah ſich frech am Tiſche um. „Calculier', der hat's wohl ausgetrieben!"

„Was ſagt Ihr! Was iſt's mit Fritz Baſch?" riefen die Gäſte; denn der friſche Junge war in aller Gedächtnis.

Der Amerikaner trank erſt ſein Glas bis auf die Nagelprobe. „Ihr kennt das hier nicht," ſagte er dann wieder; „im Süden, im Oregon war's; ein neues Goldlager! Ihr kennt das nicht: von Aſien, Afrika, Europa rannten ſie herbei; der Staub, der Moraſt, das Schnauben und Toben von Menſch und Vieh; aus hundert Sprachen ſchrien ſie durch einander; ſchlimmer als beim Turmbau zu Babel: ein Irländer wurde verrückt; ein Franzos wollte alles überſchreien, bis er am Ende nur noch pfeifen konnte; aber Gold! Gold war für alle! — Harke, noch ein Glas!" unterbrach ſich der Erzähler.

„Aber Fritz! Was war mit dem? War er dabei?“ riefen die andern.

„Dabei? – Ob er dabei war! Er grub und wusch für zwei! Einen Beutel voll Gold hatte er schon, den er allzeit festgebunden in der Hosentasche trug.“

„Weshalb denn ist er nicht mit hieher gekommen? Habt ihr Streit gehabt?“

Der Amerikaner schüttelte den Kopf: „Streit? Streit genug; aber nicht zwischen uns. In den Minen, abends in den Zelten, wir spielten fast die Nächte durch; habt von der Wirtschaft wohl schon reden hören. Aber Fritz wollte nicht, und wenn sie ihn zerren wollten, sprach er: ‚Spielt! ich mach nicht mit; muß meinem Vater ein weich Kissen für seinen alten Kopf mit nach Haus bringen; hab kein Gold für euere Karten!‘ – Aber sie kriegten's heraus, daß er die Taschen voll hatte; so kam's zum Streit, und in einer Nacht – ihr kennt das nicht – da wurden die Messer blank, und eins davon fuhr ihm zwischen den Schultern in den Rücken.“

Die blonde Dirne stieß einen Wehlaut aus. „Der arme alte Daniel!“ rief ein anderer; „es war doch nicht zum Tode?“

„Zum Leben auch nicht!“ sagte der Amerikaner; „ich hab ihn später nicht mehr gesehen, und wenn sein Leichnam nicht zufällig einem neuen Claim im Wege lag, so werden die Geier und die Ratten ihn schon begraben haben!“

– – Ein paar Tage später saß der Erzähler auch bei dem alten Meister Daniel auf der Bank unter Mamsell Riekchens Fenster, und bis weit hinab und hinauf in die Straße konnten die Leute, die dort gingen oder vor ihren Türen saßen, ihn reden hören. „Na, good bye, Meister!“ sagte er endlich, rückte seinen Hut und schlenderte gleichgültig, die Hände in den Hosentaschen, weiter.

Der Alte sah ihm lang mit starren Augen nach; als er sich aufrichten wollte, taumelte er auf die Bank zurück; er machte noch einmal den Versuch, und nun ging es: mit den Händen

an der Wand taſtete er ſich durch ſeinen Hausflur und ebenſo die Treppe hinauf; als er in die Kammer gelangt war, ſchloß er hinter ſich die Tür. Wer auf der Gaſſe vorüberkam, ſah die Sonne über die geſchorene Linde weg ins offene Fenſter ſcheinen und hörte den Dompfaff ſein allbekanntes Lied pfeifen.

Nach einigen Wochen aber wurde hie und da erzählt, der alte Daniel Baſch ſei ſo was wunderlich geworden; der Amerikaner habe auch ihm das Stück von ſeinem Sohn erzählt, da ſei ihm die Trauer in den Kopf geſtiegen. — Auch in meinem Hauſe wurde davon geſprochen; da ſeine Mutter bei meiner Großmutter lang in treuem Dienſt geſtanden war, ſo gehörten wir zu ſeiner ihm noch jetzt verbliebenen Kundſchaft. Die Aufträge meiner Frau waren, nach deren Äußerung, bisher prompt und ſauber ausgeführt; nur eben jetzt hatten wir lange auf ein Badewännchen für unſer kränkelndes Kind gewartet. „Geh doch einmal ſelber bei dem Alten vor," ſagte ſie eines Tages zu mir; „dein Spaziergang führt dich ja oft dort vorbei!"

Als ich mich, des gedenkend, am folgenden Nachmittage ſeinem Hauſe näherte, ſah ich dort eine Leiter über der Haustür angelehnt; den darauf Stehenden aber verbarg mir das Laub des Lindenbaums. Als ich herantrat, erkannte ich unſeren alten Meiſter ſelber; er hatte in der einen Hand einen Meißel, in der andern einen Hammer und war damit beſchäftigt, den vor Jahren dem Türſtück angeſtrichenen Mörtel wieder loszuarbeiten, und ſchon ſah der Schädel des Todes wieder aus dem wüſten Staub hervor.

Als der Alte auf meinen Gruß, den ich ihm hinaufrief, mich erkannte, kam er haſtig von ſeiner Leiter herabgeklommen und führte mich durch den ſchmalen Hausflur in die Werkſtatt. „Es iſt fertig, ganz fertig, Herr Landvogt!" ſagte er und ſah mich aus erſchreckend hohlen Augen an; „daß Ihre gute Frau mir nur nicht bös wird! Ich hatt's vergeſſen; rein vergeſſen — die letzten Wochen!" Er griff in eine Ecke und wies mir die

fertige Wanne vor. „Die letzten Wochen!“ wiederholte er noch einmal leiſe vor ſich hin.

Ich faßte ſeine Hand und fühlte, wie ſie in der meinen bebte. „Ich weiß es, Meiſter,“ ſagte ich; „ſie haben großes Leid zu Euch gebracht.“

Da hörte ich den Dompfaff pfeifen, den ich bis jetzt nur von Hörenſagen kannte; er hing in ſeinem Bauer jetzt hier in der Werkſtatt innerhalb eines kleinen Oberfenſters; vom Hofe nickte ein blühender Flieder zu ihm herein.

Der Vortrag des kleinen Künſtlers ſchien mir ſo lieblich, ja — was indes wohl nur die Folge meiner Stimmung war — ſo voll Empfindung, daß ich ſchweigend horchte. „Da habt Ihr einen anmutigen Hausgenoſſen!“ ſagte ich.

Der Alte ließ den weißen Kopf ſinken: „Den letzten,“ murmelte er; „und nur ein Vögelchen.“

„Den letzten? Ich dachte, es wohne auch noch ſo ein altes munteres Jüngferchen bei Euch?“

Meiſter Daniel nickte: „Ja, ja, Herr; nur — ſie hat die anderen nicht gekannt; der“ — und er ſchaute zärtlich zu dem Vogel auf — „iſt noch von meinem Fritz!“

Ich hätte ihm zurufen mögen: „Laßt nicht den Kopf hängen, Alter! Wer weiß, der Fritz kommt dennoch eines Tages in die Tür geſprungen, und es wird wieder jung und luſtig in Euerem Hauſe!“ Denn ich traute dem verlumpten Schwätzer nicht, der jene Kunde über das Meer gebracht hatte; aber dennoch — es ſah dem Fritz zu ähnlich, und das Ende war wie ein Blatt aus einer Tagesnummer von da drüben; ich gab ſchweigend dem alten Mann die Hand: „Meine Frau wird die Wanne holen laſſen,“ ſagte ich; „möge Gott Euch tröſten, Meiſter Daniel; die Welt iſt ja ſo reich.“

Als ich aber einen Blick auf den gebrochenen Mann warf, der noch immer nach dem Vogelbauer ſtarrte, als gäbe es nun nichts weiteres für ihn, da ſchämte ich mich meiner dummen Weisheit und wollte ſchweigend davongehen.

In der Haustür aber hatte er mich eingeholt; er hielt die Zipfelmütze in der Hand: „Verzeiht! Verzeiht, Herr!“ wiederholte er ein paarmal mit einem unbeholfenen Diener.

Nur ein paar Häuser weit hatte ich mich entfernt, als ich schon wieder von der Leiter herab die Schläge des Hammers auf den Meißel hörte; der Alte arbeitete schon wieder seinen Tod zu Tage.

— — Sie sagten, Meister Daniel sei wunderlich geworden, und es war vielleicht auch so; freilich die wenige Arbeit, die er noch zu verrichten hatte, geriet ihm nach wie vor; aber das Handwerk, oder was davon in früheren Jahren in seinem Kopfe hatte sitzen müssen, war ihm allmählich in die Faust hinabgestiegen, und die war noch leidlich zu gebrauchen. Im übrigen hatte er seine alten Bücher wieder in die Schubladen gepackt: was sollte er von den Dingen der Welt noch lesen, da seine Lieben keinen Teil mehr an ihr hatten! Für ihn war jetzt ein anderes: wenn abends die Dämmerung sich dem Dunkel nahte, oder wenn der Mond aus seiner Himmelshöh herabschien, dann schritt Daniel aus seinem Hause die Süderstraße hinab, über den Markt und hinten durch den einsamen Schloßgang, durch die Lindenalleen und durch den Totengang nach dem Kirchhof. Er trug keine Blumen oder Kränze dahin; aber unter der kleinen Linde, die auf Linas und Salomes Grabe wuchs, hatte er ein schmales Bänkchen zimmern lassen; dort saß er und blickte, solange noch ein Schimmer davon sichtbar war, nach Westen auf das Meer und dachte an die Ewigkeit, welche nur allein noch vor ihm lag.

Aber auch wenn schon das Dunkel ihn rings umschlossen hatte, blieb er dort mitunter sitzen.

Da er eines Abends erst nach elf Uhr seine Haustür aufschloß, kam ihm Mamsell Riekchen aus ihrer Stubentür mit einem brennenden Licht entgegen; sie hatte so lang in Schillers Räubern gelesen: „Mein Gott, Herr Basch, wo kommen Sie her? Ich denk, Sie liegen über mir in Ihrem Bett; sonst

hätt ich die grauliche Geſchichte nicht ſo ſpät geleſen!" Plötzlich hüpfte ſie auf und nahm ihm ein weißes Blättchen von einem Grabkranz aus den Haaren. „Das iſt ja von dem Kirchhof!" ſchrie ſie. „Was machen Sie auf dem Kirchhof?"

Der Alte nickte: „Ja, ja, Mamſellchen!" und ein wunderliches Glänzen brach aus ſeinen Augen; „mein ſelig Mutter war heut auch bei uns, in ihrer kalmankenen Nachtjacke; aber ſie hatte Erde auf ihren weißen Haaren; nur mein Fritz — die Reiſe war auch wohl zu weit," ſetzte er leis und wie entſchuldigend hinzu.

„Herr Baſch," rief Mamſell Riekchen und wehte abwehrend mit ihrem Schnupftuch gegen ihn, „Sie machen einem bange! Kommen Sie; ich leuchte Ihnen nach Ihrer Kammer; ich koche noch ſchnell ein Täßchen Kamillentee, damit Sie auf andere Gedanken kommen!" Und der Alte ließ ſich hinaufleuchten und trank geduldig den Kamillentee.

„Ihr gütigen Engel!" rief Mamſell Riekchen, da ſie unten in ihrem Zimmer war, „er iſt ganz wunderlich; aber bei ſolcher Stirn — was war da andres zu erwarten!"

— — Von der Zeit an hielt Mamſell Therebinte über des Meiſters Hausweſen eine ſtille Aufſicht; „denn", ſagte ſie, „böſe Menſchen könnten ihm bei hellem Mittag das Dach vom Hauſe wegſtehlen!" — Aber auch der Garten unterlag ihrer Sorge, und ſie paßte eifrig auf, daß nicht die Nachbarskatze oder Hühner ſich in den von ihr neu angelegten Suppenkrautsbeeten häuslich einrichteten, beſonders beunruhigte ſie ein fremder Junge, den ſie mehrmals durch den Garten gegen das Haus hatte heranſchleichen ſehen; aber ſobald er ſie erblickt hatte, war er eilig ſeitwärts durch die Nachbarsgärten davongerannt, ſo daß ſie von ſeinem Kopfe nur einen fahlblonden aufgeſträubten Haarpull zu Geſicht bekommen hatte. Als ſie eines Nachmittags mit Magdalene vom Hauſe aus in den Garten ging, fuhr dieſe plötzlich wie erſchrocken auf. „Was haſt du, Lenchen?" frug Mamſell Therebinte.

„Ich? Nichts," ſagte Lenchen; aber es knatterte drunten zwiſchen den Büſchen, und ihre Augen ſahen ängſtlich nach dieſer Richtung.

„War der Junge da, von dem ich dir geſagt habe?" frug Riekchen.

„Nein, ich weiß nicht."

„Hm, hm!" machte Mamſellchen, und damit war die Unterredung aus; aber Lenchen mußte nach Hauſe und ſchien froh, von der Alten loszukommen.

Ein paar Tage ſpäter war der Junge wieder ſichtbar geworden, und diesmal hatte er Mamſell Riekchen ſein volles Antlitz zugekehrt; aber ſie kannte ihn nicht; er ſchielte, er hatte eine kurze dicke Naſe. „Pfui," ſagte ſie; „ein übler Knabe! Was will er? Stehlen? Aber gewiß, ſo ſehen die Spitzbuben aus!"

Im erſten Augenblick wollte ſie zum Meiſter in die Werkſtatt; aber nein, mit dem war jetzo nicht zu reden. Sie ſchauderte noch ein wenig; dann ging ſie in das Haus zurück, verſicherte aber bei ihrem Eintritt die Hintertür mit Haken und mit Schlüſſel und ſetzte ſich in ihrem Stübchen nachdenklich an ihren engen Strickſtrumpf. So viel war gewiß, und ſie nickte beſtätigend mit ihrem Köpfchen, die ganze Verantwortung lag jetzt auf ihr.

In dem damals ſehr heißen Auguſt war ein großes Feſt in unſerer Stadt; ich weiß nicht, war der König da oder was ſonſt; aber auf den Abend ſollte im Rathausſaal getanzt werden, und ſeit Mittag war Riekchen Therebinte bald in dieſem, bald in jenem Hauſe, um den Honoratiorentöchtern bei ihrem Staat zu helfen. Meiſter Daniel hatte den Nachmittag an der Wiederherſtellung eines kleinen Eimers gearbeitet; er war ſchon alt und aus einander gefallen, denn der Meiſter hatte ihn einſt für ſeinen Fritz gemacht; nun wollte er ihn dem Lenchen ſchenken, wenn ſie nächſtens ihn beſuchen würde. Ihm

war warm dabei geworden, und er mußte ſich auch noch fortwährend die winzigen „Gnaupen" vom Geſicht wiſchen, die derzeit zu wahren Plagegeiſtern wurden. Aber allmählich verſchwanden die Tierchen; die Dämmerung kam, und ein gelber Abendſchein fiel ſchräg von Weſten her auf die weißgetünchten Wände der Werkſtatt. Der Meiſter ließ die Arbeit aus den Händen gleiten; er ſaß auf der Schnitzbank und ſah nach ſeinem Vogel, der am oberen Fenſter hing und ſich duknackig zuſammengepluſtert hatte. „Papchen! Mein Papchen!" rief der Alte zärtlich; aber der Vogel rührte ſich nicht: da ſtand er auf, rückte haſtig einen Stuhl an das Fenſter und ſtieg hinauf.

Unter der Holzdecke, in deren Nähe das Bauer hing, war eine Todesglut. Der Alte ſtieß mit zitternder Hand das obere Fenſter auf und hakte es feſt; dann ſah er wieder angſtvoll auf ſeinen Vogel. „Nicht krank werden, Papchen!" flüſterte er ihm zu. „Fritz iſt tot und Daniel ein alter Mann!" Er faßte an das Trinkglas des Vogels; es war heiß wie ein Suppentopf. Raſch trat er von dem Stuhl herunter, trabte mit dem Glaſe zum Brunnen auf dem Hofe und füllte es mit friſchem Waſſer, das er aus der tiefſten Tiefe heraufzog. Als er wieder in der Werkſtatt war und das Glas vor dem Bauer in den Drahtring gehangen hatte, ſtand er lange mit den Händen auf dem Rücken und blickte geſpannt nach ſeinem Vogel, der ſich deutlich gegen den Abendſchimmer draußen abhob. „Trink nun, Papchen, trink!" ſprach er halb wie zu ſich ſelber. „Soll nicht wieder paſſieren; der alte dünne Kopf: Wir müſſen zuſammen aushalten; ſo trink nun doch, mein Papchen!"

Und wirklich, der Vogel ſpreitete die Flügel und reckte den Kopf auf, als ob er jetzt erwache; und Daniel ſah ihn zu ſeiner Beruhigung nach dem Glaſe hüpfen und in durſtigen Zügen den klaren Quell hinunter ſchlürfen.

Die Dämmerung fiel immer ſtärker; der Meiſter band ſein Schurzfell ab, zog ſeinen Rock an und machte ſich zu ſeinem Abendgange nach dem Kirchhof fertig. Als er eben aus dem

Hauſe gehen wollte, fiel ihm die Hoftür ein; er lief zurück und verſicherte ſie mit Schlüſſel und Haken, denn er wußte, daß Mamſell Therebinte heut in der Stadt ihre Kammerjungfern-geſchäfte trieb; dann ſchloß er auch die Haustür ab und ging durch den ungewöhnlich dunkeln Abend die Straße hinunter zu ſeinen Toten.

Er blieb lange auf dem Kirchhof, denn er feierte heute den Geburtstag ſeiner Line. Wer außer ihm noch dort geweſen war, den hatte das nahende Gewitter nach Haus getrieben, das im Weſten über dem Meer heraufſtieg. Er ſaß allein in der Finſternis auf der kleinen Bank und dachte wohl, wie er vor Jahren mit ihr, die jetzt unter ihm verweſte, Hand in Hand unter dem Birnbaum in dem damals ſo wohl gepflegten Garten geſeſſen hatte. Die Donner, die ſchon lange gemurrt hatten, wurden lauter; mitunter hob ein jäher Blitzſchein die Toten-kreuze und Urnen um ihn her auf einen Augenblick aus dem Dunkel in ein gelbblaues Licht, und ein Rauſchen fuhr durch die Eſchen des Kirchhofs. Als jetzt ein dröhnender Schlag vor ihm wie in den Grund hinabpraſſelte, erhob er ſich unwillkür-lich. Noch ein Weilchen ſtand er und neigte das Ohr nach dem Grabhügel; aber die Toten ſchliefen feſt genug; dann trat er den langen Weg nach ſeinem Hauſe an. Als er von der Norderſtraße über den Stiftskirchhof ging, zeigte ein Blitz ihm für einen Augenblick die beiden Zackengiebel und die Seiten-mauer des langen Stiftsgebäudes und darin das Fenſter, hin-ter welchem er ſo manches Mal bei ſeiner Schweſter Salome geſeſſen hatte; es war dort niemand mehr, der zu ihm gehörte, und er begann einen kleinen Trab zu laufen; ihn ergriff eine plötzliche Sehnſucht nach ſeiner öden Wohnung; auch mußte er in der Werkſtatt den offenen Fenſterflügel ſchließen, damit der ſchon in großen Tropfen fallende Regen nicht ſeitwärts in das Vogelbauer und auf ſeinen Dompfaff ſchlage.

Mamſell Riekchen lag ſchon hinter den geblümten Gardinen ihres Jungfernbettes, als der Meiſter in ſein Haus trat und

ſie ihn eilig in die Werkſtatt gehen hörte. „Den lieben Engeln Dank," ſagte ſie und ſtreckte ihr Figürchen behaglich unter dem Deckbett, „daß wir den alten Mann zu Hauſe haben!" Denn von draußen ſchlug der Gewitterregen wie in Strömen gegen die Fenſter. „Nun wird er gleich ſeine Stiegen hinaufklettern, und dann iſt Ruh im Hauſe!"

Aber es dauerte eine Weile; dann hörte ſie von der Werkſtatt her ein Hantieren mit Brettern und Dauben, die dort in Menge an den Wänden ſtanden, als ob jemand in haſtigem Suchen alles durch einander werfe; dazwiſchen klatſchte draußen der Regen von den Dächern und aus den Rinnen auf die Straße. Sie hatte ſich in ihrem Bette aufgerichtet und drückte ihre eingewickelten Schmachtlöckchen an die Schläfen; denn ſie wollte nicht ſchlafen, bevor auch ihr alter Mietsherr zur Ruhe wäre. „Gott ſei tauſendmal Dank!" ſagte ſie, als ſie ihn endlich aus der Werkſtatt in den Flur treten hörte. — Aber, was war das? Er ging nicht nach der Treppe; die Hoftür wurde aufgeſchloſſen und geöffnet; er ging hinaus in all das Wetter!

Sie ſaß noch eine Weile; aber ſo gleichmäßig, ſo einlullend ſtrömte jetzt der Regen; Mamſell Riekchen war zurückgeſunken; ihre Atemzüge verkündeten deutlich den geſunden Schlaf.

— — Nur der ſchwindſüchtige Nachbar Schneider, deſſen Schlafkammer nach dem Garten lag, hatte erſt eben vor dem Zubettegehen das Licht gelöſcht und wachte noch mit ſeiner Ehefrau; erſt vor einem halben Stündchen hatte er die Nadel in das Kiſſen geſteckt.

„Huſte doch nicht ſo, Jan Peters!" ſagte die ſtämmige Ehehälfte, die neben ihm unter der Decke lag.

„Ja, ja, Trine, mit deinen Lungen würde ich's auch nicht tun. Horch nur, wie der Regen palſcht!"

In dieſem Augenblicke hörten beide die Hintertür des Böttcherhauſes aufklinken und bekannte Schritte durch den Gang nach dem Garten traben. „Um Chriſti Barmherzigkeit!" rief das Weib; „ich glaub, der alte Baſch will noch ſpazieren gehn!"

„Laß ihn!“ ſagte der Schneider und huſtete wieder.

„Nein, nein! Was hat das zu bedeuten?“ Und das Weib ſprang mit beiden Füßen aus dem Bett und ſtellte ſich an das Fenſter, um die Finſternis draußen mit ihren runden Augen zu durchdringen. „Ich glaub,“ ſagte ſie, „er watet drunten in ſeinen Kartoffeln, die auch längſt im Keller ſein ſollten! Was will er denn in den Kartoffeln?“

Der Mann im Bett antwortete nicht; aber in demſelben Augenblick drangen durch das Getoſe des Wetters von drunten aus dem Nachbarsgarten ein paar Worte zu ihnen herauf: „Papchen, gut Papchen!“ hörten ſie es ſchmeichelnd rufen; dann aber, nachdem eine Weile der ſtärker niederſtürzende Regen jeden Laut verwiſcht hatte, erſcholl ein Jammerruf, daß der müde Schneider aus ſeinen Kiſſen in die Höhe fuhr.

„Still!“ rief das Weib und drängte ihren Kopf noch härter an die Scheiben.

„Trine!“ begann der Mann wieder; „das war der alte Baſch! Sollen wir ihm auch zu Hülfe kommen? Wenn ich da draußen wär, ich holte mir den Tod.“

Sie antwortete lange nicht; dann nach einigem Rufen war es ſtill geworden. „Laß ihn!“ ſagte ſie; „die Verrückten können mehr vertragen als du; was will er mit ſeinem Vogel nachts im Garten laufen?“

Damit war ſie wieder unter die Decke gekrochen; vom Kirchturm ſchlug es elf; und bald danach ſchnarchten auch die beiden Schneidersleute.

— — Aber am Tage darauf lief es durch die Nachbarſchaft, dem alten Baſch ſei am vorigen Abend ſein Vogel davongeflogen; nun ſei er in dunkler Regennacht in ſeinen Kartoffeln umhergelaufen und habe unter jeder Staude viſitiert; und ein Spaß für die ganze Stadt war es, als am Nachmittage der Bettelvogt durch die Straßen wanderte und, mit ſeinem Schlüſſel an das große Meſſingbecken ſchlagend, ausrief, dem Bötjer Daniel Baſch ſei ſein kunſtvoller Dompapſt fortgeflogen, und

wer ihn wiederbringe, ſolle guter Belohnung gewiß ſein! — „Wahrhaftig," riefen die Nachbaren lachend; „das hat Mamſell Therebintchen angeordnet; ſie läßt es ſich ein Stückchen Silber koſten: am Ende will ſie noch den Alten heiraten!"

Und recht hatten ſie darin, daß Mamſell Riekchen den Aufruf hatte anſtellen laſſen; aber der Vogel kam nicht wieder. „Ja, ja," verteidigte ſich der dicke Bettelvogt, als Riekchen bei Auszahlung ſeiner Gebühr ihn deshalb zur Rede ſtellte; „wenn's eine Katz oder auch nur ein Karnickel geweſen wär, ich wollte nichts davon ſagen; aber ſo Vögel mit Schwanz und Flügeln, die können eigentlich gar nicht ausgerufen werden." Und während Mamſell Riekchen über dieſe unerwartete Antwort ſich in ein verwickeltes Nachdenken verlor, ging der Ausrufer behaglich huſtend zur Tür hinaus.

Noch einmal kroch ſie mit dem Alten in Haus und Garten umher; aber nur das leere Bauer war geblieben, das mit ſeinem offenen Türchen die ganze Werkſtatt zu veröden ſchien. Als Riekchen nach all dem vergeblichen Suchen den Kräften des alten Mannes mit den Veronikatropfen ihrer Gräfin aufhelfen wollte, ſchüttelte er langſam ſeinen weißen Kopf: „Ich danke, gutes Mamſellchen; das iſt nicht anders; die irdiſchen Freuden ſind vorüber." Dann ſah er durch das Fenſter in den blauen Himmel, als ſuche er dort das Tor zur Ewigkeit.

Die überraſchenden und ſchnell ſich folgenden Vorgänge, welche ich jetzt zu erzählen habe, ſind es wohl eigentlich, welche uns in der kleinen Seeſtadt das Gedächtnis des einfachen Mannes bewahren ließen und mich veranlaßten, den kleinen Spuren ſeines Lebens nachzugehen, von denen ich einzelne hier aufzuzeichnen vermochte.

— — Es war an einem Spätnachmittage des Septembers, und die Abendſonne lag herbſtlich mild auf den braunen Ziegeldächern, als ein Trupp von etwa zwanzig meiſt aufgewachſenen Jungen ſich hurtig, aber in feierlicher Stille, von unſeres

Meiſters Hauſe die Straße hinaufbewegte, die hier nach Oſten zur Stadt hinausführt. Nur ſelten wurde ein Wort geflüſtert; in ſachtem Trabe ging es vorwärts; man hörte nichts als das Geräuſch von den Stiefeln oder Holzkloppen, die ebenmäßig über das Pflaſter liefen. Hie und da kam noch einer aus den Häuſern zugelaufen und ſchloß ſich, eifrig aber heimlich fragend, dem Zuge an. „Wat is da los? Wo willn jüm hen?“ frug eben ein kleiner dicker Burſche.

Und der Gefragte raunte ihm ins Ohr: „Buten na't Brutlock! He will ſick verſupen!“

„Ah, Snack! Verſupen? Wem will ſick verſupen?“

Und der andere zeigte auf den alten Meiſter Baſch, der in Kniehoſen und Pantoffeln, mit Schurzfell und blauer Zipfelmütze, mit fahlem Antlitz und wie leeren Augen in ihrer Mitte trabte.

„Dammi ja!“ ſagte der neue Junge. „He kickt immer liekut. Warum will he ſick verſupen?“

„So weſ' doch ſtill!“ raunte der andere; „wil he nich mehr leben mag.“

„Wem hätt dat ſeggt?“

„He ſülm.“

„Dammi ja!“ rief der neue Junge wieder; „wenn man unſ' beiden Swemmers mit weren!“

„De ſünd all lang vörut.“

Die beiden „Swemmers“ waren ein paar ältere kräftige Jungen, Hans Jochims und Harke Mommſen, die Schwimmkünſtler unter denen, die draußen bei der Schleuſe badeten; ſie hatten ſich von dem Zuge getrennt und waren aus Leibeskräften vorausgelaufen; denn ſie dachten heute ihren Ruhm noch um ein Erkleckliches zu mehren.

Der Trupp, der ſich raſtlos mit dem ſchlurrenden trappelnden Geräuſche fortbewegte, war endlich vor die Stadt gekommen, wo ſich ſtatt der Häuſer zur Linken der Steinwall mit den großen Weißdornbüſchen hinzieht und rechts die Marſch-

weiden nach dem Hafenſtrom hinab liegen. Es ging jetzt raſcher vorwärts; ſie waren bald zur Stelle; niemand von den Knaben hatte ein Wort zu dem alten Meiſter geſprochen, er keins zu ihnen; niemand hat es nachher gewußt, woher es kund geworden, daß ſie ihn auf ſeinem Todesgang begleiteten; ebenſowenig kam ihnen der Gedanke, daß ſie den Verwirrten zurückhalten müßten; auch die vorausgelaufenen Schwimmer dachten nur, wie ſie ihr Heldenſtück vollbringen wollten. Wohl begegneten ihnen ältere Leute, die ſie zu Rat und Hülfe hätten herbeirufen können; aber allen von ſolchen geſtellten Fragen ſetzten ſie nur ein ſtummes Kopfſchütteln oder ein nichtachtendes unbewegliches Schweigen entgegen; ſie wollten ſich nicht ſtören laſſen; die allen Menſchen eingeborene Begier, das Letzte, Schauerliche einmal ſelbſt in nächſter Nähe zu erleben, trieb ſie vorwärts.

Und der alte Mann ſchien Eile zu haben; er lief immer hurtiger, wie einſt, wenn er aus der Werkſtatt zu ſeiner Line in die Küche trabte; er wollte auch zu ihr, nicht zu ihrem Grabe; er wollte nach einer Pforte, durch die er aus der Welt hinaus konnte; zu ihr, zu Fritz, nur nicht mehr in der leeren Welt!

Der Zug wandte ſich jetzt rechts nach einem breiten Damm hinauf; ein paar hundert Schritte weiter, wo am Ende desſelben eine hochgelegene Landſtraße vorüberführte, lag tief unten im Winkel das Brautloch, eins jener ſchwarzen Waſſer, die nach der Sage unergründlich ſind. Die Augen der Jungen wurden immer greller, je näher ſie den Spiegel in der rötlichen Abendſonne blinkern ſahen; und viele Finger ſtreckten ſich aus und wieſen auf zwei dort am Abhang liegende Kleiderhäufchen. „De Swemmers! De Swemmers!“ rief es aus dem Zuge. Als ſie aber noch näher kamen und von dem Damme das Waſſer unter ihnen mit ſeinen hohen Schilfrändern überſehen konnten, lag unten alles blank und totenſtill; ſie reckten und drehten die Hälſe; aber von den Vorausgelaufenen war nichts zu gewahren.

Plötzlich erſcholl aus dem Haufen ein durchdringender Schrei des Entſetzens, denn während die Knaben nach ihren Kameraden auf der Waſſerfläche ausſahen, hatte Meiſter Daniel einen Zulauf genommen; ſie ſahen etwas, das ſie nicht erkennen konnten, durch die Luft in die Tiefe hinabfliegen und gleich darauf das Waſſer unten in klatſchenden Wellen emporſchlagen.

Der Augenblick war vorüber; es wurde ſtill; die Knaben ſtanden zitternd auf dem hohen Ufer und begannen um Hülfe zu rufen. Aber ſie war ſchon da, und von dieſem Augenblicke an wandte ſich das Schickſal Meiſter Daniels; es ging wieder aufwärts, denn die Jugend hatte ſich ſeiner angenommen. Aus den beiden ſich gegenüber liegenden Schilfverſtecken ſchwammen mit kräftigem Armſchlage zwei nackte muskelſtarke Jünglinge hervor, und als die Geſtalt des Greiſes wieder aus der Tiefe auftauchte, ſchoſſen ſie herzu und hoben ihn mit geſchicktem Schwung auf ihre Schultern. „Hurra!“ riefen die Jungen, die auf der Höhe ſtanden, und noch einmal „Hurra!“, und immer kräftiger, je näher ihre beiden „Swemmers“, zwei jungen Tritonen gleich, mit ſtarken Schlägen den Verunglückten der heimatlichen Erde zuführten.

Daß Meiſter Daniel unter einem Hurra der Knaben in die Tiefe geſprungen ſei, iſt eine Lüge, die ſchadenfrohe Menſchen ſich ſpäter zugerichtet haben. Die Jugend iſt nur ſelten böſe, und der alte Mann mit ſeinem ſchönen Vogel hatte den Knaben ja niemals Leid getan. Aber ein halbes Hundert Arme waren bereit, ihn am Ufer ſeinen beiden Rettern abzunehmen, die jetzt ſtolz zu ihren Kleidern ſchritten; ein paar der Knaben lief nach dem Chauſſeewärterhäuschen, das nahebei auf dem Damme ſtand, und die gutmütige Frau, die allein daheim war, öffnete ſchon die Haustür, durch die nun der ganze Trupp hineinſtrömte, mit dem Meiſter, den ſie in ihrer Mitte trugen. „Er lebt noch! Er lebt aber noch!“ ſchrien ſie der Frau entgegen, und die jugendlichen Geſichter glühten dabei von Lebens- und von Liebesfreude.

Plötzlich gewahrten ſie mitten in ihrem Gedränge ein dürres Frauenfigürchen; ſie hatte einen Schäferhut auf ihrem Köpfchen, zwei lange dünne Locken baumelten wie geängſtete Schlangen unter ihrem Kinn zuſammen. „Riekchen! Mamſell Therebintchen!“ erſcholl es aus dem Haufen. Und ſie war es; ſie war in Geſchäften in der Stadt umher geweſen; ſie hatte bei ihrer Heimkehr das Furchtbare erfahren; ſie hatte ein großes Wäſcheſtück in einen Papierbogen gewickelt und war faſt ohne Beſinnung mit dieſem Bündel hinterher gelaufen, das ſie jetzt auf den glücklich erreichten Tiſch warf. „O all ihr lieben Engel,“ ſtieß ſie hervor und ſank auf einen Stuhl; „wo iſt er, ihr Knaben, wo habt ihr den alten Meiſter Daniel Baſch gelaſſen?“

Die Knaben aber drängten ihre Köpfe gegen ſie und ſchrien wieder: „Aber er lebt! Er lebt, Mamſell!“

Da ſchnellte Riekchen Therebinte wie eine Stahlfeder von ihrem Stuhle auf. „Er lebt?“ rief ſie.

„Ja, ja, er lebt! Dreht Euch nur um, ſo könnt Ihr's ſelber ſehen!“

Aber Riekchen drehte ſich nicht; wie in Todesangſt flog ſie auf ihr Bündel zu, bemächtigte ſich desſelben und war im Augenblick zur Tür hinaus. „Ich lauf zum Phyſikus! zum Phyſikus!“ rief ſie in der Eile noch zurück; dann lief ſie wie ein Bruushähnchen auf dem Damme der Stadt entgegen. Die gute Frau des Wärters aber kleidete den Verunglückten ſorgfältig in ihres Mannes Wäſche.

Das auffällige Gebaren des kleinen Mamſellchens hatte freilich ſeinen Grund: ſie hatte dem Meiſter – ſo wurde andern Tags erzählt – in ihrem Bündel ſein vor vierzig Jahren angefertigtes Totenhemd nachgetragen, das dieſer ihr tags vorher kraus und vergilbt gegeben hatte, damit ſie es mit ihren Linnenſachen durch die Wäſche gehen laſſe. Sie hatte ſich nun doch geſchämt, es für den Lebenden auszupacken.

– – Als aber der Mond aufgeſtiegen war und von den Häuſern der Stadt tiefe Schatten auf die Straße fielen, kam

von draußen her ein langer Tragkorb, der in Meiſter Daniels Haus gebracht wurde; nur der Phyſikus war nebenher gegangen; Mamſell Riekchen hatte in der Straßentür ſchon auf den Zug gewartet.

Meiſter Daniel war in eine ſchwere Krankheit gefallen; tagelang ſchon lag er ohne Beſinnung; das gute Mamſell Riekchen und die alte Arbeitsfrau ſaßen abwechſelnd Tag und Nacht an ſeinem Bette. Am erſten Tage ſchien der Zuſtand des Greiſes faſt verwirrend auf das kleine Dämchen einzuwirken: „Meiſter! Meiſter Baſch! Beſinnen Sie ſich! Sie müſſen ſich beſinnen!“ hatte ſie ihm, ängſtlich hin und her hüpfend und an ſeinem Hemdsärmel zupfend, zugerufen, aber es hatte nichts verſchlagen wollen; auch hatte dann der alte Phyſikus ihr ſtrenge Ruhe auferlegt, und dem Arzte war ſie ſtets gehorſam.

Um dieſe Zeit kam ich gegen Abend von einer dreitägigen Geſchäftsfahrt zurück und war oben an der Süderſtraße vom Wagen geſtiegen, weil ich einem dort Wohnenden das Ergebnis meiner Reiſe mitzuteilen hatte. Als ich dann ſpäter, da ſchon alle Handwerker Feierabend gemacht hatten, durch die Straße in die Stadt hinabging, ſah ich an der offenen Haustür von Meiſter Daniels Hauſe den hageren Nachbar Schneider ſtehen, als ob er mit ſonderlicher Befriedigung nach dem Innern hineinhorche.

„Nun, Meiſter,“ ſagte ich, in meinem Gange innehaltend, „gibt es in unſeres armen Daniels Hauſe auch einmal wieder Fröhliches zu erlauſchen?“

Er wandte ſich zu mir und zupfte ſich wie zum Gruße in ſeinen grauen ſtaubigen Haaren: „Freilich, freilich, Herr Landvogt!“ ſagte er dann; „horchen Sie nur, wie fix das von der Hand geht. Er iſt noch immer bei der Arbeit, wird bald unter den Reſten aufräumen; ſchicken Sie nur immer neue Arbeit! Und das Gerät, alles blitzblank, alles amerikaniſch! Das arbeitet wie von ſelber; nun gar, wenn ein ſolcher Burſch dahinter ſitzt!“

Der Schneider huſtete, wie zur Beſtätigung, und zog ſich ſein grünes Wams über die platte Bruſt. „Ein Wettersjunge war's!“ ſtieß er hervor; „und Sie werden's ſehen, Herr, ein Teufelskerl, ein Böttcher aus dem Fundament iſt da herausgewachſen!“

Ich ſah ihn an, ich verſtand ſein Gerede nicht; wohl aber hörte ich, jedoch nicht aus der Werkſtatt, ſondern wie hinten aus dem Hofe und nur ſchwach herüberhallend, ein Geräuſch wie von einem reſolut arbeitenden Handwerker.

„Ja,“ ſagte der Schneider; „dort in dem Ställchen hat er ſich eingerichtet; der Alte ſollte nicht geſtört werden.“

„Lieber Meiſter,“ ſprach ich, „warten Sie ein Weilchen! Wer iſt der Teufelskerl, der dort im Stall ſo amerikaniſch arbeitet?“

Der Schneider riß die matten Augen auf, daß ſeine Brauen um einen Zoll weit in die Höhe fuhren, und betrachtete mich von Kopf zu Fuß. „Lieber Herr,“ ſagte er nachſichtig, „ich ſeh's, Sie kommen von der Reiſe, ſonſt würden Sie's ſchon wiſſen: der Junge, der Fritz Baſch iſt vorgeſtern von Kalifornien wieder eingetroffen, und ein Kerlchen, wie ein Zyklop!“

Ich ſah den begeiſterten Mann etwas verwundert an: „Alſo“, ſagte ich, „iſt er in den Minen nicht erſtochen worden?“

„Doch, doch, lieber Herr, das Meſſer hat er ſchon richtig zwiſchen den Schultern gehabt; aber er hatte auch noch beſſere Freunde als den Haſenfuß, den Amerikaner; die ſchleppten ihn in ihr Zelt, da hat er lange gelegen.“

„Und ſein Vater, der alte Daniel,“ frug ich, „iſt er vor Freuden nun nicht gleich geſund geworden?“

Aber der Schneider patſchte mit ſeinen aufgehobenen Händen in die Luft und beſchrieb dann mit dem Finger ein paar Nullen vor ſeiner Stirn: „Wirrig! Noch immer wirrig; er weiß von nichts.“

„Gott beſſer's!“ ſagte ich und ſprach das alte Wort wie ein Gebet; ich mochte mir nicht denken, daß der Sohn nur heim-

gekommen ſei, um durch ſeine Schuld den Vater ſterben zu ſehen. „Gott beſſer's!“ ſagte ich noch einmal.

Der Schneider nickte: „Ja, ja; aber der Phyſikus meinte, wenn der liebe Gott nur ein wenig helfen wollte, ſo brächt er ihn wohl durch.“

Das Arbeitsgeräuſch vom Hofe, das unſer Geſpräch begleitet hatte, war plötzlich ſtill geworden; es wurde allmählich dunkel. „Gute Nacht, Meiſter,“ ſagte ich; „Gott wird ja gnädig ſein.“

Was der Schneider erzählt hatte, wurde bald von allen Seiten beſtätigt: Fritz Baſch war wirklich wieder da, von Hamburg mit einem hieſigen Fahrzeug angelangt; ein ſtrammer Geſell, etwas größer als der Vater, mit einem braunen Bärtchen auf den trotzigen Lippen und ein Paar Augen, als wollten ſie den Vogel aus der Luft herunter holen; die Dirnen und Burſche mochten ſich in acht nehmen! Wie im Rauſch war er durch Haus und Garten gelaufen und, als er alles leer gefunden hatte, in das Haus zurück; als Mamſell Riekchen ihm hier von der Treppe aus entgegen kam, war er ihr atemlos nach der Giebelkammer hinauf gefolgt; denn was mit ſeinem Vater geſchehen, hatte er ſchon auf dem Wege vom Hafen nach dem Elternhauſe durch einen früheren Kameraden erfahren. Stumm war er an Meiſter Daniels Lager hingeſunken, ſtundenlang hatte er die ehrliche Hand in ſeiner gehalten, ſie geſtreichelt und geküßt; ſtundenlang hatte er auf ſeines Vaters Angeſicht geblickt, als bettle er um auch nur einen hellen Blick; der Meiſter aber hatte aus ſeiner Nacht an ihm vorbei nach ſeinem toten Sohn gerufen.

Am zweiten Tage hatte der junge Mann ſeine Kiſte ausgepackt, in der Werkſtatt nachgeſehen, ob an unfertiger Arbeit etwas in die Hand zu nehmen ſei, und dann draußen im Stall ſich ſeine Arbeitsſtätte aufgeſchlagen.

So waren ein paar Tage hingegangen; er hatte, ſo lang die Sonne ſchien, gearbeitet und nachts an ſeines Vaters Bett geſeſſen; er ſtand jetzt nachmittags, den Schlägel müßig in der

Hand, zwiſchen ſeiner Arbeit in dem Stalle und blickte durch die offene Tür in den dunkelblauen Herbſthimmel; er war doch etwas müde. Plötzlich, unter dem Zwitſchern der durch den Garten ziehenden Meiſen, hörte er einen leichten Schritt von unten den Steig am Zaun heraufkommen. Er blieb horchend ſtehen; die Schritte wurden zögernder, je mehr ſie ſich dem Hauſe näherten. Er hatte ſchon neugierig auf den Hof hinaustreten wollen, da ſtand ein etwa dreizehnjähriges Mädchen mit ſanften blauen Augen vor der offenen Tür; ſie trug einen eckigen Gegenſtand in der Hand, der mit einem blauen Seidentuch verhangen war; aber ſie ſah ihn ſchüchtern, faſt erſchrocken an.

„Tritt näher, little Mistress," ſagte er lächelnd.

„Sind Sie Herr Fritz Baſch?" frug ſie leiſe, indem ſie zögernd einen Fuß auf die Schwelle ſetzte.

Er nickte: „Bin's nun ſeit zwanzig Jahren ſchon geweſen!"

Sie blickte ihn wieder zweifelnd an.

„Aber wer biſt denn du, little fair?" frug er wieder; „haſt du mir was zu beſtellen?"

„Kennen Sie mich nicht mehr?" ſagte ſie. „Ich bin des verſtorbenen Kollaborators Tochter."

„Magdalena! Die kleine Magdalena!"

Das Mädchen nickte: „Ja," ſagte ſie, „ich war recht klein damals, als die großen Jungen mich ſchneeballten und mich ‚Kolibri' ſchimpften; aber Sie kamen mir zu Hülfe, das gab den Jungen Beine."

„Ich weiß noch mehr, Lenchen," ſprach er ſinnend, „ich hob dich auch einmal aus einem Schneehaufen, in den ſie dich geworfen hatten, daß nur kaum noch dein klein Geſicht herausguckte."

Das Mädchen ſenkte die Augen, aber ſie nickte wieder heftig mit ihrem blonden Köpfchen.

Fritz hatte die Hände auf dem Rücken gefaltet; ein warmer Strahl aus ſeinen jungen braunen Augen fiel auf das Kind. Da zog ſie das Seidentuch von dem Bauer, das darunter ver-

borgen war, und ein rotbruſtiger Dompfaff flatterte darin und ſtieß einige ſeiner wilden Töne aus. „O Herr Fritz," rief das Mädchen, „ſeien Sie auch heute noch ſo gut und hören Sie mich an, denn das iſt der Vogel Ihres Vaters!"

„Unſer? Unſer Dompfaff?" rief er, und die Augen wurden ihm feucht. „Papchen, mein Papchen, du lebſt noch?" Aber plötzlich ſchienen andere Gedanken in ihm wach zu werden. Um dieſen Vogel hatte ſein Vater in den Tod ... Er biß ſich auf die Lippen: „Wie kommſt du zu dem Vogel?" rief er heftig.

Da fiel das furchtſame Kind vor ihm auf die Knie. „Ich wollte ihn wiederbringen; ich dacht, das könnte den guten Meiſter geſund machen helfen!"

„Wiederbringen? So haſt du ihn vorher genommen? Weißt du, daß mein Vater darum in den Tod hat laufen wollen?"

Sie ſah ihn mit verwirrten Augen an; ſie nickte erſt, dann ſchüttelte ſie heftig ihren Kopf: „Es iſt erſt heut herausgekommen," ſtammelte ſie endlich; „da bat ich Großmutter, ob ich ihn hinbringen dürfe; er hat ihn auf dem Scheuerboden verſteckt gehabt!"

Der Schrecken, den er über das Mädchen gebracht hatte, ſchien dem jungen Manne plötzlich weh zu tun; es war ein zu unſchuldig Geſichtlein, das zu ihm aufſchaute. „Komm!" ſagte er und hob ſie ſanft vom Boden; „du mußt dich nicht ſo fürchten; ich mein es nicht ſo ſchlimm. Nun ſag mir, wer hat den Vogel denn genommen? Oder hat ihn jemand nur im Freien eingefangen?"

Sie ſchüttelte wieder ihr blondes Köpfchen: „Nein," ſagte ſie traurig, „mein Bruder Tiberius hat den Vogel vom offenen Fenſter weggeholt."

„So?" ſagte er; „er ſchielt; ich kenn ihn noch wohl."

„O, tut ihm nichts, Herr Fritz!" rief ſie und hob flehend ihre Hände zu ihm auf; „er hat ſchon ſeine Strafe; Großmutter hat es ſeinen Lehrern angezeigt! Und ſagt auch nichts zu Mamſell Riekchen, ſagt es keinem Menſchen!"

Er ſtand und ſah wie bewundernd auf ſie nieder; aus dem noch halben Kinderangeſicht hatte das Antlitz der werdenden Jungfrau ihn plötzlich angeblickt.

„Magdalena," ſagte er verwirrt, „verzeih mir! Ich danke dir; ich will alles tun, wie du es willſt; der Vogel wird gewiß den alten Meiſter Daniel wieder geſund machen; Mamſell Riekchen hat mir geſagt, er habe dich ſehr lieb; und — komm auch einmal wieder, Magdalena!"

Sie ſtand wie mit Purpur übergoſſen und ſah ſchweigend auf den Boden.

Auch er ſchwieg; da öffnete ſie den Mund.

„Wollteſt du mir etwas ſagen?" frug er.

Aber ſie ſchüttelte den Kopf und ſagte nur: „Wenn der Meiſter wieder ſeine guten Augen auftut, ihm dürfet Ihr es ſagen!"

Dann ging ſie. Als er ſchon unten am Wege die Gartenpforte hatte klirren hören, ſah er das blauſeidene Tuch auf einem Tönnchen liegen. Er nahm es und wollte ihr ſchon damit nachlaufen; aber er legte es wieder hin: „Nein," ſagte er, und ein Lächeln flog um den jungen Mund; „ſie muß es ſelber holen!"

Da hörte er den Vogel in ſeinem Bauer flattern: „Komm, Papchen!" rief er fröhlich, indem er mit dem Bauer der Hoftür zuging. „Is doch ſchön to Huus! Un nu verſök, ob du't noch bäter as de Doktor kannſt!"

Der Vogel hing ſchon einen Tag lang in der Giebelſtube; Riekchen hatte neugierig genug an dem jungen Mann herumgefragt, aber er hatte ſie ſchelmiſch lächelnd verſichert, ein Engel habe ihn gebracht. Gepfiffen hatte er noch nicht, und Meiſter Daniel fiel aus einem Schlafe in den andern.

Fritz hatte ein paar Wege in der Stadt gemacht; zuerſt war er bei dem Bürgermeiſter Lüders geweſen, der damals als ein heftiger Selbſtherrſcher regierte, aber auch ſtets allen tüchtigen Einwohnern ein bereiter Helfer und Berater war; dann war

er zum Altmeiſter ſeines Gewerkes gegangen. Als er voll Hoffnung von ſeinem Gange zurückkehrte, hörte er ſchon auf der Gaſſe den ungewöhnlich hellen Schlag des Dompfaffen, als ſei der Vogel erſt jetzt zum Bewußtſein gekommen, daß er zu Hauſe und bei ſeinen Freunden ſei. Fritz überfiel die Sorge, der ſtarke Ton könne doch den Kranken ſtören, und ging eilig der Treppe zu. Mamſell Riekchen ſteckte den Kopf aus der Küchentür: „Er ſchläft!“ ſagte ſie leis und wies nach oben; aber Fritz nickte nur und ſtieg raſch hinauf, um den Vogel ſtill zu machen.

Aber als er die Tür geöffnet hatte, ſah er ſeinen Vater aufrecht mit aufgeſtützten Armen in dem Bette ſitzen, als ob er eifrig lauſche; ein Ausdruck von ſeligem Behagen lag auf ſeinem eingefallenen Antlitz. Der Vogel hatte ſich nicht ſtören laſſen, ſein Schlag ſchallte laut durch die Kammer.

Fritz trat behutſam an das Fußende des Bettes; da wandte Meiſter Daniel ſeinen Kopf, und mit Schrecken ſah der Sohn ſeine Augen ſtarr werden, als ob die Krankheit mit noch größerer Gewalt zurückkehre. Aber die Furcht war umſonſt; nur ein Augenblick, dann war's vorüber; wie zögernd trat ein Lächeln um die blaſſen Lippen, und die Augen des alten Mannes wurden feucht. „Fritz! Min Fritz!“ kam es zitternd von ſeinem Munde, und er ſtreckte die Arme gegen ſeinen Sohn und hielt ihn feſt an ſeiner Bruſt. Und wieder ſchob er ihn von ſich und betrachtete das männlich gewordene Antlitz des jungen Mannes und ſtrich mit zitternder Hand über den Bart auf ſeiner Lippe; dann ſah er wieder auf den unabläſſig ſchlagenden Dompfaff. Aber die noch ſchwache Kraft ermüdete; er ſchien auf einmal ſich nicht finden zu können; ſein Vogel ſang, ſein Sohn lag in ſeinen Armen: „Fritz, min Fritz,“ frug er leiſe, „wo ſünd wie eegentlich?“

Da ſtürzten dem Sohn die lang verhaltenen Tränen: „To Huus! To Huus, Vatter! Un ick bün bi di, un unſ' ol Vagel ſingt dato.“

„Min Fritz, min Sön, Mutter är gude Jung!“ ſtammelte der Alte; dann ſank er zurück auf ſeine Kiſſen, und ſein Herrgott ſandte ihm den ſanften Schlummer der Geneſung.

— — Am folgenden Sonntag zeigte einer dem andern eine Anzeige im neuen Wochenblatt, und die Kundigen kamen überein, der Bürgermeiſter ſtecke einmal wieder dahinter; die aber lautete:

„Meinen geehrten Kunden zur höflichen Nachricht, daß unter dem Beiſtande meines glücklich heimgekehrten Sohnes Fritz als ausgelernten und wohlerfahrenen Böttchergeſellen Beſtellungen jeglicher Art wiederum prompt und ſauber bei mir ausgeführt werden.

Daniel Baſch, Böttchermeiſter.“

Da kam Arbeit genug, denn die Teilnahme des ganzen kleinen Gemeinweſens hatte ſich den beiden zugewandt; auch ſchonte der Nachbar Schneider ſeinen letzten Atem nicht, um den Ruhm des jungen Böttchers zu verkünden; und bald wollte jeder wenigſtens ein Eimerchen oder doch ein Schöpffaß von der Hand des amerikaniſchen Sohnes haben; und da die Arbeit, nach wenig Wochen, auch unter Hülfe des geneſenen Meiſters, überall nach Wunſch geliefert wurde, ſo ging aus manchem flüchtigen Beſteller ein feſter Kunde hervor.

Nicht lange, ſo hantierte auch ein kräftiger Lehrling in der Werkſtatt und griff nach fröhlich erteilter Anweiſung mit flinken Händen zu; das war Hans Jochims, der älteſte der beiden „Swemmer“. Am Feierabend kam auch wohl Martin, der alte Geſelle, auf Beſuch; der wollte auch von Fritzens Abenteuern hören; und als Neujahr vorüber und erſt die letzten Schneeglöckchen abgeblüht waren, da ging Fritz mit Hans und Martin abends in den Garten; ſie gruben allmählich alles um und um und legten Erbſen und ſäeten Wurzeln und Mairüben und Peterſilie, und Meiſter Daniel ſtand dabei und lachte, als zuletzt auch noch der türkiſche Weizen an die Reihe

kam. Und als nun alles fertig und ſauber war, wurden Mamſell Riekchen und der Geſelle auf Sonntag zum Mittag eingeladen, und im beſten Gutbier tranken ſie auf reiche Ernten für die Zukunft.

Ich darf noch eines nicht vergeſſen, was zwiſchen Vater und Sohn, ein paar Tage nach ihrem erſten Wiederfinden, geſchah. Mamſell Therebinte – ſie hat es ſpäter dem Phyſikus erzählt – ſaß ſtrickend in der Giebelſtube an dem Fenſter, während Fritz an ſeines Vaters Bette ſeine kaliforniſchen Erlebniſſe berichtete; der Alte, mit dem es rüſtig aufwärts ging, war ſchon kräftig genug, um ſie ohne Nachteil hören zu können; er ſaß aufrecht und hatte die Arme auf der Decke. Als aber der Sohn erzählte, daß er nach Heilung von jenem Meſſerſtich, wobei ſein ausgegraben Gold wie Teufelsſpuk verſchwunden ſei, unweit der Mine bei einem großen Weinbauer als Böttcher einen Platz gefunden, und wie er dann hinzuſetzte: „Doch das weißt du ja, mein Vater; ich hab dir derzeit ja den langen Brief geſchrieben"; da hatte der Alte die Augen groß geöffnet, und dem Sohne war, als ob er ihn heftig fragend anſehe.

„Ja, Vater," ſagte er raſch, „nun weiß ich's wohl, es war eine böſe Dummheit; aber ſo wird man in der Fremde: ich meint, ich dürfe nun nicht wieder ſchreiben, – nur verdienen und, wenn's genug wär, dann mich ſelber mit nach Hauſe bringen. Und das ging langſam, Vater, und wurd auch nicht zu viel; aber" – und er verfiel in ſein geliebtes Plattdeutſch: „is doch all ſuur un ehrlich verdeent Geld!"

Der Alte hatte ſich gefaßt; er drückte ſeinem Sohn die Hand: „Du un dat Geld toſamen," ſagte er, „dat is genog." Aber der Klang der Stimme war ſo trübe, als berge ein großer und verſchwiegener Kummer ſich dahinter; und ein Gedanke fuhr wie ein Todesſchreck durch das Gehirn des jungen Mannes: „Vatter," rief er; er zwang ſich, daß er es nicht laut herausſchrie – „du heſt de Breef nich krägen!"

Die Augen von Vater und Sohn ſtanden eine Weile vor einander, als wagten ſie nicht, ſich anzublicken. Endlich ſprach der Alte langſam: „Da du mi fragſt, min Sön – ick heff din Breef nich krägen.“

– „Un du heſt all de Tid von mi nix hört, as wat de Dögenix, de Amerikaner, hier in de Stadt herumlagen?“

„Nix wider; he hett mi't ſülm vertellt.“

Ein furchtbarer Schmerz ſchien den jungen Körper zu erſchüttern: „O, Vatter! O min Vatter!“ ſtammelte er.

Aber Meiſter Daniel nahm den Kopf ſeines Kindes zwiſchen ſeine beiden zitternden Hände: „Min Fritz,“ ſagte er zärtlich, „ick weet ja nu, du harrſt mi nich vergäten; dat anner – dat deit nu nich mehr weh!“

Da ſchloſſen eine junge und eine alte Hand ſich in einander, und es bedurfte keiner Worte mehr; der Kopf des Jünglings ruhte mit geſchloſſenen Augen neben dem des Alten auf dem Kiſſen, unachtend der kleinen Figur, die dort am Fenſter mit erregten Fingern ſtrickte, bis endlich ſein Herz in ruhigeren Schlägen klopfte. Dann küßte er ſeinen Vater und ging hinab zu ſeiner Arbeit.

Nach Jahr und Tag, da ich eines Nachmittags mit dem Phyſikus auf der Kegelbahn zuſammentraf, kam auch die Rede auf den guten Meiſter Daniel. „O, dem iſt wohler, als ihm je geweſen!“ ſagte der alte Herr und blickte dabei behaglich ſeiner wie immer geſchickt geworfenen Kugel nach. „Was die Leute wunderlich an ihm hießen, hat ſeine Krankheit ſchier mit weggenommen; aber, ſeltſamerweiſe, dann noch eins dazu!“

„Noch eins?“ frug ich; „doch nicht zum Unheil?“

„Nein,“ ſagte der Phyſikus; „ich denke wohl, zum Heile: der alte Herrgott muß ihm gut ſein, denn von der Geſchichte mit dem Brautloch iſt ihm jede Erinnerung erloſchen.“

„Aber der eine von den Swemmern iſt ja Lehrling in ſeinem Hauſe!“

„Nur der Sohn weiß, was er dem zu danken hat.“

Ich nickte: „Möge es ſo bleiben!“

„Amen!“ ſagte der alte Medikus und griff nach ſeiner zweiten Kugel.

— — Noch einmal, das erſte Mal nach ſeiner Krankheit und dann auch zum letzten Male, ſah ich unſern Meiſter Daniel; Fritz war derzeit vor kurzem Meiſter geworden. Es war im Spätſommer nach Feierabend, als ich, von dem nächſten Dorfe kommend, die Süderſtraße hinabging; auf der Bank vor dem Böttcherhauſe ſaß der Alte mit ſeinem jetzt ſchneeweißen Kopfe und hielt bei der noch herrſchenden Schwüle ſein blaues Zipfelmützchen zwiſchen den gefalteten Händen auf den Knien, neben ihm im Sommerhütchen ein hübſches blondes, noch recht junges Mädchen; ich zweifelte nicht, daß ſie des Kollaborators Lenchen ſei. Die beiden ſchienen einer munteren Erzählung zuzuhören, welche der in Schurzfell und Hemdsärmeln an dem Lindenſtamme lehnende Meiſter Fritz ihnen vortrug; beſonders die junge Blonde, nach ihrem anmutigen Lächeln zu urteilen, ſchien lauter goldene Worte zu hören. Aus den Gärten durch die Gänge zwiſchen den Häuſern wehten ſchon die Herbſt-Reſedadüfte.

Ich konnte nicht umhin, dem friedlichen Kleeblatte näher zu treten. Eine kleine Pauſe folgte meiner Begrüßung, die ich gleichfalls der hinter dem Fenſter ſitzenden Mamſell Therebinte hatte zukommen laſſen; dann aber, da mir zwiſchen dem alten Meiſter und dem jungen Mädchen ein Platz geräumt worden, bekam auch ich noch meinen Anteil von den kaliforniſchen Spitzbubengeſchichten. Wir lachten alle; und in das freundliche alte Geſicht ſchauend, ſprach ich: „Wahrhaftig, Meiſter, jetzt iſt es, wie ich's mir nicht anders vorgeſtellt. Ihr habt jetzt alles wieder und mehr noch, als Ihr einſt gehabt habt: hier Eueren Sohn, den neuen Meiſter, dort oben Eueren Dompfaff, der freilich jetzt wohl ohne Sang und Klang ſein Gnadenbrot frißt; dazu das Fräulein Therebinte, und“ — ich war auf-

geſtanden und machte ein huldigendes Kompliment vor Magdalena – „vor allem hier die junge Freundin: nun aber überſtreichet auch den Tod auf Euerem alten Hausſchild und laſſet wieder eine friſche rote Roſe darauf malen!“

Aber meinem heiteren Aufruf folgte eine Stille; nur der Alte, durch deſſen weißes Haar der Abendhauch wehte, nickte freundlich vor ſich hin: „Ein Weilchen noch Geduld!“ ſagte er, ohne aufzuſehen; „Sie vergaßen Eine; die iſt nicht wiederkommen; die wartet, bis ich zu ihr komme. – Nachher, dann mag mein Fritz die friſche Roſe malen laſſen; die meine, lieber Herr, die iſt nicht mehr von dieſer Welt.“

Ich ſah es wohl, wie der hübſche Mädchenkopf bei dieſen Worten ſich errötend ſenkte; auch, welch ein Blick voll heißer Lebenszuverſicht aus den Augen des jungen Meiſters auf ſie fiel. Der Alte aber war plötzlich gleich mir aufgeſtanden und ging, als wolle er die Welt den Jungen überlaſſen, nach ſtummem Gruß mit zitternden Schritten in ſein ſchon dunkelndes Haus zurück.

Ein Jahr noch etwa hat er hiernach gelebt; am Morgen vor der Hochzeit von Fritz und Magdalena fanden ſie ihn mit gefalteten Händen in ſeinem Bette ſanft entſchlafen.

– – Das iſt es, was ich aus dieſen engen Wänden zu erzählen hatte.

Ein Doppelgänger

Vor einigen Jahren im Hochſommer war es, und alle Tage echtes Sonnenwetter; ich hatte mich in Jena, wie einſt Dr. Martinus, in der alten Gaſtwirtſchaft zum Bären einquartiert, hatte mit dem Wirt ſchon mehr als einmal über Land und Leute geredet und mich mit Namen, Stand und Wohnort, welcher derzeit zugleich mein Geburtsort war, in das Fremdenbuch eingeſchrieben.

Am Tage nach meiner Ankunft war ich nach Beſteigung des Fuchsturms und nach manchem andern Auf- und Abſteigen ſpät nachmittags in das geräumige, aber leere Gaſtzimmer zurückgekehrt und hatte mich ſommermüde vor einer Flaſche Ingelheimer hinter dem kühlen Ofen in einen tiefen Lehnſtuhl geſetzt; eine Uhr pickte, die Fliegen ſummten am Fenſterglas, und mir wurde die Gnade, davon in den Schlaf gewiegt zu werden, und zwar recht tief.

Das erſte, was vom Außenleben wieder an mich herankam, war eine ſonore milde Männerſtimme, welche, wie zum Abſchied, gute Lehren gebend, zu einem andern zu reden ſchien. Ich öffnete ein wenig die Augen: am Tiſche, unfern von meinem Lehnſtuhl, ſaß ein ältlicher Herr, den ich nach ſeiner Kleidung als einen Oberförſter zu erkennen meinte; ihm gegenüber ein noch junger Mann, gleichfalls im grünen Rock, zu dem er redete; ein rötlicher Abendſchein lag ſchon auf den Wänden.

„Und deſſen gedenke auch noch," hörte ich den Alten ſagen, „du biſt ein Stück von einem Träumer, Fritz; du haſt ſogar ſchon einmal ein Gedicht gemacht; laß dir ſo was bei dem Alten nimmer beikommen! Und nun geh und grüß deinen neuen Herrn von mir; zur Herbſtjagd werd ich mich nach dir erkundigen!"

Als dann der Junge ſich entfernt hatte, rüttelte ich mich völlig auf; der Alte ſtand am Fenſter und drückte die Stirn

gegen eine Scheibe, wie um dem Fortgehenden noch einmal nachzuſchauen. Ich trank den Reſt meines Ingelheimers, und als der Oberförſter ſich in das Zimmer zurückwandte, begrüßten wir uns wie nach abgetanen Werken, und bald, da niemand außer uns im Zimmer war, ſaßen wir plaudernd neben einander.

Es war ein ſtattlicher Mann von etwa fünfzig Jahren, mit kurzgeſchorenem, ſchon ergrautem Haupthaar; über dem Vollbart ſchauten ein Paar freundliche Augen, und ein leichter Humor, der bald in ſeinen Worten ſpielte, zeugte von der Behaglichkeit ſeines inneren Menſchen. Er hatte eine kurze Jagdpfeife angebrannt und erzählte mir von dem jungen Burſchen, welchen er einige Jahre in ſeinem Hauſe gehabt und nun zur weiteren Ausbildung an einen älteren Freund und Amtsbruder empfohlen habe. Als ich ihn, ſeiner Vorhaltung an den Jungen gedenkend, frug, was für Leides ihm die Poeten denn getan hätten, ſchüttelte er lachend den Kopf.

„Gar keines, lieber Herr," ſagte er, „im Gegenteil! Ich bin ein Landpaſtorenſohn, und mein Vater war ſelber ſo ein Stück von einem Poeten; wenigſtens wird ein Kirchenlied von ihm, das er einmal als fliegendes Blatt hatte drucken laſſen, noch heutigen Tages nach ‚Befiehl du deine Wege' in meinem Heimatdorf geſungen; und ich ſelber — als junger Gelbſchnabel wußte ich ſogar den halben Uhland auswendig, zumal in jenem Sommer" — er ſtrich ſich plötzlich mit der Hand über ſein leicht errötend Antlitz und ſagte dann, wie im ſtillen ſeine vorgehabte Rede ändernd: „wo am Waldesrand das Geißblatt wie zuvor in keinem andern Jahre duftete! Aber ein Rehbock, ein andermal — und das war ſchwer verzeihlich — die ſeltene Jagdbeute, eine Trappe, ſind mir darüber aus dem Schuß gekommen! — Nun, mit dem Jungen iſt es nicht ſo ſchlimm; nur der Alte drüben wird ſchon fuchswild, wenn wir gelegentlich einmal anſtimmen: ‚Es lebe, was auf Erden ſtolziert in grüner Tracht'; Sie kennen wohl das ſchöne Lied?"

Ich kannte zwar das Lied – hatte nicht auch Freiligrath ſeinen patriotiſchen Zorn an dem harmloſen Dinge ausgelaſſen? – Aber mir lag die plötzliche Erregung des alten Herrn im Sinne: „Hat das Geißblatt auch in ſpäteren Jahren wieder ſo geduftet?“ frug ich leiſe.

Ich fühlte meine Hand ergriffen und einen Druck, daß ich einen Schrei erſticken mußte. „Das war ja nicht von dieſer Welt,“ raunte der Mann mir zu, „der Duft iſt unvergänglich ——ſo lang ſie lebt!“ ſetzte er zögernd hinzu und ſchenkte ſich ſein Glas voll hellen Weines und trank es in einem Zuge leer.

Wir hatten noch eine Weile weiter geplaudert, und manche anziehende Mitteilung aus ſeinem Forſt- und Jagdleben hatte ich von ihm gehört, manches Wort, das auf einen ruhigen Lebensernſt in dieſem Manne ſchließen ließ. Es war faſt völlig dunkel geworden; die Stube füllte ſich mit andern Gäſten, und die Lichter wurden angezündet; da ſtand der Oberförſter auf. „Ich ſäße noch gern ein Weilchen,“ ſagte er, „aber meine Frau würde nach mir ausſehen; wir beide bilden jetzt allein die Familie, denn unſer Sohn iſt auf dem Forſtinſtitut zu Ruhla.“ Er ſteckte ſeine Pfeife in die Taſche, rief einem braunen Hühnerhund, der, mir unbemerkt, in einem Winkel gelegen hatte, und reichte mir die Hand. „Wann denken Sie wieder fort von hier?“ frug er.

„Ich dachte, morgen!“

Er ſah ein paar Augenblicke vor ſich hin. „Meinen Sie nicht,“ frug er dann, ohne mich anzublicken, „wir könnten unſere neue Bekanntſchaft noch ein wenig älter werden laſſen?“

Seine Worte trafen meine eigene Empfindung; denn auf meiner nun zweiwöchentlichen Reiſe hatte ich heute zum erſtenmal ein herzlich Wort mit einem Begegnenden gewechſelt; aber ich antwortete nicht gleich; ich ſann nach, wohin er zielen möge.

Und ſchon fuhr er fort: „Laſſen Sie mich es offen geſtehen: zu dem Eindruck Ihrer Perſönlichkeit kommt noch ein anderes

dazu: es iſt Ihre Stimme, oder richtiger die Art Ihres Sprechens, was dieſen Wunſch in mir erregt; mir iſt, als gehe es mich ganz nahe an, und doch ..." Statt des verſtändigenden Wortes aber ergriff er plötzlich meine beiden Hände. „Tun Sie es mir zulieb," ſagte er dabei, „meine Förſterei liegt nur ſo reichlich eine Stunde von hier, zwiſchen Eichen und Tannen – darf ich Sie bei meiner lieben Alten als unſern Gaſt auf ein paar Tage anmelden?"

Der alte Herr ſah mich ſo treuherzig an, daß ich gern und ſchon auf morgen zuſagte. Er ſchüttelte mir lachend die Hände: „Abgemacht! Prächtig! Prächtig!" pfiff ſeinem Hunde, und nachdem er noch einmal ſeine Kappe mit der Falkenfeder gegen mich geſchwenkt hatte, beſtieg er ſeinen Rappen und ritt in freudigem Galopp davon.

Als er fort war, trat der Wirt zu mir: „Ein braver Herr, der Herr Oberförſter; dacht ſchon, Sie würden Bekanntſchaft machen!"

„Und warum dachten Sie das?" frug ich entgegen.

Der Wirt lachte. „Ei, da wiſſen's der Herr wohl ſelber noch gar nicht?"

„So ſagen Sie es mir! Was ſoll ich wiſſen?"

„Ei, Sie und die Frau Oberförſter ſind doch gar Stadtkinder mit einander!"

„Ich und die Frau Oberförſter? Davon weiß ich nichts; Sie ſagen es mir zuerſt; ich hab dem Herrn auch meine Heimat nicht genannt."

„Nun," ſagte der Wirt, „da ging's freilich nicht; denn's Fremdenbuch hat er nicht geleſen; das iſt grade keine Zeitung!"

Ich aber dachte: Das war es alſo! Liegt der Heimatklang ſo tief und darum auch ſo unverwüſtlich? Aber ich kannte daheim alle jungen Mädchen unſeres Schlages innerhalb der letzten dreißig Jahre; ich wußte keine, die ſo weit gen Süden geheiratet hätte. „Sie irren ſich vielleicht," ſagte ich zu dem

Wirt, „wie iſt denn der Jungfernname der Frau Oberförſter?“

„Kann nicht damit dienen, Herr,“ entgegnete er, „aber mir iſt's noch juſt wie heute, als die ſeligen Eltern des Herrn Oberförſters, die alten Pfarrersleute, mit dem derzeit kaum achtjährigen Dirnlein hier vorgefahren kamen.“

— — Ich wollte nicht weiter fragen und ließ es für itzt dabei bewenden; nur den Weg zur Oberförſterei ließ ich mir noch einmal, wie zuvor ſchon von dem Beſitzer derſelben, eingehend berichten.

Und ſchon in der Frühe des andern Morgens, als noch die Tautropfen auf den Blättern lagen und die erſten Vogelſtimmen am Wege aus den Büſchen riefen, befand ich mich auf der Wanderung. Nachdem ich etwa eine Stunde, zuletzt an einem Eichwald entlang, gegangen war, bog ich gemäß der empfangenen Weiſung in einen breiten Fahrweg ein, der zur Linken unter die ſchattigen Wipfel durchführte. Bald mußte ich den Weg ſich öffnen und das Heimweſen meines neuen Freundes vor mir liegen ſehen! Dann, kaum eine Viertelſtunde weiter, kam aus der großen Waldesſtille ein Geräuſch wie von wirtſchaftlichem Leben mir entgegen; die Schatten um mich hörten auf, und ein blinkender Teich und jenſeit desſelben ein altes, ſtattliches Gebäu mit mächtigem Hirſchgeweih über dem offenen, auf einer Treppenplatte befindlichen Tore lagen in der lichten Morgenſonne vor mir; ein wütendes Gebell von wenigſtens einem halben Dutzend großer und kleiner Jagdhunde erhob ſich und verſtummte plötzlich auf einen gellenden Pfiff.

„Grüß Gott und tauſendmal willkommen!“ rief ſtatt deſſen die mir ſchon bekannte Männerſtimme; und da kam er ſelbſt aus dem Hauſe, die Stiege herab und um den kleinen Teich herum; aber nicht allein: eine zarte Frau, faſt mädchenhaft, ging an ſeinem Arm; doch ſah ich im Näherkommen wohl,

daß ſie den Vierzig nahe ſein müſſe. Sie begrüßte mich, indem ſie faſt nur die Worte ihres Mannes wiederholte; aber ein Zug von Güte um den halb geöffneten Mund, der noch ein Weilchen in dem ſtillen Angeſicht verblieb, ließ keinen Zweifel an ihrer Echtheit aufkommen. Während wir dann mit einander dem Hauſe zugingen, fiel es mir auf, wie ſie mitunter ihren Arm auf ſeinem ruhen ließ, als wollte ſie ihm ſagen: „Du trägſt mein Leben, und du trägſt es gern; dein Glück und meines ſind dasſelbe!“

Als wir dann drinnen in dem bürgerlich ſchlichten Zimmer beim Morgenkaffee ſaßen, den man für mich aufgeſchoben hatte, legte der Oberförſter ſich behaglich in ſeinen Lehnſeſſel zurück. „Chriſtinchen,“ ſagte er, mich und ſeine Frau mit einem ſchelmiſchen Blicke ſtreifend, „ich habe dir einen lieben Gaſt gebracht, von dem ich gleichwohl weder Namen noch Stand weiß; er mag uns beides ſagen, wenn er uns verläßt, damit wir ihn doch wiederfinden können: es iſt ſo tröſtlich, auch einmal mit einem Menſchen und nicht eben mit einem Herrn Geheimen Oberregierungsrat oder einem Leutnant zu verkehren.“

„Nun,“ ſagte ich lachend, „Qualitäten habe ich nicht zu verhehlen“; als ich dann aber mit dem Hinzufügen, daß ich ein ſchlichter Advokat ſei, meinen Namen nannte, wandte ſich die Frau wie überraſcht mir zu, und ich fühlte, wie ihre Augen flüchtig auf meinem Antlitz weilten.

„Was haſt du, Frau,“ rief der Oberförſter; „mir iſt der Advokat ſchon recht!“

„Mir auch,“ ſagte ſie und reichte mir eine Taſſe Kaffee, deſſen Duft mich mit allem einverſtanden ſein ließ. Sie war noch einmal aufgeſtanden, kehrte aber, nachdem ſie eine Handvoll Broſamen aus dem offenen Fenſter geworfen hatte, auf ihren Platz zurück. Draußen ſtürzte ſich, einem Platzregen gleich, eine Flucht von Tauben von dem Dache auf den Boden herab; aus den Linden vor dem Hauſe kamen die Sperlinge dazu, und ein luſtiger Tumult erhob ſich.

„Die haben's gut!" ſagte lachend der Oberförſter, mit dem Kopfe nach dem Fenſter winkend; „ſeit unſer Paul in Ruhla iſt! Sie kann es nicht laſſen, den allzeit Hungerigen Broſamen auszuſtreuen; ſei es nun der Bub, oder ſeien es nur unſeres Herrgotts Krippenfreſſer!"

Aber die Frau ſetzte ruhig ihre Taſſe von dem Munde: „Der Bub allein? Ich dächte, der Vater wär auch wohl dabei!"

„Komm, Alte," rief der Oberförſter, „ich merke doch, du biſt mir zu geſcheit; wir wollen Frieden machen!"

Wir plauderten weiter; und wenn das liebe Frauenantlitz ſich zu mir wandte, konnte ich es mir nicht verſagen, nach bekannten Zügen darin zu ſuchen; allein obgleich ein paarmal, wie im Fluge, als wolle es mir helfen, das frühere Kinderangeſicht mich daraus anzublicken ſchien, ich mußte mir dennoch ſagen: „Die kennſt du nicht; du haſt ſie nie geſehen!" Ich lauſchte dann auch ihrer Sprache, aber weder die uns heimiſche Verwechſlung verwandter Vokale noch die von ſolchen Konſonanten kam zum Vorſchein; nur ein paarmal meinte ich das ſcharfe S vor einem andern Konſonanten zu vernehmen, deſſen ich ſelbſt freilich mich längſt entwöhnt glaubte.

Am Vormittag ging ich mit dem Oberförſter in den umliegenden Wald; er wies mir ſeine Hauptſchläge, die mit uralten und mit kaum fingerhohen Eichen, und entwickelte mir eindringlich ſein Syſtem der Waldkultur; wir ſahen einen Hirſch mit ſechzehn Enden und ein paar Rehe; aus einem ſchlammigen Sumpfe ſchielte ſogar der ſchwarzbraune Borſtenkopf eines Keilers aus ſeinen enggeſchlitzten Augen nach uns hinüber. Wir gingen ohne Hunde. „Nur ruhig weiter," mahnte mein Geleitsmann; „und wir kommen ungefährdet wieder nach Hauſe."

Nach dem Mittageſſen führte mein Wirt mich eine Treppe hoch nach hinten zu in das mir angewieſene Zimmer. „Sie wollten noch Briefe ſchreiben," ſagte er; „hier finden Sie alles, was dazu nötig iſt! Unſer Junge hat hier vordem gewohnt;

aber es iſt kühl und ſtill!" Er zog mich an eines der offen ſtehenden Fenſter: „Hier unten ſehen Sie ein Stück von unſerm Garten, dahinter zieht ſich der Teich herum; dann dort die grüne Wieſe und dann der hohe dunkle Wald – der ſchützt Sie vor allem Weltgeräuſch! – Nun ruhen Sie vorerſt ſanft nach Ihren Wanderſtrapazen!" ſagte er und drückte mir die Hand.

Er ging, und ich tat nach ſeinen Worten; und die Stimmen der Grasmücken aus dem Garten und des Pirols und der Falken aus dem nahen Walde und über ſeinen Wipfeln aus der blauen Luft kamen wie aus immer größerer Ferne durch die offenen Fenſter; dann hörte alles auf.

Ich erwachte endlich; ich hatte lang geſchlafen; der Weiſer meiner Taſchenuhr zeigte ſchon nach fünf; gleichwohl mußte der Brief geſchrieben werden, denn ein Knecht ſollte ihn um ſechs Uhr mit zur Stadt nehmen.

So kam ich erſt ſpät wieder in das Haus hinab. Die Frau fand ich vor demſelben im Lindenſchatten auf der Bank mit einer Flickarbeit beſchäftigt. „Das iſt für unſern Paul," ſagte ſie wie entſchuldigend und ſchob die Sachen an die Seite; „er ſchleißt, er iſt noch jung und wild; aber noch mehr gut als wild! – Und Sie haben feſt geſchlafen: die Sonne will ſchon zur Neige gehn!"

Ich frug nach ihrem Mann.

„Er hat eine Weile geſchäftshalber fort müſſen; aber er läßt Sie grüßen; wir ſollten nähere Bekanntſchaft machen – ſo hat er mir geſagt – und dort die Schneiſe durch die Tannen hinaufſpazieren; nach der andern Seite, als wo Sie heute vormittag mit ihm hinaus waren; er würd uns dort bald finden!"

Wir plauderten aber noch eine Weile, nachdem ſie auf meine Bitte ihre mütterliche Arbeit wieder aufgenommen hatte; dann, da er nicht kam, erhob ſie ſich. „Es wird wohl Zeit!" ſagte ſie, und ein flüchtig Rot ging über ihr Antlitz.

So wanderten wir denn neben einander auf dem Wege zwiſchen den hohen Tannen, deſſen eine Seite noch von der

Sonne angeſchienen war. Unſer Geſpräch ſchien ganz erloſchen; nur hin und wieder prüfte ich mit einem Blicke ihr Profil; aber es machte mich nicht klüger.

„Geſtatten Sie, verehrte Frau," ſprach ich endlich, „daß ich die Waldſtille unterbreche; es drängt mich, Ihnen eins zu ſagen und Ihnen eine Frage vorzulegen; Sie wiſſen wohl, daß man in der Fremde doch immer heimlich nach der Heimat ſucht!"

Sie nickte. „Sprechen Sie nur!" ſagte ſie.

„Ich glaubte nicht zu irren," begann ich, „Sie ſchienen überraſcht, als ich heute morgen meinen Namen nannte. Hatten Sie ihn früher ſchon gehört? Mein Vater war, wenigſtens im Lande, ein bekannter Mann."

Sie nickte wieder ein paarmal: „Ja, ich erinnere mich Ihres Namens aus meiner Kinderzeit."

Als ich dann aber meine Vaterſtadt ihr nannte, wurden ihre Augen plötzlich ſtarr und blieben unbeweglich auf den meinen ruhen; nur ein paar vorquellende Tränen verdunkelten jetzt beide.

Ich erſchrak faſt. „Es war nicht mein Gedanke, Ihnen weh zu tun," ſagte ich; „aber der Wirt zum Bären, der meine Heimat aus dem Fremdenbuch erfahren hatte, behauptete, wir beide ſeien Stadtkinder mit einander!"

Sie tat einen tiefen Atemzug. „Wenn Sie daher ſtammen," ſagte ſie, „ſo ſind wir es."

„Und doch," fuhr ich etwas zögernd fort, „ich glaube alle damaligen Familien unſerer Stadt zu kennen und wüßte nicht, in welche ich Sie hineinbringen ſollte."

„Die meine werden Sie nicht gekannt haben," erwiderte die Frau.

„Das wäre ſeltſam! Wann haben Sie denn die Stadt verlaſſen?"

„Das mag faſt dreißig Jahre her ſein."

„O, damals war ich noch in unſrer Heimat, bevor wir, ſo viele, in die Fremde mußten."

Sie ſchüttelte den Kopf. „Die Urſache liegt wo anders: meine Wiege" – ſie zögerte ein wenig und ſagte dann: „Ich hatte wohl nicht einmal eine; aber die Kate, in der ich geboren wurde, war nur die Mietwohnung eines armen Arbeiters, und ich war ſeine Tochter."

Sie blickte mit ihren klaren Augen zu mir auf. „Mein Vater hieß John Hanſen," ſagte ſie.

Ich ſuchte mich zurecht zu finden, aber es gelang mir nicht; der Name Hanſen war bei uns wie Sand am Meer. „Ich kannte manchen Arbeiter," erwiderte ich; „unter dem Dache des einen war ich als Knabe ſogar ein wöchentlicher Gaſt, und für manches, was ich noch zu meinem Beſten rechne, fühle ich mich ihm und ſeiner braven Frau verpflichtet. Aber Sie mögen recht haben, der Name Ihres Vaters iſt mir unbekannt."

Sie ſchien aufmerkſam zuzuhören, und mir war es, als würden ihre kindlichen Augen wieder feucht.

„Sie hätten ihn kennen müſſen," rief ſie, „Sie würden die, welche die kleinen Leute genannt werden, noch tiefer in Ihr Herz geſchloſſen haben! Als meine Mutter, da ich kaum drei Jahre alt war, ſtarb, da hatte ich nur ihn; aber ſchon in meinem achten Jahre iſt er plötzlich mir entriſſen worden."

Wir gingen eine Zeitlang, ohne ein Wort zu wechſeln, und ließen die Spitzen der Tannenzweige, die in den Weg hingen, durch unſre Finger gleiten; dann hob ſie den Kopf, als ob ſie ſprechen wolle, und ſagte zögernd: „Ich möchte nun auch Ihnen, meinem Landsmann, etwas Weiteres vertrauen; es iſt ſeltſam, aber es kommt mir immer wieder: mir iſt oftmals, als hätt ich vorher, bei Lebzeiten meiner Mutter, einen andern Vater gehabt – den ich fürchtete, vor dem ich mich verkroch, der mich anſchrie und mich und meine Mutter ſchlug – und das iſt doch unmöglich! Ich habe ſelbſt das Kirchenbuch aufſchlagen laſſen; meine Mutter hat nur dieſen einen Mann gehabt. Wir haben zuſammen Not gelitten, gefroren und gehungert; aber an Liebe war niemals Mangel. Eines Winter-

abends entſinne ich mich noch deutlich; es war an einem Sonntag, und ich mochte etwa ſechs Jahre alt ſein. Wir hatten leidlich zu Mittag gegeſſen; doch zum Abend wollte es nicht mehr reichen; mich hungerte noch recht, und der Ofen war faſt kalt geworden. Da ſah mein Vater mich mit ſeinen ſchönen dunkeln Augen an, und ich ſtreckte meine Ärmchen ihm entgegen; und bald lag ich, in ein altes Tuch gewickelt, an der warmen Bruſt des mächtigen Mannes. Wir gingen durch die dunkeln Straßen, immer in eine neue; aber über uns waren alle Sterne angezündet, und meine Augen gingen von dem einen zu dem andern. ‚Wer wohnt da oben?‘ frug ich endlich, und mein Vater antwortete: ‚Der liebe Gott, der wird dich nicht vergeſſen!‘ Ich ſah wieder in die Sterne, und alle blinkten ſo ſtill und freundlich auf mich nieder. ‚Vater,‘ ſagte ich, ‚bitte ihn doch noch um ein kleines Stückchen Brot für heute abend!‘ Ich fühlte einen warmen Tropfen auf mein Angeſicht fallen; ich meinte, er käme von dem lieben Gott. — Ich weiß, mich hungerte nachher noch in meinem Bettchen; aber ich ſchlief doch ruhig ein.“

Sie ſchwieg einen Augenblick, während wir langſam auf dem Waldweg weiter ſchritten.

„Aus der Zeit aber, wo ich mit meiner Mutter lebte,“ ſagte ſie dann noch, „vermag ich keine feſte Erinnerung an meinen Vater zu gewinnen; ich muß mich mit dem wüſten Schreckbild begnügen, das mein Verſtand vergebens zu faſſen ſucht.“

Sie kniete plötzlich nieder, um eine Handvoll jener kleinen rötlichen Immortellen zu pflücken, die ſich gern auf magerem Sandboden anſiedeln; da wir dann weiter gingen, begannen ihre Finger einen Kranz daraus zu flechten.

Ich war noch mit ihren letzten Worten beſchäftigt: mir ging im Kopf ein wüſter junger Kerl herum; er war bekannt genug geweſen, aber ſein Name war ein anderer. „Auch Kinder“, ſagte ich endlich, während meine Augen ihren geſchickten Händen folgten, „mag wohl einmal der Gedanke an den unſichtbar

umher geiſtenden Tod wie ein Schauder überfallen, daß ſie voll Angſt die Arme um ihr Liebſtes klammern; dazu – Sie kannten gewiß ſchon von den Vätern, mit denen die Kommunen die Kinder der Armen zu beſchenken pflegen – was Wunder, daß Ihre Phantaſie das Schreckbild in jene von Erinnerung leere Zeit hinabſchob!"

Aber die edle Frau ſchüttelte lächelnd ihren Kopf. „Schön ausgerechnet," ſagte ſie; „aber ich habe niemals an ſolchen Geſpenſterphantaſien gelitten; und die Menſchen, die mich dann nach meines lieben Vaters Tode zu ſich nahmen – beſſere konnte kein Kind ſich wünſchen: es waren die Eltern meines Mannes, die auf einer Badereiſe ein paar Tage in unſerer Vaterſtadt verweilen mußten."

In dieſem Augenblicke glaubte ich in dem Staubwege Schritte hinter uns zu hören, und als ich umblickte, ſah ich den Oberförſter ſchon in der Nähe.

„Sehen Sie wohl," rief er mir zu, „da habe ich Sie ſchon! Und du, Chriſtine," – und er ergriff die Hand ſeiner Frau und neigte den Kopf, um ihr in die Augen zu blicken – „du ſchauſt ja ſo nachdenklich; was iſt denn?"

Sie lehnte ſich lächelnd an ſeine Schulter: „Ja, Franz Adolf, wir ſprachen von unſerer Vaterſtadt – denn es hat ſich herausgeſtellt, daß wir dieſelbe haben – aber wir haben uns dort nicht finden können."

„So iſt es um ſo ſchöner," erwiderte er und reichte mir die Hand, „daß wir ihn heute bei uns haben; das Damals wäre ja doch ſchon längſt vorüber!"

Sie nickte nachdenklich und ſchob ihren Arm in ſeinen. So gingen wir ein paar hundert Schritte weiter bis an einen Waldteich, an deſſen Ufern die gelben Iris in für mich nie geſehener Fülle blühten.

„Da iſt deine Lieblingsblume!" rief der Förſter; „aber du würdeſt dir die Schuhe überwaten; ſollen wir Männer dir einen braven Strauß holen?"

„Ich verzichte diesmal auf Ritterdienste," erwiderte sie, sich anmutig gegen uns verneigend; „ich bin heute bei den Kleinen und weiß hier eine Stelle, wo ich mein Kränzlein vervollständigen kann!"

„So erwarten wir dich hier," rief ihr der Oberförster nach, sie mit ernsten, liebevollen Blicken verfolgend, bis sie in der naheliegenden Lichtung verschwand.

Dann wandte er sich plötzlich zu mir. „Sie werden mir nicht zürnen," sagte er, „wenn ich Sie bitte, mit meiner Frau nicht weiter über ihren Vater zu sprechen. Ich ging im weichen Wegestaub schon länger hinter Ihnen, und der leichte Sommerwind trug mir genügende Brocken Ihres Gespräches zu, um das übrige zu erraten. Hätte ich von Ihrer beider so genauen Landsmannschaft gewußt – verzeihen Sie mir dies Geständnis – ich hätte mir die Freude Ihres Besuches versagt; die Freude, sag ich; doch es ist so besser, wir kennen uns nun schon."

„Aber", entgegnete ich etwas bestürzt, „ich kann Sie versichern, es ist von einem Arbeiter John Hansen keine Spur in meiner Erinnerung."

„Sie könnte Ihnen dennoch plötzlich kommen!"

„Ich denke nicht; jedenfalls, obgleich ich nicht die Ursache kenne, seien Sie meines Schweigens sicher!"

„Die Ursache", erwiderte er, „will ich Ihnen mit einem Worte geben: der Vater meiner Frau hieß freilich John Hansen; von den Leuten aber wurde er John Glückstadt genannt, nach dem Orte, wo er als junger Mensch eine Zuchthausstrafe verbüßt hatte. Meine Frau weiß weder von diesem Übernamen noch von der Strafe, auf welcher er beruht; und – ich denke, Sie stimmen mir bei – ich möchte nicht, daß sie das je erführe; ihr Vater, den sie kindlich verehrt, würde mit jenem Schreckbild zusammenfallen, das ihre Phantasie ihr immer wieder vorbringt und das leider keine bloße Phantasie war."

Fast mechanisch reichte ich ihm die Hand, und bald waren wir wieder auf dem Heimwege; die Frau ging, längst wieder

an ihrem Kranze flechtend, neben mir, als ich aus andrängenden und ſich in einander fügenden Erinnerungen wieder aufſchaute. „Verzeihen Sie,“ ſagte ich, „es kommt mir mitunter, von einem plötzlichen Gedanken bis zur Vergeſſenheit der Gegenwart hingenommen zu werden. Im Elternhauſe ſagte dann mein Bruder, des alten Volksglaubens gedenkend: ‚Stört ihn nicht, ſeine Maus iſt ihm aus dem Mund geſprungen!‘ Aber ich verſpreche, ſie in Zukunft beſſer zu überwachen.“

Aus den Augen des Oberförſters traf mich ein verſtändnisvoller Blick. „Auch wir haben hier den Glauben,“ ſagte er; „aber Sie ſind bei Freunden, wenn auch nur bei neuen!“

So kamen wir wieder in Geſpräch, und während die Tannenrieſen ſchon tiefe Schatten über den Weg warfen und die Luft mit ſchwülem Abendduft erfüllten, gelangten wir allmählich an die Oberförſterei zurück; die Hunde, ohne zu bellen, ſprangen uns entgegen, und aus der dampfenden Wieſe, die hinter dem Teiche lag, ſcholl hin und wieder der ſchnarrende Laut des Wachtelkönigs; ein heimatlicher Frieden war überall.

Die Frau war uns voran ins Haus gegangen, mein Wirt und ich ſetzten uns auf die Seitenbänke der Haustreppe; aber ſeine Leute kamen einer nach dem andern, um zu berichten oder ſich Anweiſung für den folgenden Tag zu holen; dazwiſchen drängten ſich die Hunde, Teckel und Hühnerhunde, voran das Prachtexemplar eines lohbraunen Schweißhundes; zu Erörterungen zwiſchen uns blieb keine Zeit. Dann erſchien meine Landsmännin in der offenen Haustür und lud zum Abendeſſen; und als wir im behaglichen Zimmer bei einer guten Flaſche alten Hardtweins ſaßen, erzählte der Oberförſter die Geſchichte ſeines Lieblings, des Lohbraunen, den er als junges Tier von einem ruinierten Spieler gekauft hatte, und von den Heldentaten, welche er ſchon jetzt gegen die hier inſonders kühnen Wilderer verübt habe. So gerieten wir in die Jagdgeſchichten, von denen eine immer die andere nach ſich zog; nur einmal, in einer Pauſe des Geſpräches, ſagte Frau Chriſtine wie aus langem

Sinnen: „Ob wohl noch die Kate da iſt, am Ende der Straße, und das Aſtloch in der Haustüre, durch das ich abends hinausſah, ob nicht mein Vater von der Arbeit komme? – Ich möcht doch einmal wieder hin!“

Sie ſah mich an, und ich erwiderte nur: „Sie würden viel verändert finden!“ Der Oberförſter aber faßte ihre beiden Hände und ſchüttelte ſie ein wenig.

„Wach auf, Chriſtel!“ rief er. „Was wollteſt du dort? Selbſt unſer Gaſtfreund hat ſich ausgebaut! Bleib bei mir, wo du zu Haus biſt – und um acht Tage kommt dein Junge in die Sommerferien!“

Sie ſah mit glücklichen Augen zu ihm auf. „Es war ja nicht ſo ernſt gemeint, Franz Adolf!“ ſagte ſie leiſe.

Als es auf der Hausuhr vom Flur aus zehn ſchlug, brachen wir auf; der Oberförſter zündete eine Kerze an und begleitete mich, wie am Nachmittage, die Treppe hinauf nach meinem Gaſtzimmer.

„Nun,“ ſagte er, nachdem er das Licht auf den Tiſch geſetzt hatte, „nicht wahr, wir ſind jetzt einig? Sie verſtehen mich?“

Ich nickte. „Gewiß; ich weiß nun freilich, wer John Hanſen iſt.“

„Ja, ja,“ rief er, „aus dem Staube des Weges haben meine lieben Eltern dies Kind für mich aufgeſammelt; ich dank es ihnen jeden Morgen, wenn ich beim Aufſtehen dies friedliche Antlitz noch neben mir im Schlummer ſehe, oder wenn ſie mir vom Kiſſen ihren Morgengruß zunickt. Doch – gute Nacht! Auch die Vergangenheit ſoll ſchlafen!“

Wir reichten uns die Hände, und ich hörte ihn den Korridor entlang und die Treppe hinabgehen. Aber bei mir wollte die Vergangenheit nicht ſchlafen; ich trat an das offene Fenſter und ſah auf den Teich und auf die Waſſerlilien, die wie Mondflimmer auf ſeinem dunkeln Spiegel lagen; die Linden am Ufer hatten zu blühen begonnen, und ihr Duft wehte im Nachthauch zu mir herüber; eine mir unbekannte Vogelſtimme ſcholl in

Pauſen vom Wald herüber. Aber die reiche Sommernacht nahm mich nicht gefangen; vor mein inneres Auge drängten abwechſelnd ſich zwei öde Orte: ein verlaſſener Brunnen mit vermorſchtem Plankwerk, der in der Nähe meiner Vaterſtadt auf einem weiten Felde lag, wo vor Zeiten ein Haus, eine Schinderkate, ſollte geſtanden haben; als Knabe, auf einer einſamen Schmetterlingsjagd, hatte ich einſt erſchrocken vor ihm Halt gemacht; — was damit wechſelte, war das äußerſte der kleinen Stadthäuſer am Ende der Norderſtraße, mit einem Strohdach, auf dem allzeit ein großer Hauslauch wuchs, ſo niedrig, daß man's mit der Hand erreichen konnte; das Ganze zum Einſtürzen verfallen und ſo winzig, daß kaum mehr als eine Kammer und der engſte Küchenherd darin Platz haben konnten. Als Junge hatte ich manchmal, von Feldſtreifereien heimkehrend, davor ſtill geſtanden und mir vorphantaſiert, wie hübſch es ſich in dieſem Liliputer-Hauſe ohne Eltern und ohne Lehrer würde wohnen laſſen. Später, als ich ſchon Sekundaner war, kam noch ein anderes hinzu; es gab oft einen Lärm in dieſen engen Räumen, der die Vorübergehenden davor Halt machen ließ, und zu dieſen gehörte auch ich ein paarmal. Eine kräftige Männerſtimme fluchte und ſchalt in ſich überſtürzenden Worten; dröhnende Schläge, das Zerſchellen von Gefäßen wurde hörbar; dazwiſchen, kaum vernehmbar, das Wimmern einer Frauenſtimme, doch nie ein Hülferuf. Eines Abends trat danach ein junger, wilder Kerl aus dem Innern in die offene Haustür, mit erhitztem Antlitz, über das ein paar dunkle Haarlocken ihm in die Stirn hingen. Er warf den Kopf mit der ſtarken Adlernaſe zurück und muſterte ſchweigend die Umſtehenden; mich blitzte er mit ein Paar Augen an, mir war, als hörte ich ihn ſchreien: „Mach, daß du fortkommſt, du mit dem feinen Rock! Was geht's dich an, wenn ich mein Weib zerhaue!"

Das war John Glückſtadt, der Vater meiner edlen Wirtin, von dem ich heute erfahren hatte, daß er eigentlich John Hanſen geheißen habe.

— — John Hanſen war von einem Nachbarsdorfe und hatte ſeine Militärzeit als tüchtiger Soldat beſtanden, wenn auch zu Anfang nur der kräftigere Arm eines Kameraden ſchuld geweſen war, daß er den däniſchen Kapitän, der ihn „tyſke Hund" geheißen hatte, nicht mit dem kurzen Seitengewehre niederſtach. Als aber die Dienſtzeit aus und er entlaſſen war, da wollte die müßige, aber wilde Kraft in ihm etwas zu ſchaffen haben; ein Dienſt als Knecht war nicht ſogleich zur Hand, ſo ging er in die Stadt und gab ſich vorerſt bei einem Kellerwirte in die Koſt. Aber dort verkehrte allerlei fremdes und hergelaufenes Volk; eine Menge Arbeiter, die bei einem Schleuſenbau beſchäftigt waren, hatten dort ihre Schlafſtelle.

Einer davon, der wegen Trunkfälligkeit aus der Arbeit gejagt war, blieb trotzdem und verzehrte und vertrank ſeine letzten Schillinge. Er und John hatten beide nichts zu tun; ſo waren ſie ſtets zuſammen, lagen draußen am Deich oder ſaßen allein in der dämmerigen Kellerſtube, und der Fremde erzählte allerlei luſtige Spitzbuben- und Gewaltsgeſchichten; er wußte genug davon, und bei den meiſten war er ſelber mit dabei geweſen; aber alles war immer luſtig ausgegangen.

Bei ſolcher Gelegenheit, da ſie wieder einmal weit draußen am Haffdeich mit einander im Graſe lagen, wo nur der Weſtwind pfiff und die Möwen ſchrien, überfiel den jungen Burſchen die Luſt, auch ſeinerſeits einmal den Hals zu wagen; er ſtreckte ſeine ſtraffen Arme aus und ſchüttelte die Fäuſte, ein wüſtes Feuer brach aus ſeinen Augen. „Zum Satan!" rief er, „hätt man ſo was auch nur zu ſchaffen, da ehrliche Arbeit nicht zu haben iſt!"

Der alte Halunke, der neben ihm lag und beim Erzählen nur über ſich die Wolken hatte ziehen ſehn, blickte ihn von der Seite an. „Meinſt du?" ſagte er heimlich — „nun, Spaß würd ſchon dabei ſein!"

John antwortete nicht; ein Trupp Arbeiter kam von draußen auf dem Deich daher. Der Fremde ſtand auf und ſagte:

„Komm, John, die kennen uns; wir wollen mit ihnen heimgehn!"

— — Am andern Nachmittage, da ſich für John abermals die Ausſicht auf einen Dienſt zerſchlagen hatte, lagen die beiden wieder an derſelben Stelle. Der Fremde ſprach nicht; John riß Grasbüſchel aus dem Boden und warf damit nach vorbeiſtreichenden Schwalben.

„Du ruinierſt doch den Deich, da du ſonſt nichts zu tun haſt!" ſagte der andere lachend.

John ſtieß einen Fluch aus. „Du wollteſt mir geſtern was erzählen, Wenzel!" ſagte er.

Wenzel ſah wie abweſend auf die See, wo draußen eben ein Segel vorbeizog. „Ich?" ſagte er. „Was ſollte das geweſen ſein?"

— „Das mußt du ſelber wiſſen; aber Spaß ſollte dabei ſein. So ſagteſt du."

„Ja ſo! Ich weiß ſchon; aber es iſt noch mehr Gefahr als Spaß dabei."

John lachte.

„Was lachſt du!" ſagte Wenzel; „es kann um Kopf und Kragen gehn!"

„Ich meinte nur, es ſei das juſt der Spaß!"

Der andere richtete ſich auf: „Iſt dir dein Kopf ſo wohlfeil?"

„Nein, Wenzel; aber ich denk, er ſitzt mir ziemlich feſt. Erzähl nur, es iſt profitabler!"

Sie rückten näher zuſammen; ihr Reden wurde ein Flüſtern; mitunter lief der eine auf den Deich und blickte ſcheu umher, aber keine Menſchenſeele ließ ſich ſehen. Die Dämmerung fiel herab, in tiefem Dunkel kamen die beiden zurück und ſtiegen in den Keller hinab, wo noch halbtrunkenes Volk an den Tiſchen lärmte.

— — Drei Tage nachher wurde unſere Stadt durch das Gerücht eines unerhört frechen Einbruchdiebſtahls aufgeſchreckt, und was an Polizei vorhanden war, hatte mit Arm und Beinen

zu tun. Das Erkerhaus am großen Markt, das der Exſenator Quanzberger allein mit ſeinem alten Diener bewohnte, war der Schauplatz geweſen. Der alte hagere Herr, den man gebunden, mit einem Knebel in ſeinem zahnloſen Munde neben ſeinem Bett gefunden hatte, konnte viele Wochen nachher nicht ſeinen pünktlichen Spaziergang durch die Gaſſen machen, und viele Jungen wußten deshalb nicht mehr, was die Uhr ſei, und kamen viel zu ſpät oder zu früh in die Schule; und als er ihn wieder antrat, fehlte unter ſeinem Arm der rotſeidene Regenſchirm, und ſein hoher Filzhut zitterte auf der fuchsfarbenen Perücke. Am ſchlimmſten aber war es, daß bei ſeinem alten Nikolaus, der durch einen Schlag über den Schädel betäubt war, nur mit genauer Not noch Leib und Seele bei einander geblieben.

Das war es geweſen, was dem braven Soldaten John Hanſen eine ſechsjährige Zuchthausſtrafe und den Namen John Glückſtadt eingetragen hatte. Seltſam war es, daß nach Publizierung des Urteils auch unter den ſtädtiſchen Honoratioren von mancher Seite für den Verurteilten Partei ergriffen wurde; man hob hervor, daß er die goldene Uhr des Exſenators, die ihm als Beuteanteil zugefallen war, ſchon am Tage nach der Tat einem jungen Vetter auf dem Lande als Konfirmationsgeſchenk gegeben habe, was freilich dann zuerſt der Anlaß zu ſeiner Verhaftung geworden war. „Schad um den Burſchen," ſagten die einen, „daß er ein Spitzbube geworden! Sieht er nicht aus, als hätte er General werden müſſen?" und die andern erwiderten: „Freilich, doch mehr noch wie jene vornehmen Räuber, denen es weniger um den Gewinn als um den Sport dabei zu tun war."

Aber John mußte des ungeachtet in das Zuchthaus und war vorläufig dann vergeſſen.

Auch ſechs Jahre im Zuchthaus vergehen endlich; aber voll hatte er ſie abſitzen müſſen, denn es war in währender Zeit im Lande weder ein König gekrönt noch einer geboren worden.

Als er, wie beim Soldatendienſt, mit guten Zeugniſſen entlaſſen war, kam er abermals in unſere Stadt, um ſich nach Arbeit umzutun, aber man wollte den Zuchthäusler nicht; mehr noch war es um den Grimm und Trotz, der jetzt aus ſeinen dunkeln Augen brach. „Der Menſch ſieht gefährlich aus," hieß es, „ich möchte in der Nacht ihm nicht allein begegnen!"

Endlich war es ihm gelungen. Zur Seite der erwähnten Norderſtraße ſtrecken ſich nordwärts, wo vor ein paar hundert Jahren der dreibeinige Galgen neben Bürgermeiſter Luthens Fiſchteich ſtand, große uneingezäunte Felder weit von der Stadt hinauf. Sie dienten damals einem vielgeſchäftigen Bürger zum Zichorienbau, und die dazu gedungenen fünfzig oder ſechzig Weiber und jungen Dirnen begannen eben auf der ungeheuren Fläche das Unkraut zwiſchen den Pflanzen auszujäten; vom Wege aus, der an der Stadt entlang lief, hörte man ſchon von weitem das Schwatzen der Weiber wie einen Mühlbach rauſchen; mitunter auch ſtieg daraus ein ſilberhelles Lachen in die Luft empor; dann wieder ward es plötzlich ſtill: der Aufſeher, der ſich bei einem Trupp von Arbeiterinnen irgendwo am andern Ende des Feldes aufgehalten hatte, war wieder zwiſchen ſie getreten; er ſprach nicht, er überſah nur einmal mit ſeinen finſtern Augen die ganze Schar.

Der Aufſichtsmann war John Glückſtadt; man hatte ihn zu dieſem Poſten beſonders tauglich gehalten, und da draußen auf dem Felde konnt's auch nicht gefährlich ſein; überdies zeigte die Rechnung ſich als richtig, denn noch niemals war das Unkraut ſo gründlich und ſo raſch verſchwunden.

— Unter den Dirnen hatte ich eine, dieſelbe, deren Lachen aus der Schar ſo hell hervorſchlug, oft genug auf dem Hausflur meiner Eltern als Bettelmädchen an der Kellertreppe ſtehen ſehen; ſie ſchaute mich, wenn ich zufällig aus dem Zimmer trat, nur ſtumm mit ihren verlangenden braunen Augen an, und hatte ich einen Schilling in der Taſche, ſo zog ich ihn gewiß heraus und legte ihn in ihre Hand. Ich entſinne mich noch

wohl, wie ſüß mir die Berührung dieſer ſchmalen Hand tat, auch daß ich nachher noch eine Weile ſtehen blieb und wie gebannt auf die Stelle der Treppe hinabſah, von der das Mädchen ſich ebenſo ſchweigend wieder entfernt hatte.

Dem finſtern Aufſichtsmann, unter dem ſie jetzt in ehrlicher Arbeit ſtand, mochte etwas Ähnliches mitſpielen; er ertappte ſich darauf, daß er mitunter, ſtatt den faulen Weibern auf die Finger zu paſſen, das jetzt ſiebzehnjährige Mädchen mit ſeinen Blicken verſchlang. Sie mochte ihn dann wohl ſtill mit ihren heißen Augen anſchauen, denn ſie war die einzigſte, welche die ſeinen nicht fürchtete, und der Mann, in deſſen Antlitz ein Zug von Seelenleiden ſpielte, war vielleicht für ſolche Weiber der gefährlichſte.

Aber eines mußte noch hinzukommen. An der weiter von der Stadt liegenden Oſtſeite des Ackers, wo die Arbeit ſchon vollendet war, befand ſich jener verlaſſene Brunnen, neben dem ſchon ſeit undenkbaren Jahren das Schinderhaus verſchwunden war; um drei Pfähle hingen noch ein paar vermorſchte Bretter, die keinen Widerſtand zu leiſten vermochten. John Glückſtadt kannte ihn wohl: der Brunnen war eng und an den Seiten mit Moos und einzelnen Pflanzenbüſcheln bewachſen, durch die er vergebens mit ſeinen Blicken den Boden zu erreichen geſucht hatte; aber tief mußte er ſein, denn als John eines Abends über das leere Feld ging und im Vorbeigehen einen Stein hinabwarf, dauerte es eine ganze Weile, bevor ein Ton wie ein harter Aufſchlag ſein Ohr erreichte. „Gott mag wiſſen, was da unten liegt," murmelte der Mann; „Waſſer nicht, vielleicht nur Kröten und Unzeug!" Und er rührte unwillkürlich ſeine Beine, um raſcher nach Hauſe zu gelangen.

Als er jetzt eines Morgens auf das Feld kam, wo gegenüber ſchon die Mehrzahl der Arbeiterinnen verſammelt war, ſtörte ihn eine Krähe aus ſeinem Brüten auf, das er heute vom Bette mit ins Freie genommen hatte; der Vogel war bei ſeiner Annäherung mit Gekrächz von der verfallenen Brunnenplanke

aufgeflogen; als John aber auf- und dann weiter hinausblickte, ſah er die braune ſchmächtige Dirne wie in blinder Angſt mit erhobenen Armen auf den Brunnen zuſtürzen; ein anderes breitſchulteriges Weib, das ſich ſchon drei Jungfernkinder aufgeladen hatte, lief hinter ihr darein. Es hatte das Mädchen geneckt, daß ſie dem ſchmucken Aufſichtsmann ihre Augen hinhalte, er ſolle wohl hineinfallen; die andern Frauenzimmer hatten gelacht: „Friſch, Wieb, vertreib dem Fratz ſeine Katzenkünſte!“ Da war die Dirne zornig geworden und hatte dem Weibe ſo gründliche Wahrheiten zugeworfen, daß es mit der Unkrauthacke in der Fauſt wie toll hinter der Leichtfüßigen herlief.

Der düſtere John ſah die wilde Flucht gerade auf das Brunnenloch zufahren und ſprang raſch vor die verfallene Umzäunung. „Sie will mich tot ſchlagen!“ ſchrie die junge Dirne und ſtürzte mit ſolcher Gewalt in ſeine Arme, daß ihm ſelbſt die Füße auf dem Boden wankten.

„Nun, Dirne,“ rief er, „ſollten wir hier beide in den Brunnen? Es wär vielleicht das beſte!“ und hielt ſie feſt an ſeiner Bruſt.

Sie wollte ſich von ihm losringen. „Laßt mich!“ rief ſie. „Was wollt Ihr von mir?“

Er ſah ſich um, ſie waren ganz allein: das große Frauenzimmer hatte vor dem Aufſeher ſogleich die Flucht ergriffen, die andern Weiber arbeiteten fern am Weſtrande des Ackers; er wandte ſeine Augen wieder auf das Kind in ſeinen Armen.

Sie hatte mit ihren kleinen Fäuſten ihm ins Geſicht geſchlagen. „Laß mich,“ rief ſie, „ich ſchreie; glaub nicht, daß du mir Leides antun kannſt!“

Er ſchwieg eine Weile, und die dunkeln Augen beider ſahen regunglos in einander. „Was ich von dir will?“ ſagte er dann; „Leids will ich dir nicht tun – aber ich will dich heiraten, wenn du es willſt!“

Sie antwortete nicht, ein paar Augenblicke lag ſie wie tot an ſeiner Bruſt; er fühlte nur, das Widerſtreben ihrer Glieder hatte nachgelaſſen.

„Willſt du nicht ſprechen?“ frug er ſanft.

Da griff ſie jäh mit beiden Händen um ſeinen Hals, daß ſie den ſtarken Mann faſt würgte. „Ja, ich will,“ rief ſie. „Du biſt der Schönſte! Komm weg vom Brunnen! Du ſollſt nicht drunten liegen, in meinen Armen iſt's beſſer!“ Und ſie küßte ihn, bis ſie den Atem verloren hatte.

„Weißt du,“ ſagte ſie dann, „du ziehſt zu uns, zu mir und meiner Mutter in das kleine Haus; du zahlſt die halbe Miete!“ Sie ſah ihn wieder an, ſie küßte ihn nochmals; dann warf ſie den Kopf mit dem dunkeln Haar in den Nacken, und ihr helles Lachen ſtieg jetzt faſt zu übermütig aus den roten Lippen. „So!“ rief ſie, „nun lauf ich voraus; komm aber bald mir nach und ſieh zu, ob ich nicht auch die ſchönſte von all den Weibern bin!“

Sie ſtürmte dem Arbeitsplatze zu, und er folgte ihr, taumelnd vor Entzücken. Wer ihn jetzt geſehen und einen Freund bedurft hätte, der würde ohn Bedenken in ſeine Arme geſtürzt ſein; der gefährliche Menſch war wie ein Kind geworden; er öffnete die Arme und ſchloß ſie langſam wieder über ſeiner Bruſt, als müſſe er das Glück umfaſſen, das ihm die junge Dirne zugebracht hatte, die wie ein fliegend Vöglein dort vor ihm das Feld hinanlief. „Und Arbeit,“ rief er und ſtreckte die ſtarken Fäuſte in die Luft, „die ſoll für uns nicht fehlen!“

Als er den Arbeitsplatz erreicht hatte, ſuchte die große Dirne ſich vor ihm zu verbergen; aber, was ſonſt niemand noch geſehen hatte, ſeine Augen lachten nur, wenn ſie auf ihr grobes Angeſicht trafen. „Lauf nur, was ſchierſt du mich!“ ſprach er zu ſich ſelber, du warſt der Hund, der unverſehens mir das Glück in meine Arme jagte!“

Die junge Braune aber wußte ihrem ſtillen Liebſten ſtets aufs neue zu begegnen. „Lach doch! Warum lachſt du nicht?“ raunte ſie ihm zu und hielt ihm, ſelber lächelnd, ihre dunkeln Augen hin.

„Ich weiß nicht,“ ſagte er; „— der Brunnen!“

„Was ſoll der?“ frug ſie.

„Ich wollt, er wäre aus der Welt!“ Und nach einer Weile: „Du könntſt mir einmal da hineinfallen, du biſt ſo wild, Hanna — er darf nicht offen bleiben.“

„Du biſt ein Narr, John,“ raunte ihm die Dirne zu, „wie ſollt ich von heut an noch in den Brunnen fallen! Wenn nur die dummen Weiber nicht ſo nahe wären, ich fiel dir lieber an den Hals!“

Aber er ging ſinnend von ihr, und als er ſpäter bei Ende der Tagesarbeit über den einſamen Acker ging, konnte er an dem Brunnen nicht vorbei; er blieb ſtehen und warf wieder kleine Steine in die Tiefe; er kniete dabei nieder und bog ſich über den Rand und lauſchte, als ob die Tiefe ein furchtbares Geheimnis berge, von dem er einen Laut erhorchen müſſe.

Als auch das Abendrot am fernen Horizont verſchwunden war, ging er langſam in die Stadt zurück und nach der Großſtraße in das Haus ſeines Arbeitgebers. — Am andern Morgen erſchien zur Verwunderung der Arbeiterinnen ein Zimmermann auf dem Acker und ſchlug ein rohes, aber derbes Brettergerüſt um den alten Brunnen.

Im September, gegen Abend, wurde auf dem erſten Packboden des ungeheueren Speichers das „Zichorienbier“ gefeiert, das ſchon am Nachmittag begonnen hatte; was in der Fabrik in Arbeit ſtand, der Fuhrmann, der Heizer, der Brenner und wie ſie alle genannt wurden, alle waren da, es war wimmelnd voll; Gewinde von Aſtern und Buchsbaum und von ſonſtigen Herbſtblumen und Blättern hingen überall an den Balken. An großen Tiſchen, an über Tonnen gelegten Brettern hatten ſie geſeſſen; nun aber war der Kaffee ausgetrunken; die Lampen und Laternen, die zwiſchen den Kränzen hingen, wurden angezündet, und in dem dämmerigen Gemunkel wurden eine Klarinette und ein paar Geigen laut, wonach die jungen Dirnen längſt die Hälſe geſtreckt hatten.

John tanzte ſchon mit ſeiner jungen Frau, die heiß in ſeinen Armen lag; er ſah voll Luſt über die dunkle Menſchenmenge

hin; aber was ging ſie ihn an? – Da wurde er mit ſeiner Tänzerin gegen das Ende eines ſchweren Eichentiſches geſtoßen, der unter die Tanzenden hineinragte, und ſie tat einen jähen Aufſchrei. Es hatte nichts auf ſich, aber John rief den jungen kräftigen Heizer an: „Hilf mir den Tiſch fort ſetzen, Franz!"

Er ſchien es nicht zu hören; da faßte John ihn an dem Ärmel. „Was ſoll's?" rief der Heizer und wandte halb den Kopf.

„Nicht viel," entgegnete John, „der Tiſch muß fort, dort in die Ecke!"

„Ja, trag ihn nur dahin!" ſagte der junge Menſch und drängte ſich zu den andern Arbeitern, von denen ein Teil zuſammenſtand. „Was wollte er von dir?" frug einer von ihnen.

„Ich weiß nicht; ich ſollt ihm helfen! Mag er ſich ſelber helfen! Man hat nur keine andere Arbeit, ſonſt müßt man von hier fort!"

Die andern lachten und gingen aus einander, um ſich Tänzerinnen zu ſuchen. John aber, der aus halb gehörten Worten ſich genug heraushörte, klemmte die Lippen zuſammen und tanzte weiter mit ſeinem jungen Weibe, und immer nur mit ihr.

Inmitten der Fröhlichkeit kam auch die Herrſchaft mit einigen Freunden auf den Boden; auch der Bürgermeiſter war dabei, einer von denen, deren Teilnahme damals den Verurteilten in das Zuchthaus begleitet hatte. Jetzt folgte ſein Blick dem hübſchen jungen Paare.

Eine ältliche, unverheiratete Schweſter der Hausfrau ſtand neben ihm. „Nun ſehen Sie," flüſterte die Dame und zeigte mit dem Finger nach dem Paare, „vor zehn Monaten noch am Wollſpinnen im Zuchthaus, und nun tanzt er mit dem Glück im Arm!"

Der Bürgermeiſter nickte: „Ja, ja – Sie haben recht . . . aber er ſelbſt iſt doch nicht glücklich und wird es nimmer werden."

Die alte Jungfer ſah ihn an. „Das verſteh ich doch nicht ganz,“ ſagte ſie, „ſolche Leute fühlen anders als unſereins. Aber freilich, Sie ſind ein unverbeſſerlicher Junggeſell!“

„Ich ſcherze nicht, liebes Fräulein,“ erwiderte der Bürgermeiſter; „es tut mir leid um dieſen Menſchen: das Glück in ſeinem Arm mag echt genug ſein, ihm wird es nichts nützen; denn in ſeinem tiefſten Innern brütet er über einem Rätſel, zu deſſen Löſung ihm weder ſein Glück, wie Sie das junge Kind in ſeinen Armen zu nennen belieben, noch irgend ein anderer Menſch auf Erden verhelfen kann.“

Das alte Fräulein ſah recht dumm zu dem Redenden auf. „So möge er das Brüten laſſen!“ ſagte ſie endlich.

„Das kann er nicht.“

„Weshalb nicht? Er ſieht doch herriſch genug aus.“

„Das tut er,“ entgegnete der Bürgermeiſter nachdenklich, „er könnte ſogar wohl toll darüber werden, vielleicht noch einmal ein Verbrecher; denn das Rätſel heißt: Wie find ich meine verſpielte Ehre wieder? — — Er wird es niemals löſen.“

„Hm!“ meinte die Dame, „Herr Bürgermeiſter, Sie haben allzeit ſo beſondere Gedanken; aber ich denke, wir haben jetzt genug davon; die Laubkränze verbreiten ſo ſtrengen Duft, und die Lampen qualmen auch, man trägt's noch tagelang in Haar und Kleidern.“

Sie gingen alle und überließen die Armen ihrer Luſtbarkeit; nur der Bürgermeiſter zögerte noch ein paar Minuten, da wieder das junge Paar vorübertanzte. Das ſiebzehnjährige Weib hing mit lachenden Augen an denen ihres Mannes, die ſich, wie um alles zu vergeſſen, in die ihren zu bohren ſchienen.

„Wie lange noch wird's dauern?“ murmelte der Bürgermeiſter, dann folgte er den andern.

Es dauerte doch noch ziemlich lange; denn das Weib war, obgleich in Lumpen aufgewachſen, jung und unſchuldig. Sie wohnten in der Kate am Ende der ins Feld hinaus laufenden

Norderſtraße; das Kämmerlein vorn war das ihre, die Mutter hatte ſich ein Lager in der engen Küche einzurichten verſtanden. Sein alter Arbeitgeber wußte nun ſchon, daß John ein halbmal mehr als andere arbeite, und deshalb, und da auch der Bürgermeiſter ihm zuſprach, hielt er den Mann feſt, ſo oft ihm auch geraten wurde, den Zuchthäusler vor die Tür zu ſetzen. So war allzeit Arbeit da, für ihn und oftmals auch für die Frau, und die Nahrungsſorge klopfte nicht an die kleine Tür. Ein Gärtlein war auch am Hauſe, und darin, hinten nach dem Weg hinaus, eine dichte Liguſterlaube. Hier ſaß die Frau meiſt an den Sommerabenden und harrte ſeiner, bis er von der Arbeit kam; dann flog ſie auf ihn zu und zwang ihn, ſich auf die Bank zu ſetzen; er aber litt ſie nicht neben ſich, er ſetzte ſie auf ſeinen Schoß und hielt ſie wie ein Kind an ſeiner Bruſt. „Komm nur," ſagte er, „ſo müde bin ich nicht; ich hab nicht viel, ich muß es alles in meinen Armen haben." So ſprach er eines Abends; da ſah ſie ihn an und ſtrich ihm, als wollte ſie etwas fortwiſchen, mit ihren Fingern über die Stirn. „Das da wird immer tiefer!" ſagte ſie.

„Was denn, Hanna?"

„Die Falte — nein, ſprich nicht, John; ich kann's ſchon denken, die Brückenarbeiter haben heut ihr Feſt; die andern ſind da, ſie haben dich nicht eingeladen."

Die Falte wurde noch tiefer. „Laß das!" ſagte er. „Sprich nicht davon; ich wär ja doch nicht hingegangen." Und er klammerte die Arme feſter um ſein Weib. „Am beſten," ſagte er, „nur wir zwei allein."

— — Nach einigen Monaten ſollte ein Kind geboren werden. Die gutmütige Alte lief mit wirrem Kopf umher; bald ſtellte ſie ein Töpfchen für die Wöchnerin ans Feuer, bald wieder wickelte ſie die dürftigen Hemdchen aus einander, die ſie für ihr erwartetes Enkelkind aus alter Leinwand in vielen Wochen genäht hatte. Das junge Weib war im Bette liegen geblieben; der Mann ſaß bei ihr; er hatte Arbeit Arbeit ſein laſſen und

hörte nur auf das Stöhnen ſeines Weibes, die feſt ihre Hand um ſeine preßte. „John!“ rief ſie, „John! Geſchwind, du mußt zur Mutter Grieten laufen, aber komm gleich wieder, bleib nicht fort!“

John hatte in dumpfem Sinnen geſeſſen. Nur wenige Augenblicke noch, dann ſollte er Vater werden; ihn ſchauderte; er ſah ſich plötzlich wieder in der Züchtlingsjacke. „Ja, ja,“ rief er, „ich bin gleich wieder da!“

Es war am Morgen, und die Hebamme wohnte in derſelben Straße; er lief und riß die Haustür auf, und als er in die kleine Stube trat, ſaß die dicke Alte an ihrem Morgenkaffee. „Na, Er iſt's!“ rief ſie unwirſch, „ich dacht zum mindeſten, es ſei der Amtmann!“

„Ich hab nicht weniger ein Weib als der!“

„Was iſt mit Seinem Weibe?“ frug die Alte.

„Frag Sie nicht! Komm Sie mit mir; mein Weib liegt in Kindesnöten; wir bedürfen Ihrer Hülfe.“

Die Alte muſterte den erregten Mann, als zähle ſie im Geiſt die wenigen Schillinge, die dieſer Dienſt ihr abwerfen werde, wenn ſie nicht gar verloren gingen. „Geh Er nur vorab!“ ſagte ſie. „Ich muß erſt meinen Kaffee trinken.“

John ſtand wie unentſchloſſen an der Stubentür.

„Geh Er nur!“ wiederholte ſie, „Sein Kind kommt früh genug!“ Er hätte das Weib erdroſſeln mögen; aber er biß nur die Zähne auf einander; ſein Weib bedurfte ihrer. „So bitt ich nur, Frau Grieten, trinket nicht zu langſam!“

„Ja, ja,“ ſagte die Alte, „ich trinke, wie ich Luſt hab.“

Er ging; er ſah, daß jedes ſeiner Worte ſie nur noch widerwilliger machte.

Sein Weib fand er wimmernd auf dem heißen Bette. „Biſt du es, John? Haſt du ſie bei dir?“

„Noch nicht; ſie kommt wohl gleich.“

Das „gleich“ wurde zu einer halben Stunde, während John reglos neben der jammernden Wöchnerin ſaß und die Alte

draußen noch einmal Kaffee für Mutter Grieten kochte. „Die können allzeit Kaffee trinken," ſprach ſie zu ſich ſelber, „man muß ſie ſich zu Freunden halten!"

„John!" rief in der Kammer das junge Weib, „ſie kommt noch immer nicht!"

„Nein," ſagte er, „ſie muß erſt Kaffee trinken." Er knirſchte mit den Zähnen, und ſeine düſteren Brauen zogen ſich zuſammen. „Du hätteſt nur des Amtmanns Weib ſein ſollen!"

„John, ach John, ich ſterbe!" ſchrie ſie plötzlich.

Da ſprang er auf und rannte aus dem Hauſe. Auf der Straße begegnete er der dicken Hebamme. „Nun," rief ſie, „iſt das Kind ſchon da? Wohin will Er denn?"

„Zu Ihr, Frau Grieten, damit mir meine Frau nicht ſterbe."

Die Alte lachte. „Tröſt Er ſich, an ſo etwas ſtirbt Euresgleichen nicht!"

Sie zog ihn mit nach ſeiner kleinen Wohnung. Als ſie in die Kammer trat, ſah ſie auf die Wöchnerin. „Wo iſt die Alte?" frug ſie. „Habt Ihr denn nichts bedacht?" Und ſie zählte auf, was man bei ſolcher Gelegenheit für ſie bereit zu halten pflegte, und ſie brachten ihr, was ſie hatten.

John ſtand zitternd am Ende des Bettes, und endlich wurde das Kind geboren. Die Hebamme wandte den Kopf nach ihm. „Da hat Er eine Dirne, die braucht nicht Soldat zu werden!"

„Eine Züchtlingstochter!" murmelte er; dann fiel er vor dem Bette auf die Knie: „Möcht Gott ſie wieder zu ſich nehmen!"

Immer feindlicher ſtand ihm die Welt entgegen; wo er ihrer bedurfte, wo er ſie anſprach, immer hörte er den Vorwurf ſeiner jungen Schande als die Antwort; und bald hörte er es auch, wo kein anderer es hätte hören können. Man hätte fragen mögen: „Du mit den ſtarken Armen, mit deiner mächtigen Fauſt, warum duldeſt du das, warum bringſt du ſie nicht zum Schweigen?" Hatte er doch einmal, da von einem maulfrechen

Matroſen ſein Weib eine Betteldirne war geſcholten worden, den Menſchen hingeworfen und ihm faſt den Schädel eingeſchlagen; und nur mit Not hatte im Sühnetermin der ihm günſtige Bürgermeiſter die Sache unter beiden ausgeglichen!

Doch das war ein anderes; wo aber eine Hand erbarmungslos an jene offene Wunde ſeines Lebens rührte, wo er's nur glaubte, da fielen die ſtarken Arme ihm an ſeinem Leib herunter, da war nichts mehr zu ſchützen oder gar zu rächen.

Und dennoch, mit ihm in ſeinem armen Hauſe wohnte noch immer das Glück. Zwar, wenn ſeine Stirn zu finſter, ſein Wort zu knapp und trocken wurde, dann flog es wohl erſchreckt davon, aber es kehrte doch allzeit zurück und ſaß mit den jungen Eltern an dem Bettchen ihres Kindes und lächelte ſie an und fügte ihre Hände unvermerkt zuſammen. Das Glück war noch nicht ganz gewichen; die Alte nahm ſich mehr und mehr der Wartung des Kindes an, je weiter es heranwuchs, und Hanna ging wieder dann und wann auf Arbeit und half erwerben. Wer trug denn die Schuld, daß immer öfter das Glück davonflog und ſie immer länger ohne die holde Genoſſin zwiſchen ihren kahlen Wänden ſaßen? War es der Eigenwille der Weiber oder der ſo lang in Schlaf verſenkte Jähzorn in ihnen beiden, der nach der großen Liebesfreude allmählich aus der Tiefe immer ungebändigter hervorbrach? Oder war es in dem Manne die unſühnbare Schuld, die den bitteren Unmut in ihm aufjagte? Hatte es doch, da vor geraumer Zeit ſein alter Arbeitgeber durch jähen Tod geſtorben war, nur kaum unter Not und Kummer gelingen wollen, daß er jetzt endlich am Wege ſaß und Steine klopfte.

Da war's, an einem Herbſtabend, das Kind mochte ein Jahr alt ſein; es lag in ſeinem Bettchen, das bald nach der Geburt der Vater ihm gezimmert hatte, und ſchlief, daß die heißen Tropfen auf der kleinen Stirne perlten. Aber Hanna ſaß verdroſſen dabei, die kleinen Füße ausgeſtreckt, den einen Arm über die Stuhllehne herabhängend: das Kind hatte immer noch

nicht ſchlafen wollen, und die alte Mutter, die ihr ſonſt die Laſt abnahm, war von einem Gichtanfall ins Bett getrieben worden. „Du hätteſt auch eine Wiege zimmern können!“ rief ſie ihrem Manne zu, der eben müde von der Arbeit kam und ſein Werkzeug in eine Ecke ſtellte.

„Was iſt denn?“ frug er, „das Kind ſchläft nun ein Jahr ſchon in dem Bettchen; du freuteſt dich doch ſelbſt, als ich's gemacht hatte!“

„Nun will es aber nicht mehr,“ gab ſie zur Antwort.

„Es ſchläft ja doch!“

„Ja – über eine Stund hab ich damit herumgearbeitet!“

„Da haben wir beid gearbeitet,“ ſagte er kurz.

Aber ſie ſchwieg nicht; Red um Rede ward wechſelsweiſe ſchärfer und unbedachter.

„Es wird ſchon morgen beſſer ſchlafen oder übermorgen,“ ſprach noch der Mann. „Wenn's gar nicht geht – wir kriegen dann wohl eine Wiege!“

„Woher?“ frug ſie. „Damals, als du das gute Holz hatteſt, hättſt du die Wiege machen ſollen!“

„Ei, ſo ſäg ich die Beine ab“, ſagte John, „und ſchlag ein paar Gängel darunter; dann haſt du deine Wiege!“

Aber dem jungen Weibe war ja die Wiege nur ein Spielwerk für ihren Unmut geweſen; ein häßlich Lachen fuhr aus dem hübſchen Munde: „Soll ich das Ungeheuer denn allein regieren?“

Er riß den Kopf empor: „Willſt du mich höhnen, Weib?“

„Warum nicht!“ rief ſie und verzog den Mund, daß ihre weißen Zähne ihm in die Augen blitzten.

„So helf dir Gott!“ ſchrie John und hob die Fauſt.

Sie ſah es und ſah erſt jetzt den Jähzorn in ſeinen Augen flimmern. Ein plötzliches Entſetzen fiel ſie an; ſie flog in eine Ecke des Zimmers und ſtürzte dort zuſammen. „Schlag nicht, John!“ ſchrie ſie. „Um deinetwillen, ſchlag mich nicht!“

Aber ſeine ſtets ſo raſche Hand war in der Leidenſchaft zu raſch geweſen. Die Hände an den Schläfen in das dunkle Haar

gedrückt, mit ſcheuen Augen ſah das Weib ihn an; ſeine Hand hatte ihr die Stirn nur leicht geſtreift; ſie ſelber ſprach kein Wort; aber dennoch hörte er es in ſeinen Ohren gellen: „Weh dir, du haſt dein Glück zerſchlagen!“

Er fiel zu ihr nieder; er ſprach, er wußte ſelbſt nicht, was; er bat ſie; er riß ihr die Hände vom Geſicht und küßte ſie. Aber ſein Weib antwortete ihm nicht; wie mit der Liſt des Wahnſinnes blickte ſie heimlich nach der offenen Stubentür, und plötzlich war ſie unter ſeinen Armen fort; er hörte, wie ſie hinter ſich die Hoftür zuſchlug.

Und als er dann ſich wandte, ſah er ſein Kind aufrecht in dem Bettchen ſitzen; es hatte mit beiden kleinen Fäuſten ſich das Bettuch in den Mund geſtopft und ſah mit großen Augen auf ihn hin; doch als er unwillkürlich näher kam, ſchlug es Kopf und Ärmchen rückwärts, und die Kinderſtimme gellte durch das kleine Haus, als ob ſie untragbar Unglück auszuſchreien habe. Er erſchrak, aber er hatte keine Zeit; was kümmerte ihn jetzt das Kind! Er rannte aus der Hoftür durch den dunklen Garten. „Hanna!“ rief er, und laut und immer lauter: „Hanna!“ Aber nur die Baumwipfel der vielen Gärten, die hier an einander liegen, rauſchten von den Tropfen, die jetzt vom Himmel fielen, und aus der hinter liegenden Stadt kam das Geräuſch von allerlei Fuhrwerk. Mit Entſetzen fiel ihm der Brunnen ein: „Wenn ſie ſich ein Leids angetan hätte!“ Er lief den Weg hinauf, wo der Eingang zu den Feldern war; da ſtolperte ſein Fuß; ein Menſchenlaut vom Boden wurde hörbar. „Hanna!“ ſchrie er, „Hanna, du lebſt? Gott ſei Dank, du biſt es!“ Ein lautes Jauchzen hätte er in die Nacht geſchrien, aber ſein Herz, das zum Zerſpringen klopfte, machte es ihm unmöglich. Er hob ſie wie ein Kind auf ſeine Arme, und da der Regen ſtärker fiel, zog er ſeinen Rock vom Leibe und hüllte ſie darein; dann hielt er ſie ſanft an ſeine Bruſt und ging langſam, als ſei er zum erſten Mal allein mit ſeinem jungen Weibe, in dem ſtrömenden Regen ihrem Hauſe zu.

Sie hatte alles, ohne ein Zeichen des Lebens, ſich gefallen laſſen; erſt als aus ihres Mannes Augen ein warmer Tränenſchauer auf ihr Antlitz fiel, ſtreckte ſie die Hand empor und ſtrich damit ihm ſanft über ſeine Wange.

„Hanna, liebe Hanna!“ rief der Mann. Da kam auch ihre andre Hand hervor, und beide ſchloſſen ſich um ſeinen Hals.

Und das Glück ging wieder leis an ihrer Seite; er hatte es noch nicht verjagt.

Wer wüßte nicht, wie oft es denen, die wir „Arbeiter“ nennen, zum Verhängnis wird, daß ihre Hand allein ihr Leben machen muß! Wo in der Leidenſchaft das ungeübte Wort nicht reichen will, da fährt ſie, als ob's auch hier von ihr zu ſchaffen wäre, wie von ſelbſt dazwiſchen, und was ein Nichts, ein Hauch war, wird ein ſchweres Unheil. Und geſchah es einmal, ſo geſchieht's auch ferner; denn die meiſten dieſer Leute, juſt nicht die ſchlechteſten, ſie leben ihre Zeit dahin und haben ihre Augen nur auf heut und morgen; was geweſen und vergangen iſt, gibt ihnen keine Lehre.

So war es auch mit John. Wenn an arbeits- und verdienſtloſen Tagen die Not, oder was es immer ſein mochte, ſeine Nerven zucken machte, ſo faßte auch ferner ſeine böſe Hand nach ſeinem Weibe, deren Blut nicht kälter rollte als das ſeine. Und Buben und junge Leute blieben auf der Gaſſe vor ihrem Häuschen ſtehen und ergötzten ſich an dem, was von dem Elend drinnen an ihr Ohr hinausdrang. Nur einer, der alte Nachbar Tiſchler, kam mit gutem Willen, er ging ins Haus und ſprach mitunter die Streitenden zur Ruhe, oder er trat, mit einem hübſchen, leiſe ſchluchzenden Kinde auf den Armen, wieder aus der Tür; „das iſt nichts für dich, du kleiner Engel,“ ſagte der alte Mann, „komm du mit mir!“ Und er ging mit ihr in ſeine Wohnung, wo eine ebenſo alte Frau das Kind ihm zärtlich aus den Armen nahm.

Wenn aber in dem kleinen Hauſe Jähzorn und Kräfte ſich erſchöpft hatten, dann — wovon die draußen nichts gewahrten

– fielen Mann und Weib ſich in die Arme und preßten und küßten ſich, als ob ſie ſo ſich töten wollten. „O Hanna, ſterben!“ rief einmal der wilde Mann; „nun mit dir ſterben!“ und aus den roten Lippen des Weibes ſtieg ein Seufzer; ſie warf ihre trunkenen Augen auf den erregten Mann und zog das Mieder, das er vorhin über ihrer weißen Bruſt zerriſſen hatte, noch weiter von der Schulter. „Ja, John,“ rief ſie, „nimm nur dein Meſſer und ſtoß es da hinein!“

Aber während er ſie anſtarrte, ob denn das Furchtbare ihr auch Ernſt ſei, rief ſie plötzlich: „Nein, nein! Tu's nicht, das nicht! – unſer Kind, John! – das wär Todſünde!“ und ſie bedeckte haſtig ihre preisgegebene Bruſt.

Er ſagte langſam: „Ich weiß es nun, ich tauge nicht, ich bin doch wieder ſchlecht gegen dich!“

„Du nicht! du nicht, John!“ rief ſie; „ich bin die Böſe, ich reiz dich, ich zerr an dir herum!“

Aber er zog ſie feſter an ſich und verſchloß ihren Mund mit Küſſen.

„John!“ flüſterte ſie, als ſie wieder frei war und wieder ihren Atem hatte, „ſchlag mich nur, John! Es tut wohl weh, am meiſten in meinem Herzen; aber dann küß mich, küß mich tot, wenn du es kannſt! Das tut noch ſüßer, als das Schlagen weh tut!“

Er ſah ſie an, und er zitterte, als er ſie ſo in ihrer Schönheit ſah: ſein Weib, die keines andern war als nur die ſeine.

„Ich will dich nicht mehr ſchlagen,“ ſprach er; „zerr mich nur, ſo viel du kannſt!“ und mit zärtlichen, unterwürfigen Augen blickte er auf ſie hinab.

„Nein, John,“ bat ſie, und ihre tiefe Stimme klang ſo weich, „du wirſt es doch tun! Aber nur eines: du tatſt es geſtern, aber tu's nicht wieder! Schlag nicht unſer armes Kind! Ich haſſe dich dann, und das, John, tut am allerwehеſten!“

„Nein, Hanna, auch das Kind nicht,“ ſprach er wie träumend.

Und ſie bückte ſich und küßte ſeine Hand, mit der er ſie vorhin geſchlagen hatte.

– Das ſah kein Menſch; und doch, nach ihrer beider Tode iſt davon erzählt worden.

Trotz Not und Schuld war die enge Kate noch immer ſein Heim und ſeine Burg; denn von den beiden Frauen dort rührte keine an ſeiner Wunde, nur dort noch war er davor ſicher.

Es war das eben kein Erbarmen; ſie dachten nur nicht daran, und taten ſie es je, ſo war des Mannes Jugendſchuld ihnen mehr ein Unglück als ein Verbrechen; denn in ihrem eigenen Leben lagen Recht und Unrecht oft nur kaum unterſcheidbar neben einander. War doch auch in des Weibes Kinderzeit ein ſehr alter Mann ihr guter Freund geweſen, der wegen gleichen Vergehens in der „Sklaverei" geweſen war und manches Jahr in Ketten die Karre geſchoben hatte. Harmlos, wie andere von den Abenteuern ihrer Jugend plaudern, hatte er dem Kinde das erzählt. Nun wohnte er in einem nahen Dorfe und fuhr mit ſeiner mageren Kracke weißen Sand zur Stadt und ſchnitzte, wenn er daheim war, Holzſchuhe und Senſenſtiele. Er hatte oftmals im Vorbeifahren mit dem munteren, auf der Haustürſchwelle ſitzenden Kinde ein paar großväterliche Worte geredet, ſo daß ſie allmählich aufpaßte, wenn der weißhaarige Greis mit ſeinem kümmerlichen Fuhrwerk von der Landſtraße in die Stadt kam. Die Holzſchühchen, die er ihr einmal mitgebracht hatte, ſtanden noch auf dem kleinen Boden; ſie hatte ſie neulich für ihr eigen Kind hervorgeſucht. – „Wo der alte Mann wohl abgeblieben iſt?" hatte ſie bei ſich ſelber geſprochen, indem ſie den Staub von den Schühchen wiſchte und ſie dann ſorgſam neben einander ſtellte, „auf einmal kam er nimmer wieder."

Daß der Greis, der in ſo friedlichem Alter dahingegangen war, auch zu den Züchtlingen gehört hatte, das hatte weder ihn noch ſie beunruhigt.

Dennoch kam eines und machte allem ein jähes Ende.

— — Es war eine Zeit leidlichen Verdienſtes geweſen; aber Hannas Mutter war nach kurzem Krankenbett geſtorben. Hanna hatte die alte Frau leidenſchaftlich beweint; John hatte gerechnet und tat es noch; denn das verdiente Geld war dabei fortgegangen, und kleine Schulden waren noch dazu aufgelaufen. — Am Häuschen, an der Gartenſeite, hatte lange Jahre ein ſtarker Eſchenbaum geſtanden, in deſſen Schatten die jungen Eheleute früher am Sonntagmorgen oft geſeſſen hatten, aber ſchon vor Jahr und Tag, in einer Zeit des Notſtandes, hatte John ihn umgehauen; er hatte Geld aus dem ſchönen Stamm zu löſen gedacht, den, wie die Alte verſicherte, ihr Mann einſt ſelbſt dorthin gepflanzt hatte; allein der Baum lag noch immer auf dem Hofe, und nur der erquickliche Schattenſitz war verloren. Jetzt kam er doch zu Nutzen: der Nachbar Tiſchler nahm ihn und machte dafür der Alten einen Sarg mit hohem Deckel; ſo kam ſie, was ihre letzte Sorge geweſen war, doch anſtändig in die Grube.

Aber die Totengebühren waren meiſt noch unbezahlt, und manches andre drückte auch noch; es bot ſich wieder einmal kaum je am andern Tage eine Arbeit.

Ein Sonntagmorgen war es; Hanna hatte eben das jetzt ſchon dreijährige Kind in ſeinen dürftigen Sonntagsſtaat gekleidet; John ſaß mit aufgeſtütztem Ellenbogen am Tiſch vor ſeinem Morgenkaffee, wühlte mit der Hand in ſeinen dunklen Locken und ſchrieb mit einem Stückchen Kreide Zahlen auf die Platte.

Bald aber zerbrach und zermalmte er die Kreide zwiſchen ſeinen Fingern und ſtarrte wie gedankenlos auf Weib und Kind. „Was haſt du jetzt zu tun, Hanna?“ frug er endlich.

Sie warf den Kopf herum; die Worte klangen ihr ſo trocken. „Nichts!“ ſagte ſie ebenſo, „das Kind iſt angezogen.“

„Was tateſt du denn, als du mit deiner Mutter noch allein warſt und nicht einmal ein Kind zum Anziehn da war?“

„Ich ging betteln in der Stadt!“ antwortete ſie, und ein höhniſcher Trotz klang aus den Worten; „das ging noch beſſer, als es jetzt geht! Du wußteſt ja, daß du eine Betteldirne freiteſt!“

„Und ſchämteſt du dich nicht?“ fuhr es aus ihm heraus.

„Nein,“ ſagte ſie hart und ſah ihm mit ſtarren Augen ins Geſicht.

„Warum lernteſt du nicht mit feiner Wäſche umgehn? Deine Mutter konnte es doch; ſie hatte bei Herrſchaften gedient. Das hätte uns jetzt Geld gebracht und wär beſſer geweſen als das faule Umherlungern.“

Sie ſchwieg; es war nie daran gedacht worden. Aber in ihrem hübſchen Kopfe fing es an zu kochen, als ſie nichts erwidern konnte. Dazu, die Augen ihres Mannes lagen auf ihr, als wolle er ſie ganz ins Nichts hinunterdrücken. Da kam ihr ein Gedanke; er verſetzte ihr den Atem, aber ſie konnte es nicht verhalten. „Es gibt ja noch andern Verdienſt!“ ſagte ſie, und als er ſchwieg: „Wir können Wolle ſpinnen; das haſt du ja ſechs Jahre lang getrieben und kannſt es mich ſelber lehren!“

Ihm war, als hätte er einen Schlag in ſein Gehirn bekommen, und ſein Geſicht verwandelte ſich ſo furchtbar, daß ſich das Kind mit beiden Ärmchen an die Mutter klammerte.

„Weib! Hanna!“ ſchrie er. „Das ſagſt du mir? — du?“

Und als ſie jetzt wie ohne Leben ihm ihr Geſicht entgegenhielt, faßte er ſie an beiden Schultern, zog ſie an ſich, als müſſe er ſich überzeugen, ob ſie's auch ſelber wäre, und ſtieß ſie dann gewaltſam von ſich. Der Stuhl, an welchem ſie geſtanden hatte, fiel zurück, und das Kind ſtieß einen gellenden Schrei aus; das Weib aber ſtürzte gegen den Ofen; dann glitt ſie mit einem ſchwachen Wehlaut auf den Boden.

Als wären die Gedanken ihm abhanden gekommen, ſah John darauf hin; als er ein wenig ſeine Augen hob, da ſah er an einem hervorſtehenden Schraubenſtift des Ofens, von dem das Kind den Meſſingknopf zum Spielen abgenommen

hatte, einen Tropfen roten Blutes hängen. Er kniete nieder und fuhr ſuchend mit den Händen durch das volle Haar ſeines Weibes; plötzlich wurden ihm die Finger feucht; er zog ſie hervor. „Blut!“ ſchrie er und betrachtete mit Entſetzen ſeine Hand; dann fuhr er fort zu ſuchen, haſtig, mit fliegendem Atem, und — nun hatte er es gefühlt, ein Stöhnen brach aus ſeinem Munde: da, da quoll es hervor, da war der Stift hineingedrungen; tief — er wußte nicht, wie tief. „Hanna!“ flüſterte er, indem er ſich zu ihrem Ohre beugte, und noch einmal ſtärker: „Hanna!“

Da kam es endlich. „John!“ kam es von ihren Lippen; doch wie aus weiter Ferne.

„Hanna!“ flüſterte er wieder; „bleib, oh ſtirb nicht, Hanna! Ich hol einen Doktor; gleich, gleich bin ich wieder da!“

„Es kommt doch keiner.“

„Ja, Hanna, er ſoll kommen!“

Eine Hand griff taſtend nach der ſeinen, wie um ihn zurückzuhalten. „Nein, John — kein Doktor — du biſt nicht ſchuld — aber — ſie ſetzen dich ins Gefängnis!“

Sie warf ſich plötzlich gewaltſam herum. „Küß mich, John!“ rief ſie laut wie in Todesangſt; doch als er ſeine Lippen auf die ihren drückte, küßte er nur noch eine Tote.

Scheu ſchlich das Kind zu ihm heran. „Iſt Mutter tot?“ frug es nach einer Weile, und als der Vater nickte: „Warum weineſt du denn nicht?“

Da ergriff er das erſchrockene Kind mit beiden Händen und drückte es an ſich. „Ich kann nicht!“ ſtammelte er heiſer; „ich habe ſie — — ermordet,“ wollte er ſagen, aber es wurde an die Tür geklopft.

Er wandte den Kopf und ſah den Nachbar Tiſchler eintreten. Der alte Mann hatte durch die dünnen Wände den Lärm gehört, das Mitleid mit der Frau, die deſſen nicht mehr bedurfte, hatte ihn hergetrieben; nun ſah er erſchrocken auf die Tote.

„Was iſt das! Was habt Ihr hier?“ frug er verwirrt.

John richtete ſich auf und ſetzte die Kleine auf den Fußboden. „Es iſt nur wieder ein Sarg zu machen,“ ſagte er tonlos, „und ich habe keine Eſchenſtämme mehr. Ich bin ein armer Lump, Nachbar!“

Der Alte ſah ihn eine Weile ſchweigend durch ſeine runden Brillengläſer an. „Ich weiß wohl,“ ſagte er dann, „daß du dies Weib nicht verdienteſt; du brauchſt juſt nicht davon zu reden — wie iſt denn das Unglück hier zu Platz gekommen?“

Und John berichtete, was geſchehen war; ohne Auslaß, trocken, als ſei es eines Dritten Sache; dann aber warf er ſich wieder zu der Toten und betrachtete mit Scheu ihr Antlitz, das wie ſchlafend vor ihm lag; leiſe, als gelte es, ein Verbot zu übertreten, ſtreckte ſeine große Hand ſich aus und ſtrich zitternd über die lebloſen Züge. „Wie ſchön, o wie ſchön!“ murmelte er; „und ſie werden ein glattes Brett darübernageln, wie ſie es den armen Menſchen tun!“

Der Alte kannte ſeinen Mann; er glaubte ſeinem Berichte: er wußte, er brauchte nicht weiter darüber zu reden; dennoch trug er ihm mehr Groll als Mitleid. „Sei ruhig, John,“ ſagte er faſt mürriſch; „ich mache deinem Weibe ihren Sarg wie damals ihrer Mutter; wenn wieder Arbeit kommt, ſo magſt du zahlen, wenn du es kannſt!“

Da richtete der elende Mann ſich auf. „Dank, Nachbar; aber gewiß, ich bezahl's Euch, jeden Sechsling, jeden Pfennig, denn ich muß ſie ſelbſt begraben. Sonſt ſoll mich Gott verdammen!“

Das Kind erſchrak und ließ den Zipfel ſeines Rockes los, den es bisher gefaßt hielt.

„Soll meine Frau Euch“, frug der Tiſchler, „die Kleine für die nächſten Tage abnehmen? Ihr habt hier niemand mehr.“

„Nein, niemand mehr“; und aus ſeinen Augen flog ein Blick wie um Erbarmen flehend zu dem Angeſicht des neben ihm ſtehenden Kindes. „Fragt ſie ſelbſt, Nachbar!“ ſagte er

und ließ den Kopf auf ſeine Bruſt ſinken. Aber er fühlte plötzlich die kleinen Arme zu ſich emporſtreben, und als er dann ſein Kind emporhob, drückte er das Köpfchen feſt an ſeine Wange; wie einen Strom von Lebensmut fühlte er es an ſein Herz zurückfluten. „Nein, Nachbar," ſprach er, „ſeid bedankt! Aber mein Kind will doch nicht von mir; ſie weiß, es iſt nicht gut, ſo ganz allein zu ſein."

Dann, als der Alte fortgegangen war, brach ein Strom von Tränen aus ſeinen Augen. Er kniete nieder zu der Toten. „Hilf mir, mein Kind; es wird mir ſchwer, zu leben!" rief er, und die Kleine ſah mit großen Augen zu ihm auf.

Vom Begräbniſſe war John allein zurückgekommen, niemand hatte ihn begleitet; der alte Nachbar hatte der Toten ihren Sarg gemacht und war den letzten Weg mit ihr gegangen, dann war er in ſein Haus zurückgekehrt.

John ſtand in ſeinem Zimmer und ſah ſich ſchweigend in den leeren Wänden um; hier war nun Ruhe, aber wo war das Glück? — Auf der kleinen Schatulle ſtanden neben anderem Geſchirre die zwei Taſſen mit den grob gemalten Roſen, die er vor ein paar Jahren am Hochzeitsmorgen gekauft hatte. Seine Augen ſtreiften darüber hin, er ſah noch den Herbſtſonnenſchein, der damals über der breiten Straße gelegen hatte; er ſchüttelte ſich, der war ja längſt vergangen. Draußen auf der Gaſſe war wie immer das gewerbliche Getöſe, aber hier in der kleinen Kammer war es furchtbar ſtill; auch der kattunene Vorhang dort in der Ecke hing ſo unbeweglich, als ob nun alles aus ſei. Er konnte es nicht ertragen, er trat hinzu und zog ihn zurück; da fiel ein Mieder Hannas, das ſie noch ſelbſt dahin gehangen hatte, auf den Boden. Ein wilder Schmerz durchfuhr ihn, als er es aufhob; er taumelte auf einen Stuhl und ſchlug die Hände vors Geſicht.

Da knarrte die nur angelehnte Kammertür; ſein Töchterchen drängte ſich hindurch und hielt ihm triumphierend ein

Püppchen unter die Augen, ein Geſchenk der Tiſchlerfrau, die das Kind während des Begräbniſſes an ſich genommen hatte. Nun aber hatte es nicht länger Ruhe gehabt; es war durch die Gärten und zur Hintertür hereingelaufen, um auch dem Vater ſeinen Reichtum zu zeigen.

Der ſah ſie mit wirren Augen an; als ſie aber erwartend vor ihm ſtehen blieb, hob er ſie auf ſeinen Schoß und ſuchte ſich zu faſſen. „Was haſt du da, Chriſtinchen? Wer hat dir das geſchenkt?"

Aber bevor noch die Antwort des Kindes kam, wurde mit einem Stecken an die Tür geklopft und ein alter, grauhaariger Weiberkopf guckte in die Stube; der zahnloſe Mund blieb offen ſtehen, während der Kopf mit den kleinen munteren Augen Vater und Tochter zunickte.

John kannte das Geſicht: es gehörte der alten „Küſter-Mariken", einer jener ſauberen Bettlerinnen, wie wir manche bei uns zu Hauſe haben. Sie war eine Schullehrertochter vom Lande, hatte in ihrer Jugend in der Stadt gedient und dort einen kleinen Handwerksmann geheiratet. Nach deſſen Tode hatte ſie jahrelang mit ehrlicher Arbeit ſich um die Lebensnotdurft abgemüht, dann war ſie früh gealtert und verarmt; nur das ſchwer erſparte Geld zu einem guten Leichenbegängnis trug ſie unantaſtbar in einem Lederbeutelchen an ihrem Leibe; was ſie zu ihrer Nahrung noch bedurfte, holte ſie ſich nun Tag für Tag bei den Leuten, wo ſie einſt gedient hatte, oder bei deren Kindern oder ſolchen, die es ihr geboten hatten. John war ihr oft auf ihren „Suppengängen", wie ſie das ſelber nannte, begegnet und hatte der Alten freundlich guten Weg geboten.

Auch jetzt nickte er ihr freundlich zu. „So kommt doch arm zu arm!" ſagte er. „Was will Sie von mir, Mariken?"

Aber von der Alten war noch immer nur der Kopf und die Krücke ihres Steckens in dem Zimmer. „John," ſagte ſie, „kannſt du ein altes Weib gebrauchen? Ich möchte in eins von deinen leeren Betten kriechen!"

„Das Bettzeug iſt ſchon verkauft, Mariken," ſagte John.

„Nein, John, das Bettzeug hab ich ſelber, da brauchſt du nicht zu ſorgen!"

„Was will Sie denn mit dem leeren Bett?"

„Ei," erwiderte die Alte, „ſo will ich's nach der Ordnung ſagen: du weißt doch, ich hab ein Kämmerchen bei dem Schlachter Niſſen, nur ſechs Fuß hin und her, doch ſchmuck und ſauber, und jeder kann auf meine Dielen treten!"

„Nun," unterbrach ſie John, „hat der Sie jetzt hinausgeworfen?"

Die Alte war einen Schritt in die Stube getreten und drohte ſchmunzelnd mit der Krücke: „Beileibe nicht! Aber das alte faule Gebäu muß eingeriſſen werden, und in dem neuen, da paſſet unſereins nicht mehr hinein. So hab ich an dich gedacht, John! Sie trauen dir zwar nicht; aber ich kenn dich beſſer! Du gibſt mir Unterſchlupf; ich halte dir deine Kammer hier ſo ſchmuck, wie jetzund die meine, und hüte dir dein Chriſtinchen, wenn du auf Arbeit biſt." Sie machte mit ihren Fingern ein Häschen und nickte der Kleinen freundlich zu, die unverwandt der Alten ins Geſicht ſtarrte. „Nur", fügte ſie hinzu, „wo ich meinen alten Kopf zur Ruhe legen kann, weiter braucht's nicht; du weißt ja, mein bißchen Eſſen hol ich mir ſchon ſelber!"

John nickte: „Ja, ich weiß, Sie bettelt." — Und in ſich ſelber ſprach er leis und traurig: „Mein Weib tat dies in ihrer Kindheit auch!"

Aber die Alte rief: „Was ſagſt du, John?" und ſtieß mit ihrem Stecken auf den Boden. „Das iſt kein Betteln! Das geben mir meine früheren Herrſchaften und ihre Freunde, das gehört ſich ſo; ich bin ein alter Dienſtbot, den dürfen ſie nicht verhungern laſſen!"

John ſah ſinnend auf das Weib; die Kleine war von ſeinem Schoß herabgeglitten und hielt der Alten ihre Puppe vor. „Sieh!" ſagte ſie, „die iſt mein!" und nickte zur Beſtätigung ein paarmal mit ihrem hübſchen Köpfchen.

Küſter-Mariken hatte ſich an ihrem Stock herniedergleiten laſſen und hockte vor dem Kinde auf dem Fußboden. „Ei der Tauſend!“ ſagte ſie, „das iſt wohl die Prinzeſſin Pumphia! Ja, die kenn ich; als ich ſo klein war wie du, iſt ihre Großmutter bei mir geweſen; von der könnt ich dir Geſchichten erzählen! Wenn nur dein Vater das alte Weib nicht aus dem Hauſe wirft!“

„Nein, du ſollſt bleiben!“ rief das Kind, und die Puppe wäre faſt zu Fall gekommen, als ſie mit ihren Händchen nach den dürren Fingern der Alten langte.

John nickte ſeinem Kinde zu: „Willſt du ſie behalten, Chriſtine, ſo ſag ihr, daß ſie morgen kommen mag!“

Und ſo war es abgemacht. „Das liebe Dirnlein!“ murmelte die Alte immer wieder, als ſie aus dem Hauſe und durch die lange Straße ihrer Wohnung zu an ihrem Stecken ging.

So waren nun wieder drei Bewohner in der Kate; und doch war es darin ſo ſtill, daß die Buben und Pflaſtertreter, welche daran vorbei gingen, vergebens einen Zeitvertreib von dort erwarteten. Nur etwas Hübſches, das ſie jedoch nicht zum Stillſtehn brachte, gab es im Sommer bisweilen dort zu ſehn. Das war ein dürftig, aber allzeit ſauber gekleidetes Dirnlein, das mit einer Puppe oder einem andern Spielwerk auf der Haustürſchwelle ſaß, wo die Sonne auf ihrem braunen Scheitel glänzte. Wenn aber von drunten aus der Stadt die Turmuhr Mittag ſchlug, dann legte ſie haſtig ihre Puppe auf die Schwelle und ging mit vorgeſtrecktem Köpfchen einige Häuſer, ſo weit Alt-Mariken es ihr erlaubt hatte, in die Stadt hinab; auch wohl, bedächtig und immer das Köpfchen rückwärts drehend, ging ſie wiederum nach ihrer Haustür und nahm wie gedankenlos die Puppe in die Hand; bald aber trieb es ſie aufs neue auf, und endlich, mit jenem Aufſchrei vollſten Kinderglückes, flog ſie dem von der Arbeit zu kurzer Ruhe heimkehrenden Vater in die ausgebreiteten Arme. Dann trug er ſeinen kleinen

Troſt die paar Häuſer weit nach ſeiner Wohnung, wo ſchon die Alte mit ihren munteren Augen an der Türe harrte. „Nur herein, John! Nur herein!“ rief ſie; „die Kartoffeln hab ich Euch gekocht; und das Töpfchen Milch vom Nachbar Bäcker ſteht auch ſchon auf dem Tiſch!“ Dann band ſie eine reine Schürze vor und ging mit dem irdenen Henkeltopf auf ihren eigenen Suppengang in die Stadt hinunter.

John aber und ſein Chriſtinchen ſetzten ſich an den Tiſch, nachdem er zuvor aus der Schatullenſchublade ein derbes Schwarzbrot hervorgeholt hatte. Er ſchnitt zwei Stücke ab und brockte ſie in die Milch, die in zwei Kümmchen verteilt wurde; zuletzt aßen ſie mit etwas Salz die dampfenden Kartoffeln. Nachbar Tiſchlers bunte Katze kam herein und ſtrich dem Kinde um die Beinchen; der warf Chriſtinchen auch noch eine in Salz geſtippte Kartoffel zu. Aber die Katze beroch ſie nur, leckte einmal daran und begann ſie dann mit ihren Pfötchen in der Kammer umherzurollen. Da lachten Vater und Tochter. „Die mag keine Kartoffeln,“ ſagte John; „das iſt ein Leckerzahn! Schmeckt es denn dir, Chriſtinchen?“

Und als die Kleine ihm ſchmauſend zunickte, holte er noch einmal etwas aus der Schublade. „Nun merk auf!“ rief er. „Nun kommt der Nachtiſch!“ Es war aber nur eine Meſſerſpitze mit Butter, was er jetzt auf ihren Teller ſtrich. „So,“ ſagte er, „damit iß nun deine letzte Kartoffel!“ Und des Kindes Augen leuchteten vor Vergnügen.

Wenn die kleine Haustürglocke ſchellte und Mariken mit ihrem Topfe wieder heimkam, dann griff John nach der Mütze und ging wieder auf ſeine Arbeit.

Als Chriſtinchen dann eines Tags in die Küche lief, ſah ſie die Alte am Herde ſitzen und mit beſondrem Behagen aus ihrem Topfe löffeln; ein leckerer Duft ſchwamm ordentlich in der Küche, und nach dem mageren Mittag mochte ein begehrlicher Ausdruck deutlich genug auf dem Kinderantlitz ſtehen.

Die Alte legte den Löffel aus der Hand. „Komm, Kind, und halte mit!“ rief ſie, „das wird dir gut tun!“

Aber Chriſtine trat zurück und ſchüttelte das Köpfchen: „Ich hab mit Vater ſchon gegeſſen.“

„Doch nicht von Frau Senator ihrer Sonntagsſuppe!“

„Ich darf nicht,“ ſagte das Kind leiſe.

„Was?“ rief die Alte. „Wer hat dir das verboten?“

„Mein Vater,“ kam es ebenſo von den Lippen des Kindes.

Wie Zornesröte flog es in das Geſicht der Alten. „So, ſo!“ ſagte ſie und ſtemmte die Fauſt mit dem Löffel auf ihr Knie. „Ja, ja, ich glaub's: du ſollſt nicht mit mir von meinen Bettelſuppen eſſen!“ Aber ſie drängte die Worte zurück, die noch über ihre Zunge wollten; das Kind durfte das nicht hören. „Komm,“ ſagte ſie und ſtellte ihren Topf beiſeite, „ich bin ſatt; wir wollen in den Garten, da find ich dir noch ein paar Stachelbeeren. Du biſt ein braves Kind! Sei deinem Vater allzeit ſo gehorſam; da wird's dir wohlgehn!“

Und ſie wanderten mit einander in den Garten, und ſo dürftig auch die Ernte ausfiel, die Alte erzählte ſo alles vergeſſen machende Geſchichten von Prinzeſſin Pumphias Großmutter, daß der Leckerappetit der Kleinen, ſie wußte nicht wie, verging.

— — Das war in der Zeit, die ſich ſo unauslöſchlich dem Kinderherzen einprägte, daß dagegen alles, was vorher war, in Dämmerung verſank, von der die Frau, die einſtmals dieſes Kind geweſen war, mir heute noch geſagt hatte, daß es in ihrer Kindheit die Roſenzeit geweſen ſei.

John hatte dem Nachbar Tiſchler Wort gehalten: der Sarg der jungen Frau war bis auf den letzten Dreier von ihm bezahlt worden; er hatte ſein Weib doch ſelbſt begraben.

Das anmutige Kind, das ſo jählings mutterlos geworden, mit dem jetzt wohl nachmittags die Alte durch die Straßen prunkte, hatte das Mitleid der Stadt erweckt; und war auch

dieſe Teilnahme nicht von langer Dauer, es hatte dem Vater doch zu Arbeiten verholfen, die ihm ſonſt nicht gekommen wären, und da es meiſt Verdingsarbeiten waren, ſo half ſeine geſchickte Kraft ihm jetzt zu gutem Verdienſt. Und eines Sonnabends – das Kind mochte jetzt ſchon reichlich ſeine fünf Jahre alt ſein – da John am Feierabend einen tüchtigen Wochenlohn vor ſich auf den Tiſch zählte und dann einen Teil davon zum Mietzins abſchied, ſtand auch Alt-Mariken dabei, und auf die vielen Schillinge niederſchauend, ſprach ſie: „Gib mir auch etwas davon!“ Als er verwundert aufſah, fügte ſie ſchmunzelnd bei: „Du glaubſt, John, ich will nun auch bei dir betteln!“

„Nein, Mariken; aber was will Sie?“

„Nur acht Schillinge, um eine Tafel und eine Fibel dafür zu kaufen!“

„Will Sie noch ſchreiben und leſen lernen?“

„Nein, John, das hab ich, Gott und meinem ſeligen Vater Dank, nicht nötig! Aber mit Chriſtinchen iſt es an der Zeit. Und das ſoll ſie ſchon von dem alten Weibe lernen; ich war einſt meines Vaters beſte Schülerin.“

John reichte ihr, was ſie verlangte. „Sie hat wohl recht, Mariken,“ ſagte er.

– – Und ſo lernte Chriſtine dieſe ſchwierigen Dinge leichter und um ein paar Jahre früher, als es armen Kindern ſonſt zuteil wird; und jetzt waren es andere Menſchen als früher, nachdenkliche Leute, penſionierte Schullehrer, auch wohl alte Großmütter, die manchmal vor der kleinen Kate ihren Schritt hemmten und mit einem Ausdruck von zärtlichem Beifall auf das eifrige Kind dort auf der Haustürſchwelle ſahen, das, ohne umzublicken, unachtend der braunen Löckchen, die von der Stirn ihm in die Augen hingen, den Kopf über eine Fibel neigte und, alles um ſich her vergeſſend, den kleinen Zeigefinger von einem Wort zum andern rückte, ſobald das Mündlein die ſchwarzen Druckzeichen in den hellen Sprachlaut umgeſetzt hatte.

Wenn aber am Feierabend der Vater da war, wenn ſie mit aller Wichtigkeit ihm erſt gezeigt hatte, wie weit ſie heute auf der Tafel oder im Fibelbuch gekommen ſei, und wenn ſie dann mit einander ihr kleines Mahl verzehrt hatten, ſo ging er wohl noch einmal mit ihr hinaus unter den Sternenhimmel, auf die Straßen oder, war es dort zu laut noch, in das Gärtchen und weiter in die Wege, die in das Feld hinausliefen. Dann hob er oft ſein Kind auf beide Arme, und was er tags erfahren hatte, oder was nur an Gedanken bei der Arbeit ihm gekommen war, was ſie verſtand oder nicht verſtand, das flüſterte er in die kleinen Ohren; er hatte keinen andern Vertrauten, und ein ewig Schweigen ſoll kein Menſch ertragen können. Wohl bog das Kind bisweilen das Köpfchen zu dem ſeinen auf und lächelte ihm nickend zu; manchmal aber erſchrak es und bat: „Nicht ſo! O, ſag das nicht, mein Vater!“ Er wußte nicht, war dieſe Tochter ihm ein neues Glück, war ſie ihm nur ein Troſt für ein verlorenes; denn immer wieder nach dem toten Weibe in Reu und Sehnſucht wollte ihm das Herz zerbrechen; noch im Traum betörte ihn der Reiz des längſt vergangenen Leibes, daß er, vom Schlafe auffahrend, ihren Namen durch die dunkle Kammer ſchrie, bis er endlich faßte, was unrettbar der Vergangenheit gehöre. Manchmal in der Nacht hatte auch das Kind nach der Mutter gerufen und die Ärmchen weinend nach ihr ausgeſtreckt; wenn er dann am Abend darauf ſie durch die Einſamkeit der Gaſſen auf ſeinen Armen trug, erzählte er ihr, wie Süßes oft im Traume ihm geſchehen, wie ſchrecklich ſein Erwachen geweſen ſei.

Dann frug das Kind wohl zitternd: „War denn Mutter bei dir in der Nacht?“

„Nein, Chriſtine; es war ja nur ein Traum.“

Und das Kind frug weiter: „War denn Mutter ſo ſchön?“

Dann drückte er ſie heftig an ſich: „Für mich das Schönſte auf der Erde! Weißt du das nicht mehr? Du warſt ſchon drei Jahre alt, als ſie ſtarb!“ Als er das letzte Wort geſprochen

hatte, ſtockte ihm die Rede plötzlich; ein Fröſteln rann durch ſeine Glieder. Konnte er ſo einfach von ihrem Sterben ſprechen? Er wollte ſein liebes Kind doch nicht betrügen. — Die Kleine aber, die eine Weile geſchwiegen hatte, ſagte jetzt traurig: „Mein Vater, ich weiß gar nicht mehr, wie Mutter ausſah!“

„Wir hatten nimmer Geld zu einem Bilde; wir dachten auch nicht an den Tod!“ antwortete John, und ſeine Stimme bebte; „aber er iſt immer bei uns; ſtreck nur den Finger aus, ſo kommt er ſchon!“

Die Kleine drückte angſtvoll das Köpfchen an ſeine Bruſt. „Nein, nein,“ ſagte er, „ſo iſt's doch nicht! Du kannſt ſchon deine beiden ganzen Händchen ausſtrecken! Der liebe Gott iſt doch über ihm; der hat auch verſprochen, daß wir die Toten alle wiederſehen ſollen; ſo lange mußt du warten.“

„Ja, Vater,“ ſagte das Kind, und der kleine Mund drückte ſich auf den ſeinen, „aber du mußt bei mir bleiben.“

„Wie Gott will.“

— — War bei ihrer Nachhauſekunft Alt-Mariken noch wach, oder hatte die Haustürſchelle ſie wieder aufgeſchreckt, dann ſchalt ſie John, die Nacht ſei nicht für Kinder, er trage ſie noch in den Tod.

Er aber ſagte dann wohl halb für ſich ſelber:

Beſſer früher Tod,
Als ſpät die Not.

Da kam jener furchtbare Winter in den vierziger Jahren, wo die Vögel tot aus der Luft fielen und die Rehe erfroren im Walde zwiſchen den von Schnee gebeugten Bäumen lagen, wo die armen Leute mit ihrem leeren Magen, um nicht gleichfalls zu erfrieren, in ihre kargen Betten krochen, die in ungeheizten Kammern ſtanden; denn auch die Arbeit war mit eingefroren.

John hatte ſein Kind auf dem Schoß; er ſann wohl darüber nach, warum in ſolcher Zeit das Mitleid nicht den Armen Arbeit

ſchaffe; er wußte nicht, daß es an ihm vorbei gegangen war. Die lange nicht geſtutzten Haare hingen über ſeine eingefallenen Wangen; die Arme hielt er um ſein Kind geſchlungen. Der Mittag war vorüber, wie die zwei leeren irdenen Teller auswieſen, die mit Kartoffelſchale bedeckt neben einem Salzfaß auf dem Tiſche ſtanden. Ein kaltes graues Zwielicht war in der Kammer; denn das Tageslicht konnte durch die dick mit Eisblumen überzogenen Scheiben nur kaum hineindringen. „Schlaf ein wenig, Chriſtine!“ ſagte John. „Schlaf iſt gut; es gibt nichts Beſſeres; es wird auch wieder Sommer werden!“

„Ja!“ hauchte das Kind.

„Wart nur!“ Und er nahm ein Wollentuch, das Hanna einſt getragen hatte, und bedeckte ſie damit. „Das iſt Mutters Tuch,“ ſagte er, „deine kleinen Füße ſind ſo kalt.“

Sie ließ ſich das gefallen und ſchmiegte ſich an den Vater, der vergebens hoffte, daß der Schlaf ihr kommen werde. Er hatte die letzten drei Torf ſo vorſichtig in den kleinen Ofen geheizt, aber es war doch zu kalt geblieben. Da ſchellte die Haustürglocke, und Alt-Mariken trat nach einer Weile in die Kammer. Sie deckte ihre kleinen Augen mit der Hand, denn das graue Zwielicht dadrinnen hatte ſie geblendet; dann nickte ſie den beiden zu. „Das glaub ich,“ ſagte ſie, „ihr könnt euch an einander wärmen! So gut hat's unſereiner nicht; denn ſieh, John, das Kinderkriegen hab ich nicht verſtanden. Nur einmal war's ein totes, aber das zählt ja nicht.“

John blickte nicht auf. „Da braucht Sie heute auch nur für ſich allein zu frieren,“ ſagte er und nahm die kalten Füßchen ſeines Kindes in ſeine großen Hände.

„Nun, nun,“ erwiderte die Alte; „ich weiß mir ſchon zu helfen; ſorg nicht um mich, John! Die alte Senatorn hört gar zu gern die Geſchichten von Anno damals, vom Koſakenwinter; und da kann ich aushelfen, John! Die haben mir heut drei Taſſen heißen Kaffee eingebracht; da kann man's dann ſchon wieder aushalten, wo nur der Winter einheizt!“ Sie

lachte: „Ihr beiden ſolltet einmal tanzen! Das hat mir früher oft geholfen; die Tanzbein ſind mir nur abhanden gekommen.“

Da hob das Kind ſein Köpfchen aus den Umhüllungen und ſagte: „Vater, morgen iſt doch Weihnachten; darf es hier dann nicht ein wenig wärmer ſein?“

John ſah nur finſter auf ſie hin; die Alte aber huckte ſich neben ihm und der Kleinen zu Boden: „Kind, Gottes Engel!“ rief ſie und ſtreichelte mit ihrer warmen Hand Stirn und Wangen der Kleinen; dabei griff ſie mit der andern in ihre Taſche und fühlte nach den Schillingen, von denen ſie nicht geredet, die ſie aber neben dem Kaffee von der Frau Senatorin als Feſtgeſchenk erhalten hatte. „Ja, ja, Chriſtinchen, ſorg nur nicht! Unſer Herr Chriſtus hat dazumal auch warm in ſeinem Kripplein gelegen!“ John ſchwieg noch immer; das Wort ſeines Kindes war ihm wie ein Schwert durchs Herz gegangen. Aber vor ſeinem innern Auge ſtand jetzt plötzlich jener einſame Brunnen draußen auf dem Felde; er ſah den Bretterzaun im Froſte flimmern. Sein alter Arbeitgeber, von dem er ihn einſt ſelbſt erbeten hatte, war jahrelang tot; auch ſie, um deren willen es geſchah — wen kümmerte das von damals noch? Hatten die Bretter einſt ſein Weib geſchützt, ſie konnten nun ſein Kind erwärmen! — Das Blut ſtieg ihm zu Häupten; ſein Herz hämmerte heftig.

Das hörte das Kind, deſſen Kopf daran lag. „Vater,“ ſagte ſie, „was klopft ſo in dir?“

„Das Gewiſſen!“ — Er war zuſammengefahren. Niemand hatte das geſagt, und war ihm doch, als habe er es gehört, deutlich, dicht vor ſeinem Ohr.

„Mich friert!“ ſagte die Kleine wieder.

Da ſtieg aufs neu der Brunnen vor ihm auf. „Wärme dich ein Stündchen in meinem Bette!“ ſagte er haſtig; „dort wirſt du ſchlafen; ich wecke dich dann wieder.“

„Ja, ja, Chriſtinchen,“ rief die Alte, „ich ſetz mich zu dir; ſchlaf nur, Kind; die Welt iſt gar zu kalt!“ John aber ſtürzte

aus der Kammer, dem niedrigen Verſchlage zu, der auf dem Hofe war; hier in der Dunkelheit, nach zugeriegelter Tür, ſchärfte er ſeine Handſäge und ſchliff ſein Handbeil auf dem dort ſtehenden Schleifſtein.

— — In der Nacht, die dieſem Tage folgte, fiel das Queckſilber in den Thermometern noch um mehrere Grade tiefer; die ſchneebedeckten Felder, auf welche die zitternden Sterne herabblinkten, ſchienen wie eine Öde, die nie ein Menſchenfuß betreten. Dennoch vernahmen die Kranken oder in Sorgen Wachenden, welche in der Norderſtraße ihre Schlafkammern nach den Gärten hatten, aus der Ferne die Schläge eines Beiles, die in der grenzenloſen Stille nach der Stadt hinüberſchollen. Vielleicht mochte auch ihrer einer ſich erheben und vom Bett aus, wiewohl vergebens, durch die flimmernden Fenſterſcheiben hinauszublicken ſuchen; aber wen kümmerte es weiter, wer draußen noch ſo geſchäftig wach war.

Als aber Alt-Mariken am Morgen ſpät erwachte, da ſah ſie von ihrem Bett aus, daß in dem Beilegerofen ſchon ein helles Feuer praſſelte und ihre Schillinge nicht mehr nötig waren. In der Kammer ſtand John neben ſeinem Töchterlein und ſah ſchweigend zu, wie ſie behaglich ſich die Kleider überzog und unterweilen mit ihren Händchen an den Ofen klatſchte. „O," rief ſie fröhlich und zog ſie raſch zurück, „er hat mich ordentlich gebrannt!"

Und allmählich ſchmolz der Schnee; die Sonne kam immer länger auf Beſuch; die Schneeglöckchen hatten ausgeblüht, und die Veilchen zeigten dicke Knoſpen; Vögel und allerlei Wandergäſte kamen; darunter auch, die nicht willkommen waren.

John hatte eine Gartenarbeit unten in der Stadt und bog eines Abends, ſeinen Spaten auf dem Nacken, aus einer Nebengaſſe in die breite Straße ein, um durch dieſe und deren Verlängerung nach ſeiner Wohnung hinaufzugehen. Alle ſeine Gedanken waren bei ſeinem Kinde; ſie kam ihm ja immer noch

entgegen, wenn auch nicht ſo ungeſtüm wie früher; denn auf den Herbſt hatte ſie ſchon ihr ſiebentes Jahr. Da ſchlug von rückwärts der Schall eines Fußtrittes an ſein Ohr, als ob er ihn einzuholen trachte. Er ſtutzte. „Wer ging doch ſo?“ — Wie eine unheimliche Erinnerung überkam es ihn; aber er konnte ſich nicht entſinnen; ihm war nur, als ſei ihm Unheil auf den Ferſen. Er ſah nicht um; aber er ging jetzt raſcher, denn es war ganz hell noch auf den Gaſſen. Doch auch das hinter ihm ging raſcher; er brütete noch: Wer kann das ſein? — da ſchob ein magerer Arm ſich in den ſeinen, und ein bleiches bartloſes Geſicht mit kurzgeſchorenem Schädel ſah ihn aus kleinen ſcharfen Augen an.

John erſchrak bis in die Fußſpitzen. „Wenzel!“ ſtieß er hervor. „Wo kommſt du her?“

„Wo du auch einmal ſechs Jahr geweſen biſt, John! Ich hatte es noch einmal verſucht.“

„Laß mich!“ ſagte John; „ich darf nicht mit dir geſehen werden. Das Leben iſt ſchwer genug.“ Er ging noch raſcher; aber der andere blieb ihm zur Seite.

„Nur die Straße hier hinauf,“ ſagte er. „Du trägſt das Zeichen der Ehrlichkeit da auf den Schultern; das tät mir gut zu meiner Reputation!“

John ſtand ſtill und trat von ihm zurück: „Du machſt linksum, oder ich ſtoße dich hier zu Boden!“

Der ſchwache Züchtling mochte den Grimm des Mannes fürchten; er zog grinſend ſeine alte Mütze: „Auf Wiederſehn, Herr John! Du biſt heut juſt nicht höflich gegen einen alten Kameraden!“ Er ſteckte die Hände in die Hoſentaſchen und ging nach links unter den Rathausſchwibbögen zur Stadt hinaus. In furchtbarer Bewegung ſetzte John ſeinen Weg fort; ihm war, als wäre alles in ihm eingeſtürzt. Einige Häuſer vor dem ſeinen kam ihm das Kind entgegen und hing ſich an ſeinen Arm. „Du ſprichſt ja gar nicht, Vater? Fehlt dir was?“ ſagte ſie nach einigen Schritten.

Er ſchüttelte den Kopf: „Ja, Kind; wenn nur, was einmal dageweſen, nicht immer wieder zu uns kommen wollte!“

Die Kleine ſah zärtlich, voll unverſtandenen Mitleids, zu ihm auf. „Kann denn der liebe Gott nicht helfen?“ ſprach ſie zaghaft.

„Ich weiß nicht, Stine; aber wir wollen zu ihm beten!“

— — Am folgenden Tage hatte John den Gefürchteten nicht geſehen; er war auch nicht durch die Stadt, er war hinter derſelben an den Gärten entlang auf ſeine Arbeit und wiederum nach Haus gegangen. Am Abend darauf ſah er ihn hier auf ſich zukommen; das bleiche Züchtlingsgeſicht, um das jetzt ein Stoppelbart zu wachſen begann, war nicht zu verkennen.

„Ei, Freund John,“ rief Wenzel ihm entgegen, „ich glaub, du ſuchſt mir auszuweichen; biſt du denn noch ſo mürriſch?“

John blieb ſtehen. „Dein Geſicht macht mich nicht fröhlicher,“ ſagte er.

„Das denn vielleicht?“ entgegnete Wenzel und zog ein paar Mark Geldes aus der Taſche. „Ich wollt mich auf eine Woche bei dir einmieten, John! Es iſt nicht leicht für mich, Quartier zu kriegen!“

„Miet dich beim Teufel ein!“ ſagte John. Als er aufblickte, kam aus einem Seitenwege ein Gendarm auf ſie zu. John wies auf den Polizeiſoldaten; aber Wenzel ſagte: „Den fürcht ich nicht; meine Papiere ſind in Ordnung.“

Noch bevor dieſer ſie erreicht hatte, zog er ſein Taſchenbuch hervor und übergab es ihm, der mit amtlicher Würde den Inhalt durchſtudierte. Schon ſtreckte Wenzel ſeine Hand aus, um ſeinen Schatz ſich wieder auszubitten; aber der Gendarm ſteckte die Papiere ruhig in ſeine eigne Taſche. „Er hat ſich auf der Polizei noch nicht gemeldet,“ ſagte er kurz. „Er geht mit mir!“ Und einen raſchen Blick auf John werfend, ließ er den Züchtling vorangehen und folgte, die Hand am Säbelgriff.

Der Bürgermeiſter befand ſich auf dem Rathauſe in ſeinem Arbeitszimmer, als der Gendarm eintrat und den entlaſſenen Züchtling Wenzel meldete.

Er lächelte. „Ein alter Bekannter!"

„Ich traf ihn hinten am Kuhſteig; der John Glückſtadt ſtand bei ihm," berichtete der Gendarm.

Der Beamte ſann einen Augenblick: „Ja, ja, – John Glückſtadt, das läßt ſich denken."

„Freilich, Herr Bürgermeiſter; das Zuſammentreffen ſchien mir ſehr verdächtig, hinter der Stadt und um die Veſperzeit, wo niemand dort zu kommen pflegt."

„Wie meinen Sie das, Lorenzen?" frug der Bürgermeiſter. „Dieſer John Hanſen iſt jetzt ein reputierlicher Menſch, der ſich und ſeine Kleine ehrlich durchzubringen ſucht."

„Sehr wohl, Herr Bürgermeiſter; aber ſie waren vordem zuſammen im Zuchthaus; es dürfte nicht ohne Bedeutung ſein, daß ſie auch hier gleich wiederum zuſammenſtehen."

Aber der Bürgermeiſter ſchüttelte den Kopf. Er hatte John im Winter ein kleines Darlehen gegeben und es in dieſen Frühlingstagen zurückerhalten. „Nein, Lorenzen," ſprach er, „ſtören Sie mir den Mann nicht; den kenn ich beſſer: auch hat er Arbeit jetzt, die er nicht aufs Spiel ſetzen wird. Und nun laſſen Sie den Wenzel kommen!"

„Befehlen," ſagte der Gendarm und drehte ſich militäriſch nach der Tür. Aber die Zurückweiſung ſeiner ſo wohl ausgeſonnenen Schlüſſe auf John Glückſtadt hatte heimlich ihn ergrimmt. Drum erzählte er noch am ſelben Tage Arbeitern und kleinen Handwerkern, mit denen er zuſammentraf, und mit noch ſtärkeren Akzenten, die verdächtige Geſchichte; die brachten es an die Dienſtboten und dieſe an die Herrſchaften, und ſo war bald die ganze Stadt voll von den gefährlichen Plänen, welche Wenzel und John Glückſtadt in erneuerter Kameradſchaft mit einander geſchmiedet hätten; und obwohl Wenzel ſchon am folgenden Tage wieder entlaſſen und dann von Behörde zu Behörde gewieſen war und hier niemals wieder geſehen wurde, ſo hatte er doch für John des Teufels Spur zurückgelaſſen. Dieſer hatte gehofft, die Arbeit in dem großen Garten drunten

in der Stadt den ganzen Sommer, ja gar für künftige Jahre behalten zu können, denn der Beſitzer hatte ihm wiederholt die Sauberkeit und Raſchheit ſeiner Arbeit gelobt; jetzt aber kam die Botſchaft von demſelben, John brauche nicht wieder zu kommen. Bei Anfragen in andern Häuſern erhielt er trockenen Abſchlag; mit Mühe bekam er endlich in einem nahe belegenen Dorfe eine ſchlecht bezahlte Feldarbeit; aber auch die ging bald zu Ende. Sein Mut ſank; ſeines Kindes Antlitz drückte ihn noch tiefer; das Elend war ſchon halb in ſeiner Kate; nur der Kleinen wußte die kluge Alte unter immer neuen Vorwänden ein Teilchen von ihren Suppengängen zukommen zu laſſen.

So war das Ende des Auguſt herangekommen und ein Abend, wo für den andern Tag kein Mundvoll mehr im Hauſe war. Er ſaß am Bette ſeines Kindes, das ſchon mit dem Schlafe kämpfte, und ſah ſtarr auf das liebliche Geſichtlein; aber ſo ſtill er ſaß, er wußte vor Angſt nicht, wo er mit ſeinen Gedanken bleiben ſollte. Da, als das Kind die Augen zu ihm aufſchlug, brach es aus ihm hervor: „Chriſtine!“ aber er ſtockte einen Augenblick; „Chriſtine,“ ſagte er nochmals, „könnteſt du wohl betteln?“

„Betteln!“ Das Kind erſchrak über das Wort. „Betteln, Vater?“ wiederholte ſie; „wie meinſt du?“ Die Kinderaugen waren plötzlich erregt auf ihn gerichtet.

„Ich meine,“ ſagte er langſam, aber deutlich, „zu fremden Leuten gehen und ſie um einen Sechsling oder noch weniger, um einen Dreiling bitten, oder um ein Stück Brot.“

Dem Kinde ſtürzten die Tränen aus den Augen: „Vater, warum fragſt du ſo? Du ſagteſt immer, betteln ſei eine Schande!“

„Es kann auch kommen, daß Schande noch nicht das Schlimmſte iſt. — Nein, nein!“ rief er dann laut und riß ſie heftig in ſeine Arme. „Weine nicht, oh, weine nicht ſo, mein Kind! Du ſollſt nicht betteln; nimmer ſollſt du das! Wir eſſen nur ein bißchen weniger!“

„Noch weniger, Vater?" frug die Kleine zögernd.

Er antwortete nicht; aber ihr war, als fühlte ſie ihn ſchluchzen, als er ſeinen Kopf gegen ihren kleinen Körper barg. Da wiſchte ſie ſich die Tränen vom Geſicht; und als ſie eine Weile wie grübelnd dagelegen, brachte ſie ihren kleinen Mund zu ſeinem Ohr. „Vater!" flüſterte ſie leiſe.

„Ja, mein Kind?" und er richtete ſich empor.

„Vater, ich glaub, ich könnte doch wohl betteln!"

„Nein, nein, Chriſtine; denk nicht mehr daran!"

„Ja, Vater," und ſie ſchloß ihre Ärmchen feſt um ſeinen Hals, „wenn du krank und hungrig wäreſt, dann wollte ich es doch!"

„Nun, Kind; du weißt ja, ich bin kerngeſund!"

Sie blickte ihn an; er ſah nicht ſehr geſund aus; aber er lächelte ja doch. „So, ſchlaf nun!" ſagte er und löſte die Ärmchen ſanft von ſeinem Nacken und legte ſie in ihr Bett zurück. Und ſie tat, wie getröſtet, ihre Augen zu und war bald entſchlafen; nur ihres Vaters Hand behielt ſie noch feſt in der ihren, bis auch die kleinen Finger ſich löſten und das ruhigere Atmen den feſten Schlaf bekundete.

Er blieb noch immer ſitzen; das erſte Viertel des Mondes war heraufgekommen und ſchimmerte trübe in die Kammer. Der Mann ſtarrte in Verzweiflung auf ſein Kind: was ſollte er beginnen? Zur Sparkaſſe? — Aber wer würde für ihn Bürgſchaft leiſten? Zum Bürgermeiſter gehen und um ein Darlehn bitten — und das im hohen Sommer? — Im Winter hatte er es getan; er wußte genau die Zeit: die Bretter des Brunnens waren verbrannt und die Kammer wieder kalt geweſen. Der Bürgermeiſter hatte es ihm damals auch gegeben; aber die ſcharfen Augen des alten Herrn hatten ihn ſo ſeltſam angeſehen. „Damit Er nicht wieder in Verſuchung komme, John!" hatte er dabei geſagt; ihm aber hatten plötzlich die Beine unterm Leib gezittert. Ob denn der Bürgermeiſter von jener Sache wiſſe oder nur Gedanken habe, frug er ſich jetzt;

dann fiel's ihm auf die Bruſt, er war ein Züchtling, dem wird alles zugerechnet; weshalb war denn ſeitdem ſchon immer wieder keine Arbeit für ihn dageweſen? Wie eine drückende Wolke fühlte er den Verdacht ob ſeinem Haupte ſchweben. Das geliehene Geld zwar hatte er zurückgezahlt; aber, nein — nicht noch einmal zum Bürgermeiſter! — — Nebenan im Garten des Tiſchlers ſtanden wohl noch ein paar Reihen Kartoffeln, ſie ſchienen ganz vergeſſen zu ſein — aber John biß die Zähne zuſammen: er hatte durch ihn ſein totes Weib begraben können. Einen Augenblick entflohen ihm die Gedanken; ſie hafteten dort, wo der Ofen ſtand, wo ein ſchwacher Mondſchimmer auf dem Meſſingknopfe ſchimmerte. „Hanna!" murmelte er, „du biſt ſchon recht geſtorben!" Wie in unausdenkbarem Elend ſtreckte er die Hände mit ausgeſpreizten Fingern vor ſich hin; aber die Bilder in ſeinem Kopfe wechſelten, und die des Hungers waren doch die ſtärkſten. Da plötzlich ſtreckte ſich ein weites Kartoffelfeld vor ſeinen Augen; es war draußen auf dem Felde neben dem von ihm beraubten Brunnen, der jetzt in einem hohen Ährenfeld verborgen ſtand. Die Kartoffeln waren noch immer nicht aufgenommen; andere Feldarbeit war im Wege geweſen. „Nur ein paar Bülte!" murmelte er, „nur um einmal ſatt zu werden!" Etwas von dem Trotz der Ausgeſtoßenen kam über ihn: „Es kann ja morgen wieder Arbeit kommen — wenn nicht, ſo muß ich's mit dem lieben Gott verſuchen!"

Er ſaß noch lange, noch manche Stunde, bis der Mond ſchon unter war und er alles ſchlafend glaubte; da ſchritt er leiſe aus der Kammer und aus dem Hauſe. Die Luft war ſchwül; nur mitunter fuhr ein Windſtoß auf, und faſt undurchdringliche Finſternis lag auf der Erde. Aber John war den Weg ſchon oft gegangen, und endlich, an dem Kraute, das um ſeine Beine ſchlug, fühlte er, er war auf dem Kartoffelacker. Er lief noch weiter hinein, denn ihm war, als müſſe er überall geſehen werden; mitunter bückte er ſich und wühlte unter den Büſchen, mitunter zuckte er erſchreckt zurück; aber es war nur das Ge-

zücht, das hier gelegen hatte; ein Tauſendfuß, eine Kröte waren über ſeine Hand geſchlüpft. Das Säcklein, das er mitgenommen hatte, war halb gefüllt. Er ſtand und wog es in der Hand: es war genug; aber . . . Er hatte den Sack ſchon umgekehrt, um alles wieder auf den Acker auszuſchütten, nur unten hielt noch ſeine eine Hand das Linnen zuſammen. Ihm war im Kopfe, als ſenke eine Wage ſich auf und ab; dann ſprach er langſam: „Ich kann nicht, lieber Gott! Mein Kind! Es ſoll ans Kreuz geſchlagen werden; laß mich es retten; ich bin ja nur ein Menſch!"

Er ſtand und horchte, als ſolle eine Stimme von oben aus der Nacht zu ihm herunterkommen; dann krampfte ſeine Hand ſich um den Sack; er lief nur weiter, immer weiter; kaum fühlte er, daß jetzt hohe Ähren ihm mit ihren rauhen Köpfen ins Geſicht ſtrichen; kein Stern zeigte ihm den Weg; er ging her und hin und kam doch nicht zum Ausgang. Ihn überfiel's, wie er vor einem Jahrzehnt als Aufſichtsmann ſo ſicher hier geſchritten war; es konnte nicht weit ſein, wo einſt ſein Weib, ein ſechzehnjährig Dirnlein, ihm in die Arme ſtürzte! In ſüßem Schauder ging er vorwärts; gleichmäßig rauſchten bei ſeinem Schritt die Ähren; ein Vogel, ein Rebhuhn oder eine Ammer, ſchwirrte vor ihm auf; er hörte es kaum, er ſchritt nur weiter, als ob er ewig ſo zu ſchreiten habe.

Da zuckte fern unten am Horizont ein ſchwacher Schein; ein Gewitter ſchien heraufzukommen. Einen Augenblick ſtand er und beſann ſich: er hatte die dunkeln Wolken am Abend ſchon geſehen; er wußte plötzlich, wo Oſt und Weſten war. Nun wandte er ſich und beſchleunigte ſeine Schritte; er wollte raſch nach Haus, zu ſeinem Kinde. Da war etwas vor ſeinen Füßen, er kam ins Straucheln, und eh er ſich beſonnen, tat er einen neuen Schritt; aber ſein Fuß fand keinen Boden — — ein gellender Schrei fuhr durch die Finſternis; dann war's, als ob die Erde ihn verſchluckt habe.

Ein paar Vögel ſchreckten in die Luft, dann war alles ſtill; kein Menſchenſchritt war jetzt noch in dem Korn. Eintönig

ſäuſelten die Ähren, und kaum hörbar nagten die Millionen Geziefers an den Wurzeln oder Schaften der Pflanzen, bis die immer drückendere Schwüle in einem ſtarken Wetter ſich entlud und in den hallenden Donnern und dem niederſtürzenden Regen alle andern Geräuſche der Erde verſchwanden.

In der Kate am Ende der Norderſtraße fuhr um dieſe Zeit ein armes Kind aus ſeinem Schlafe auf; ihm träumte, es habe ein Brot gefunden, aber es hatte in einen Stein gebiſſen. Halb im Traum noch griff es in das große Wandbett nach der Hand ſeines Vaters, doch es erfaßte nur den Zipfel des Kopfkiſſens und ſchlief dann ruhig weiter.

— — John Glückſtadt iſt niemals wieder nach Haus und nie zu ſeinem Kinde zurückgekommen; alle Anſtalten der Polizei, eine Spur von ihm zu finden, waren vergebens. Sein Verſchwinden wurde einige Tage in der kleinen Stadt beſprochen; die einen meinten, er ſei entflohen, um nachher mit ſeinem Kameraden Wenzel zuſammenzutreffen und mit ihm übers Meer zu fahren, wo es den Spitzbuben gut zu gehen pflege; das Geld zur Überfahrt würden ſie unterwegs nach Hamburg ſich ſchon zu ſchaffen wiſſen, und das kleine Dings ſei ja in guter Hut bei Küſter-Mariken; die andern meinten, am Deich da draußen in der Schleuſengrube, neben welcher er und Wenzel ihr Schelmſtück einſt beraten hätten, habe er den Tod geſucht, und die Ebbe habe ihn ins Meer hinausgetrieben.

Dieſe Meinungen wurden in einer Tiſchgeſellſchaft gegen einander abgewogen. „Nun, und Sie, Herr Bürgermeiſter," ſagte zu dieſem die alte Schwägerin des einſtigen Zichorienfabrikanten, die er zu Tiſche geführt hatte, „was meinen Sie dazu?"

Der Bürgermeiſter, der bisher kein Wort dazu geredet hatte, nahm erſt bedächtig eine Priſe. „Hm," ſagte er, „was ſoll ich meinen? — Nachdem dieſer John von Rechtes wegen ſeine Strafe abgebüßt hatte, wurde er, wie gebräuchlich, der lieben Mitwelt zur Hetzjagd überlaſſen. Und ſie hat ihn nun auch

zu Tode gehetzt; denn ſie iſt ohn Erbarmen. Was iſt davon zu ſagen? Wenn ich was meinen ſoll, ſo ſollet ihr ihn jetzt in Ruhe laſſen, denn er gehört nun einem andern Richter."

„Wahrhaftig," ſagte die Alte ganz erſtaunt, „Sie haben noch immer Ihre ſonderbaren Meinungen von dieſem John Glückſtadt!"

„John Hanſen," berichtigte der Bürgermeiſter ernſthaft.

— — — Mir kam allmählich das Bewußtſein, daß ich weit von meiner Vaterſtadt im Oberförſterhauſe an dem offenen Fenſter ſtehe; der Mond ſchien von drüben über dem Walde auf das Haus, und aus den Wieſen hörte ich wieder das Schnarren des Wachtelkönigs. Ich zog meine Uhr: es war nach eins! Das Licht auf dem Tiſche war tief herabgebrannt. In halbviſionärem Zuſtande — ſeit meiner Jugend haftete dergleichen an mir — hatte ich ein Menſchenleben an mir vorübergehen ſehen, deſſen Ende, als es derzeit eintrat, auch mir ein Rätſel geblieben war. Jetzt kannte ich es plötzlich; deutlich ſah ich die zuſammengekauerte Totengeſtalt des Unglücklichen in der unheimlichen Tiefe. Nachdem ich heute den Namen meiner Wirtin erfahren hatte, wußte ich jetzt auch: noch einmal aus der düſteren Gruft hatte ſeine lebendige Stimme ein lebendig Menſchenohr erreicht; aber es war nur das eines vierzehnjährigen Knaben. Am Abend nach dem Verſchwinden des Armen, da ich bei einer befreundeten Familie eingetreten war, kam der Sohn mit ſeinem Schmetterlingsketſcher ſchreckensbleich ins Zimmer. „Es hat geſpukt!" rief er und ſah ſich um, als ob er auch hier noch nicht ganz ſicher ſei; „lacht nur nicht, ich hab es ſelbſt gehört!" — Zwiſchen den Kartoffeln auf dem Acker neben dem Schinderbrunnen war er geweſen, um ſich den Totenkopf zu fangen, der in der Dämmerung dort fliegen ſollte; da hatte es unweit von ihm aus dem Kornfeld ſeinen Namen „Chriſtian!" gerufen, hohl und heiſer, wie er ſolche Stimme nie gehört; und da er entſetzt davonge-

laufen, ſei es noch einmal hinter ihm hergekommen, als ob's ihn habe greifen wollen.

Ich wußte jetzt, nach über dreißig Jahren: es hatte nicht geſpukt, und nicht „Chriſtian" hatte er es rufen hören: den Namen ſeiner Tochter „Chriſtine" hatte der Mann da drunten in hoffnungsloſer Sehnſucht ausgeſtoßen. Und noch eines wußte ich: ein Arbeiter, mein alter Freund aus der Kinderzeit, hatte einige Tage ſpäter draußen an dem Brunnen das Korn mähen helfen. „Da hätten wir bald einen Falken fangen können!" erzählte er mir eines Abends.

„Einen großen?" frug ich.

„Das mag der Herr glauben! Er war ein Stück in den alten Schinderbrunnen hinabgeſtoßen — der Himmel weiß, was drunten liegt — aber ſeine Fluchten waren zu weit in der Spanne, er ſchlug und arbeitete damit in dem engen Brunnen und kam nicht gleich heraus. Wir hatten nur keine Knüppel, ihn zu ſchlagen; auch wehte ein übler Dunſt uns an; es war, als hätte ſchon vordem die Kreatur an Aas geſeſſen!"

Ich hatte damals dieſer Rede nicht geachtet; mich ſchauderte, da mich die Erinnerung jetzt befiel; der feuchte Nachtwind, der mich anwehte, tat mir wohl, vor allem, weil er von heut und nicht von damals war; ich wußte, der Brunnen war vor ein paar Jahren zugeſchüttet. „Zu Bett!" ſprach ich halblaut zu mir; „und, Seele, geh du auch zu Bett!"

Ich löſchte das Licht und ließ das Fenſter offen, damit alles, was lebendig war, zu mir herein könne; und bälder, als ich gedacht hatte, kam der Schlaf; nur mit einem freundlichen Bilde ſpielte noch der Traum: ich ſah die von der Morgenſonne nur noch halb erleuchteten Straßen meiner Vaterſtadt; ich hörte einen Wagen heranraſſeln, und zwiſchen zwei lieben alten Leuten auf dem offenen Sitze ſaß die kleine Chriſtine, und ſie nickte mir freundlich zu, als ſie bei mir vorbei und über dem Zingel zur Stadt hinausfuhren.

Der alten Mariken dachte ich nicht weiter; ich wußte, daß ſie vor langen Jahren in St. Jürgens Stift ein ruhiges Sterbekiſſen gefunden hatte.

— — Als ich ſpät am andern Morgen in das Haus hinunterkam, erhob ſich der Lohbraune von der Matte vor der Tür des Wohnzimmers und begrüßte mich wedelnd als einen Gaſt des Hauſes; als ich aber eintrat, war niemand drinnen; nur die Magd öffnete eine Seitentür, guckte herein, als ob ſie beſtellt ſei, meine Ankunft zu berichten, und lief dann raſch von dannen. Ich beſchäftigte mich indes damit, die Bilder an den Wänden zu beſchauen, aus denen deutlich zwei Generationen zu erkennen waren: auf der einen Jagd- und Tierſtücke von Steffeck und dem alten Ridinger; über dem Sofa dagegen fand ich eine Kreuzesabnahme von Rubens und je zur Seite die Bildniſſe von Luther und Melanchthon. Am Sofa, auf dem lichtloſen Wandſtücke am Fenſter, hing, wie im Schatten der Vergangenheit, eine halberloſchene Photographie; aber ein Kranz von Immortellen, wie Johns Tochter ſie geſtern auf unſerem Waldgang gepflückt hatte, wohl gar derſelbe, umgab den dunkeln Rahmen.

Mit Scheu faſt trat ich näher: es war das Bildnis eines Soldaten in Uniform, wie dergleichen die jungen Landleute während ihrer Dienſtzeit anfertigen laſſen und nach Hauſe ſchicken. Der Kopf war leidlich ausgeprägt erhalten und zeigte mir das kaum mehr als einmal geſehene, aber unvergeſſene Antlitz des Arbeiters John Glückſtadt; nur war in dieſen Zügen noch nichts von Kummer oder Schuld; der kleine dunkle Schnurrbart ſaß unter der kecken Adlernaſe, und die Augen ſahen ernſt, doch ſicher in die Welt hinaus. Es war John Glückſtadt nicht; es war John Hanſen, wie er im Herzen ſeiner Tochter fortlebte, für den ſie geſtern ihren friſchen dauerhaften Kranz gepflückt hatte; mit dieſem John hatte der doppelgängeriſche Schatten noch nichts zu ſchaffen. Es brannte mich, meiner edlen Wirtin zuzurufen: „Laß das Ge-

ſpenſt in deinem Haupte fahren; der Spuk und dein geliebter Vater, ſie ſind nur eines: er war ein Menſch, er irrte, und er hat gelitten!"

Aber ich hörte die Stimmen meiner Wirtsleute von hinten durch die Gartentüre ins Haus kommen, und ich wandte mich von dem bekränzten Bilde ihnen entgegen, um ihren Morgengruß und ihre Scherze über meine Langſchläferei in Empfang zu nehmen.

— Wir lebten noch einen ſchönen Frühlingstag zuſammen. Als ich aber ſpät abends mit dem Oberförſter und ſeinem treuen Hunde noch einen Waldgang machte, da ſchwieg ich nicht länger; ich erzählte ihm alles, jedes einzelne, was in der vergangenen Nacht mir in Erinnerung und im eigenen Geiſte aufgegangen war.

„Hm," machte der beſonnene Mann und ließ ſeine Augen treuherzig auf mir ruhen; „das iſt aber Poeſie; Sie ſind am Ende nicht bloß ein Advokat!"

Ich ſchüttelte den Kopf: „Nennen Sie es immer Poeſie; Sie könnten es auch Liebe oder Anteil nennen, die ich raſch an meinen Wirten genommen hätte." Es war zu dunkel, um zu ſehen; aber mir war, als ob ein herzlicher Blick von ihm mich ſtreifte. „Ich danke Ihnen, lieber Freund," ſagte er dann; „aber der Vater meiner Frau — ich hatte freilich nur weniges von ihm gehört — iſt mir nimmer ſo erſchienen."

„Und wie denn anders?" frug ich.

Er antwortete nicht mehr, ſinnend gingen wir neben einander, bis wir das Haus erreicht hatten.

„Ihr ſeid ſehr langſam gegangen," ſagte Frau Chriſtine, als ſie uns entgegentrat; „ihr habt mich ſchier vergeſſen!"

— — Als ich am andern Morgen fortging, begleiteten mich beide, bis wo der Waldweg in die Landſtraße ausläuft. „Wir ſchreiben Ihnen einmal!" ſagte der Oberförſter. „Ich bin ſonſt kein Briefſteller; aber gewiß, ich tu's; wir müſſen Sie feſtzuhalten ſuchen, damit Sie einmal wieder den Weg zu uns hinaus finden!"

„Ja, kommen Sie wieder!“ rief Frau Chriſtine. „Verſprechen Sie es; Ihr Abſchied würde uns nicht ſo traurig machen!“

Ich verſprach es gern; dann reichten beide mir die Hand, und ich ſtand und ſah ſie fortgehen; ſie hatte ſich feſt an ihren Mann geſchloſſen; er legte ſanft den Arm um ihre Hüfte. Dann kam eine Biegung des Weges, und ich ſah ſie nicht mehr.

„Leb wohl, John Glückſtadts Tochter!“ rief ich leiſe; „nur die erſte Silbe, nur das Glück iſt dein geblieben; es wird ſchon treu ſein, denn es iſt an rechter Stelle!“

— — Schon nach vierzehn Tagen kam der erſte Brief des Oberförſters und ließ mich im Aktenleſen eine lange Pauſe machen. „Ich muß Sie auch noch Ihres Verſprechens entbinden,“ ſchrieb er; „gleich am Abend unſeres Abſchieds habe ich meiner Chriſtine die Geſchichte ihres Vaters erzählt, ausführlich, wie ich ſie von Ihnen hörte. Sie mögen recht haben, er wird wohl ſo geweſen ſein, und er war dann doch noch ein anderer Kerl, als wie er bisher weichſelig im Herzen ſeiner Tochter ruhte; auch dürfen Mann und Weib nicht ſolch Geheimnis vor einander haben. Zwar ein leidenſchaftlicher Tränenſturz war die erſte Folge, ſo daß ich ſchier erſchrak und dachte, es möchte das Temperament des Vaters in meiner ſanften Frau erwacht ſein. Aber ihr eigenſtes Ich erſchien bald wieder; und jetzt — mein Freund, das Geißblatt am Waldesrande, das jetzt wieder blüht, ſo lieblich, dünkt mich, hat es faſt niemals noch geduftet; und das Bild des John Glückſtadt trägt nun einen vollen Roſenkranz; ſeine Tochter hat jetzt mehr an ihm; nicht nur den Vater, ſondern einen ganzen Menſchen. — Den Dank und Gruß, den Frau Chriſtine mir für Sie aufgetragen, verſteh ich in der frauenhaften Weiſe nicht zu Papier zu bringen; ich kann Sie nur bitten, ſich das Herzlichſte zu denken.“

So ſchrieb der Oberförſter damals; aber, wie es ſo geht, obgleich Briefe ein paarmal in jedem Jahre zwiſchen uns hin und her gegangen ſind, ich bin nicht wieder dort geweſen.

Aber hier links in der Ecke meiner Schreibſtube auf zwei Stühlen ſteht jetzt mein gepackter Reiſekoffer; draußen an den Wallzäunen blüht einmal wieder das Geißblatt, und hier drinnen iſt für eine Woche alles ſauber weggeordnet; denn gewiß und wahrhaftig — morgen geht es fort zu meinen Freunden, zu John Glückſtadts Tochter und zu meinem wackern Oberförſter. Sein Brief, der die Antwort auf meine Anmeldung brachte, war ein rechter Jubelbrief. „Wir harren Ihrer mit Freuden," ſchrieb er; „Sie kommen juſt zur rechten Zeit; der Junge iſt auch da mit ſeinem Examenszeugnis in der Taſche; ſeine Mutter iſt ſchier verliebt in ihn und ſtudiert ſein Antlitz, um darin immer einen neuen Zug aus dem ihres Vaters aufzufinden. Kommen Sie alſo; uns fehlt nur noch der Freund!"

— — Gewiß, wenn Gottes Sonnenſchein mich morgen weckt, ich komme!

Ein Bekenntnis

Es war zu Ende des Juni 1856, als ich eine alte Verwandte zu ihrem gewöhnlichen Sommeraufenthalt in der Brunnenstadt Reichenhall begleitet hatte, diesem zwischen Felsen eingekeilten Brutnest, von dem man sich nur wundern muß, daß die Ortsleute nicht die Brunnengäste allein dort wohnen lassen. Trotzdem – wir waren gegen Mittag angekommen – als ich nach beendigter Hoteltafel erfuhr, daß meine gute Tante sich zunächst einem Mittagsschläfchen und danach dem Auspacken ihrer hohen Koffer und der Einrichtung in dem neuen Quartiere widmen wollte, trieb mich die Langeweile ins Freie, wenn auch der Sonnenschein wie Glut herabfiel. Ich nahm den einfachsten Weg und ging auf der den Ort durchschneidenden Chaussee einige tausend Schritte durch den Paß Lueg, der hier nach Tirol hineinführt. Aber der Tag wie der Ort waren heute zu heiß, zwischen den engen Felswänden waren selbst die Schatten unerträglich; ich kehrte wieder um und ging den Weg zurück. Am Ausgange des Passes durchschnitt ein strudelnder Wasserstrom den Weg; auf der Brücke, die darüber war, stand ich lange und blickte wie zur Kühlung in die unter mir sich vorüber wälzenden Wasser. Dann entschloß ich mich und ging wieder in den unerbittlichen Sonnenschein hinaus; der weiße Staub der Chaussee schimmerte und blendete, daß mir die Augen schmerzten. Als ich wieder im Orte war, bemerkte ich mir zur Rechten eine halb offene Gittertür in einer breiten Laubwand, dahinter einen weiten, mit vielen Bänken und Gartenstühlen besetzten Platz. „Ist das ein öffentlicher Garten?" frug ich einen mir entgegen schlendernden Burschen.

„Der Kurgarten," war die Antwort.

Ich trat hinein und blickte um mich her: es schien jetzt nicht Besuchszeit hier zu sein, nur einige Kindermägde mit ihren kleinen Scharen saßen drüben im vollen Sonnenschein; was sie mit den Kindern sprachen oder sich gegenseitig zuriefen,

tönte hell über den weiten Platz. Da es aber ein gut Stück über Mittag war, so hatte derselbe auch bereits seine Schattenseite, und dort weiter hinauf unter einem der umgebenden Bäume saß auch schon einer der Brunnengäste, Grau in Grau gekleidet, mit einem breitrandigen Hut von derselben Farbe. Er hatte die Hände auf seinen Stock gestemmt und blickte unbeweglich in die weiße Luft, die über den Akazien an der gegenüber stehenden Seite flimmerte, als ob kein Leben in ihm wäre.

Ich hatte mich, ein paar Bänke vor ihm, unter eine breitblätterige Platane gesetzt und unwillkürlich eine Weile zu ihm hinüber gesehen. Plötzlich durchfuhr es mich, und meine Augen wurden groß: die stattliche Gestalt meines liebsten Universitätsfreundes, von dem ich über ein Jahrzehnt nichts gesehen und gehört hatte, war auf einmal vor mir aufgestanden. „Franz! Franz Jebe!" rief ich unwillkürlich. Er schien es nicht gehört zu haben; es war wohl auch eine Torheit von mir gewesen: der da drüben war wohl fast ein Fünfziger, ich und mein Freund aber waren immerhin noch in den letzten Dreißigern, an denen noch ein Glanz der Jugend schimmert.

Wir waren Landsleute, aber wir hatten uns erst als Studenten kennen gelernt. Er war einer von den wenigen, die schon auf der Universität von den Gleichstrebenden als eine Autorität genommen werden, was bei ihm, besonders hinsichtlich der inneren Medizin, auch von den meisten Professoren bis zu gewissem Grade anerkannt wurde. Im letzten Jahre war er noch Assistenzarzt auf einer Klinik für Frauenkrankheiten, wo es ihm einmal gelang, eine schon aufgegebene Operation glücklich zu vollenden. Was mich mit ihm verbunden hatte, war zum Teil ein von wenigen bemerkter phantastischer Zug in ihm, dem in mir etwas Ähnliches entgegenkam; die Arbeiten von Perty und Daumer über die dunklen Regionen des Seelenlebens ließ er, wenn auch unter manchem Vorbehalte, nicht verspotten. Nähere Freunde besaß er, außer etwa mir, fast keine. Die meisten, welche seiner Fakultät angehörten, schien es zu drücken, daß

er ſo ſchnell und ruhig mit ſeinem Urteil fertig war, während ſie noch an den erſten Schlußfolgerungen klaubten. Einen einfachen Menſchen, in dem aber ein tüchtiger Mediziner ſteckte, frug ich eines Tages: „Was haſt du gegen Franz Jebe, daß du ihm immer aus dem Wege gehſt? Ich meine, daß er dich beſonders reſpektiert."

— Er ſchüttelte den Kopf.

„Du wenigſtens", fuhr ich fort, „brauchſt dich doch durch ſeine Tüchtigkeit nicht zurückſchrecken zu laſſen!"

„Meinſt du?" erwiderte er; „das iſt ein eigen Ding einem Gleichalterigen gegenüber; aber das iſt es doch eben nicht bei mir."

— „Nun, und was ſonſt noch?"

„Er iſt hochmütig!" verſetzte er; „das ſind keine Leute für mich. Noch geſtern in der Klinik, es war ein eigentümlicher Fall von Diphtherie an einem Kinde, das die Mutter uns gebracht hatte. Ich hatte unterſucht, und da Jebe dabeigeſtanden und zugeſehen hatte, teilte ich ihm einfach, aber eingehend meine Anſicht mit. Meinſt du aber, daß er mich dann auch der ſeinigen würdigte? Mit einem herablaſſenden Lächeln ſahen mich ſeine ſcharfen Augen an; der Zug um ſeinen ſchönen Mund wollte mir nicht gefallen."

So ſtand er zu den meiſten ſeiner Fakultät; mit mir war es ein anderes: der Mediziner und der Juriſt hatten keine Veranlaſſung, ſich an einander zu meſſen, und ſo hatte ich denn bald herausgefunden, daß hinter jener Schwäche ein warmes und wahrhaftiges Herz geborgen ſei.

Der graue unbewegliche Mann dort, es konnte kaum Franz Jebe ſein; aber was war es denn, daß meine Augen ſich immer wieder unwillkürlich zu ihm wandten. Es hielt mich nicht länger, ich ſprang auf und ſchritt langſam ihm entgegen; ſo mußte er doch mich erkennen, der ich über die gewöhnlichen Veränderungen während reichlich eines Jahrzehntes eben nichts erlitten hatte.

Als ich zwiſchen ihn und das Stück Himmel trat, in das er wie ins Nichts hineinſtarrte, wandte er, wie erſchreckt, ſeine Augen auf mich, und ich fühlte, daß er mich erkenne; dann aber berührte er ſchweigend, wie zum Gruße gegen einen Unbekannten, den Rand ſeines Hutes und ließ plötzlich mit einer eigentümlichen Bewegung den Kopf herabſinken, die mir mit einem Mal jeden Zweifel nahm. Wie oft hatte ich dies an meinem Freunde wahrgenommen, wenn wir unter andern waren und ein Geſpräch ſich aufgetan hatte, von dem er nichts mehr hören wollte.

Ich trat auf ihn zu und legte die Hand auf ſeine Schulter: „Franz!“ rief ich; „du biſt es doch; ich laſſe mich nicht ſo leicht vertreiben!“

Langſam erhob er ſein mageres Geſicht, und wieder ſah er mich an, aber ohne Haſt; und bald fühlte ich die Innigkeit, mit der ſeine Augen an den meinen hingen. „Du haſt recht, Hans,“ ſagte er mit einer mir faſt fremden Stimme und griff nach meiner Hand; „ich weiß es wohl noch, wir hielten damals ein Stück auf einander.“

„Ich denke, Franz, es iſt wohl noch heute ſo!“

Er nickte und zog mich neben ſich auf die Bank. „Du hatteſt mich überraſcht, Hans; ich pflege hier allzeit allein zu ſein; weiter war es nichts. Aber ſprich, wie kommſt du hierher, ſo weit von unſerer Heimat, der du als echter Sohn eines alten ſtädtiſchen Geſchlechts ſo unerbittlich anhingſt; biſt du nicht mehr dort?“

„Doch – ich habe nur eine alte Tante hergebracht, die ebenſo unerbittlich dem hieſigen Brunnen zugetan iſt; das ſind Herzensgeheimniſſe. Aber du, Franz, du haſt verſpielt, wie man bei uns zu Haus ſagt, ſeit wir uns nicht geſehen haben. Biſt du krank und ſuchſt du Heilung in dieſem Höllenkeſſel?“

„Nun, nun,“ entgegnete er; „es iſt nicht alle Tage ſo! Ich bin nur hier, um allein zu ſein, was zu Haus nicht möglich iſt; und ob ich krank bin, das, mein Freund, iſt ſo kurz nicht zu beantworten.“

„So laß es lang ſein; wir haben uns ja faſt fünfzehn Jahr nicht ſprechen hören!"

„Ich fürchte, Hans," erwiderte er, mich mit halbem Lächeln anſehend, „ich ſtehe wieder unter dem Bann deiner Liebenswürdigkeit; ich fühle auch: dir kann ich's ſagen, ja, ich muß es, was kein Menſch von mir weder je erfahren hat, noch wird. Gehen wir nach meiner Wohnung; in meinem ſtillen Zimmer wird uns niemand ſtören, die grauen Schatten der Erinnerung können ungehindert um uns ſein."

Er blickte mich mit ernſten, trüben Augen an: „Nur einem nächſten Freunde kann ich es erzählen; denn Freude iſt nicht dabei, ich kann nur eine Laſt auf deine Schultern legen."

„So gehen wir," ſagte ich; „ich bin derſelbe, den du ſeit lange kennſt."

Er ſtand mit einer elaſtiſchen Bewegung von ſeinem Sitze auf, und ich ſah mit Freuden, die Geſtalt zum mindeſten war noch faſt dieſelbe wie in unſerer Jugend. Was mich vor allem an ihm erſchreckt hatte, verſchwand freilich nicht, und während wir ſchweigend durch die Gaſſen ſchritten, grübelte ich vergebens, was ſeiner einſt ſo metallreichen Stimme einen Laut beigemiſcht haben könne, der mich immer wieder an den traurigen Ton einer zerſprungenen Glocke erinnerte.

Ich ſollte es bald erfahren, denn ſchon waren wir in eins der älteſten Stadthäuſer getreten, das mir Franz als ſein zeitweiliges Heim bezeichnete. Sein Zimmer lag zu ebener Erde hinter einem kleinen Korridor; als wir eintraten, blendete mich faſt die Dämmerung, die hier herrſchte: ein paar Fenſter mit kleinen Scheiben gingen auf einen ſcheinbar außer Gebrauch geſtellten Hof, von dem die Seitengebäude jeden Sonnenſtrahl abzuhalten ſchienen; altes Gerümpel, Zuber und Bretter und was noch ſonſt lagen umher und ſchienen trotz der draußen kochenden Sonnenhitze feucht zu ſein von dem fortdauernden Mangel des Lichtes. In der einen Ecke ſtand ein alter dürftig belaubter Holunderbuſch, auf einem ſeiner Zweige ſaß, in ſich

zuſammengekrochen, eine Dohle und beſchäftigte ſich damit, die Augen bald zu ſchließen, bald wieder aufzumachen. Ich machte meinen Freund darauf aufmerkſam.

„Störe ſie nicht," ſagte er; „ſie iſt ſatt und will nun ſchlafen." Dann tat er einen Schritt zur Tür, als wolle er den daneben hängenden Klingelzug ergreifen. „Du willſt doch etwas trinken?" frug er.

Ich ſchüttelte den Kopf. „Wenn du deſſen nicht bedarfſt?"

„Ich nicht," erwiderte er haſtig und warf ſich auf das harte Sofa; „und nun ſetze dich, Hans!"

Ich drückte mich neben ihm in die andere Ecke, aber er begann noch nicht. „Ich weiß nicht recht," ſagte er, ſich mit der Hand über die Stirn fahrend, „wo ich mein ſchweres Bekenntnis anſetzen ſoll, nicht recht, wie früh das Leid begonnen hat."

— „Biſt du ſo zweifelhaft geworden, Franz?"

„Darüber, mein Freund," entgegnete er, „magſt du ſpäter urteilen; aber da du alles wiſſen ſollſt, ſo muß ich weit zurück, bis in meine letzte Primanerzeit.

Du biſt als Student einmal mehrere Tage mit mir in meinem elterlichen Hauſe geweſen; der Örtlichkeiten hinter dem mächtigen alten Wohngebäude wirſt du dich wohl noch kaum entſinnen. Wenn man aus der Hoftür trat, lag rechts zunächſt ein hoher Flügel des Hauſes, dann Stallräume und ein Aufgang zum Heu- und Kornboden; zur Linken zog ſich der höher belegene, mit niedriger Mauer und darauf befindlichem Stakete eingefriedigte Garten entlang; hohe Obſtbäume reckten ihre Zweige über den darunter liegenden Steinhof, ſo daß ich mir als Knabe, wie oft, morgens die vom Wind herabgeſchüttelten und auf den Steinen geplatzten Gravenſteiner ſammelte.

Verzeih mir, Hans, ich vergeſſe mich; aber es iſt mein Vaterhaus, und ein Brand hat ſpäter das meiſte davon zerſtört, damals aber ſtand alles, als ſei es immer dort geweſen und müſſe immerfort ſo bleiben. Was zwiſchen dem Garten und den Baulichkeiten zur Rechten die beiden Seiten des Hofes

ſchloß, war neben dem erſteren der Eingang zu einer unendlichen Rummelei von ſeit Jahrzehnten verödeten Fabrikgebäuden mit finſteren Kellern, Kammern voll Spinngeweben mit kleinen Scheiben in den klappernden Fenſtern und unzähligen ſich überſteigenden Böden, über welche wir einmal, mit Gartenſtöcken bewaffnet, den Fabrikkobold verfolgten, der uns, wie ſtarr behauptet wurde, mit ſeiner Zipfelmütze aus einer Dachöffnung angegrinſt hatte. Dann folgte das geräumige Waſchhaus, durch das man in einen gleichfalls großen abgelegenen Hühnerhof gelangte, der von der Hinterſeite der ſtillen Fabrikgebäude und einiger Nachbarſpeicher rings umſchloſſen war, übrigens außer dem gewöhnlichen Federvieh von mir mit Meerſchweinen und Kaninchen, gezähmten Möwen und Bruushühnern, auch wohl mit gefangenen Ratten und Feldmäuſen und anderem unheimlichen Geziefer bevölkert zu werden pflegte; nach der Schulzeit war das meine liebſte Geſellſchaft.

Damit ſind die Räume meiner Knabenfreude zu Ende; nur noch der letzte in der Ecke gegen die Heubodentreppe iſt zu erwähnen. Wenn man eintrat, war zunächſt eine Kammer für Pferdegeſchirr und dergleichen, nebſt andern kleinen Gelaſſen; dann aber rechts hinter einer leeren Türöffnung befand ſich ein Raum, zur Bergung des Torfes, von ungewöhnlicher Höhe und Flächengröße. Selbſt bei Tage herrſchte hier meiſt tiefe Dämmerung, denn nicht allein, daß alle Wände von Torfſtaub geſchwärzt waren, es war auch nur eine einzige Fenſteröffnung hier, aber in ſolcher Höhe, daß ich darunter mehrere alte Kiſten auf einander gepackt hatte, um dadurch in den darunter liegenden Hühnerhof hinabblicken zu können. Und das geſchah nicht ſelten; nicht nur wenn am Tage Hühner und Kaninchen krächzend und ſchnubbernd gegen einander flogen, ſondern auch gegen Abend, wenn der Hof leer und ſchon alles an ſeinem Nachtort war, wenn nur die Fledermäuſe über den Hof flogen und ich meine Mäuſe in ihren Käſten an der Mauer knuſpern hörte. Manch halbes Stündchen, und auch wohl länger, bin ich ſo

dort geſtanden, bis die Nacht herabfiel und mir Beine machte, daß ich in das helle Haus zurückkam.

Von jener Fenſterhöhle aus — denn ein Fenſter war nicht mehr darin — habe ich ein Geſicht gehabt, das, wie ich mir noch heute nicht verreden kann, mein ganzes ſpäteres Leben beſtimmt hat; nur ein Nachtgeſicht, das mir mit geſchloſſenen Augen offenbar ward, denn mein Leib lag in meiner Kammer oben im Wohnhauſe und von Schlaf bezwungen. Aber gleichviel; ich ſah, ich erlebte es.

Mir iſt noch wohl erinnerlich, es hatte damals ein Scharlach in der Stadt gewütet, und viele Kinder, beſonders männlichen Geſchlechts, wurden hingerafft, uns Primaner aber hatte es nicht berührt. Gleichwohl mochte meine Phantaſie unbewußt davon ergriffen ſein; aber die Seuche war ſchon im Erlöſchen."

Der Erzähler ſah ein paar Augenblicke vor ſich hin. „Es war in einer Oktobernacht," begann er dann wieder; „ich hatte mich lange ſchlaflos in meinem Bett umhergeworfen, denn vor meinem Fenſter, das nach dem Garten hinausging, ſchüttelte der Sturm die ſchon halb entlaubten Baumkronen, fuhr dann davon, weiter und weiter, daß es totenſtill ward, bis er nach kurzer Weile, wer weiß woher, zurückkam und ſich toſender als vorher auf die Bäume und gegen die feſte Mauer des Hauſes warf. Endlich wurde es ſchwächer; ich hörte ſchon nichts mehr, ich ſtand unten in jenem Torfraum auf den auf einander gepackten Kiſten und ſchaute durch die ſchwarze Fenſterhöhle in den einſamen Hühnerhof hinab. Es war erſte kalte Morgenfrühe, wo noch kein Leben ſich regt; auch in den Lüften war es ſtill, und der Hof ſchien gänzlich öde; ein letztes Dämmern lag noch in den Ecken. Ich weiß nicht, wie es kam, aber plötzlich, mir gegenüber in der Mitte des Hofes, ſah ich etwas: in einem Dunſte, der aus dem Boden aufzuziehen ſchien — mir war, ich hätte es einmal an einem ſchwülen Mittſommerabend auf dem Kirchhof über dem Hügel eines Friſchbegrabenen ſo geſehen — darin ſtand eine Gruppe von Knaben, einer an dem andern;

ihre Arme hingen herab, ihre welken Köpfe lagen ſchief auf ihrer Schulter, von den Augen ſah ich nichts. Aber meine Blicke hafteten nicht auf ihnen; in ihrer Mitte, ſie ein wenig überragend, ſtand die Geſtalt eines etwa dreizehnjährigen Mädchens; ein ſchlichtes aſchfarbenes Gewand zog ſich bis an ihren Hals hinauf, wo es mit einer Schnur zuſammengezogen war. Schön war ſie eben nicht; ein etwas fahlblondes Haar lag ein wenig wirr auf ihrem kleinen Kopfe, aber aus den feinen durchſichtigen Zügen ihres Antlitzes blickten ein Paar lichtgraue Augen unter dunklen Wimpern in die meinen, unabläſſig ſehnſüchtig, als ſolle ich ſie nie vergeſſen; und mit unſäglichem Erbarmen blickten ſie mich an: eine verzehrende Wonne überkam mich, ich hätte unter dieſen Augen ſterben mögen. ‚Wer biſt du? Was willſt du, Holdſeligſte, die ich jemals erblickte?‘ Aber nur in meinem Innern ſprach es ſo; die Worte blieben Gedanken; ich fürchtete den Blick des geheimnisvollen Kindes zu verlieren; ich konnte auch vielleicht nicht ſprechen.

Da war mir, als würde ihr Antlitz undeutlicher; nur aus ihren Augen drang es ſtärker und, mir ſchien es, ängſtlicher zu mir, aber ſchon verblaßte alles. Da raffte ich mich zuſammen und rief, als ob das Leben mir entriſſen würde: „Bleib, o bleib! Sag, wer biſt du! O, ſag es, ſag es!“

Ich wartete eine Weile; dann war's, als käme ein Hauch aus den verſchwindenden Nebeln zu mir zurück, und nun war alles ſtill und leer, nur einen wirren Laut noch hörte ich; wie mir bald klar wurde, hatte ich ihn ſelber ausgeſtoßen; dann erwachte ich. Ein Morgenſchimmer ſpielte ſchon an den Wänden, aber kein Baumrauſchen kam zu mir herein; der Sturm hatte ſich gelegt. Ich ſchloß die Augen und wühlte mich in mein Kiſſen, ich wollte das Weſen, das ſich mir offenbart hatte, das mich mit einer angſtvollen Sehnſucht füllte, hinter den geſchloſſenen Lidern noch behalten.

Als ich um ſieben Uhr zum Tee herabkam, ſtrich meine Mutter mit ihrer Hand über meine Stirn: „Du haſt nicht gut ge-

ſchlafen; der Sturm hat dich wohl auch geſtört, mein armer Junge!" ſagte ſie. Ich ließ mir ihre Zärtlichkeit gefallen, ſuchte ihr möglichſt herzlich zuzunicken und eilte dann in die Klaſſe.

Mein Kopf mag noch halb im Taumel geweſen ſein; als ich den Abſatz der Treppe, die nach unſerer Prima hinaufführte, erreicht hatte, blieb ich unwillkürlich ſtehen und griff nach dem hinauflaufenden Geländer, als ob ich eines Halts bedürfe: die Augen des Nachtkindes hatten mich wieder angeſehen; mir war, als ob das Geheimnis des Weibes ſich mir plötzlich offenbaren wolle. Von unten hörte ich Schritte heraufkommen, ich wußte auch, daß das der Rektor ſei; ich fühlte, wie er ſeine ſtrengen Augen auf mich wandte, und hörte gleich darauf, wie droben die Klaſſentür aufgemacht und wieder zugedrückt wurde. Endlich ließ meine Hand das Geländer fahren, und ich ging in die Schulſtube und ſetzte mich ſtill an meinen Platz. Einige fragende Blicke des Rektors ſtreiften mich; ich aber bemühte mich ernſtlich, mich aus der Welt des Traumes in die poetiſche der ſophokleiſchen Antigone zu verſetzen.

Aber die Grübelei, die ſchwärmeriſche Verſenkung begleiteten mich auch ferner; es war mir — vergiß mein Jünglingsalter nicht — unmöglich, jenes Nachtgeſicht nur für ein Erzeugnis des eigenen Innern anzuſehen. Aber wer war denn jenes geheimnisvolle jungfräuliche Kind? Schon bei der Erinnerung an ſie fühlte ich einen ſüßen Schauder durch alle meine Nerven rieſeln. War ſie ein Genius des Todes, der mich im Traume zuvor noch einmal mitleidig angeſchaut hatte? Ich verſenkte mich immer tiefer, ich ſtellte mir lebhaft vor, daß ich in meinem letzten Augenblick ſie wiederſehen, daß ich vielleicht mit jenen toten Knaben ſie begleiten könnte. Aber waren dieſe nicht nur eine Beigabe, die meine eigene Phantaſie ihr gegeben hatte, ein Reſt des Eindrucks, den das Knabenſterben in unſerer Stadt mir hinterlaſſen hatte?

— — So ſah es damals in mir aus — du könnteſt wohl lachen, aber tu es nicht, Hans! — So viel übrigens iſt mir

ſpäter klar geworden: ein Glück, daß es damals noch keine Maturitätsexamina auf unſerer Schule gab; ich wäre derzeit ſchwerlich durchgekommen."

Schon mehrmals, während Franz erzählte, hatte ich es vom Hofe her an die Scheiben pochen hören; jetzt geſchah es wieder in verſtärktem Maße. Ich wandte mich und ſah nun, daß die Dohle mit ihrem ſtarken Schnabel dies Geräuſch hervorbrachte.

Mein Freund war aufgeſtanden. „Ja, Klaas," rief er „das hilft nun nicht!" und zu mir ſich wendend, ſetzte er hinzu: „Die arme Kreatur iſt eiferſüchtig; ſie hat in den vier Wochen, die ich hier nun zugebracht habe, mich mit niemandem als mit ihr ſelber reden hören — und die Unvernünftigen haben feinere Ohren als wir Menſchen!"

Ich ſah ihn an: ſolche Intimität zu Tieren hatte ich nie bei ihm vermutet; er mußte ſehr vereinſamt ſein. Ich ſchwieg indes, und Franz nahm aus einem Käſtchen, das auf einem Eckſchrank ſtand, eine Hand voll Futter und warf es, nachdem er den freien Fenſterflügel geöffnet hatte, auf den Hof hinaus. Faſt gleichzeitig war auch das Krähentier von den Scheiben fortgeflattert und machte ſich, ein paar häßliche Laute ausſtoßend, über die Futterſtücke her. Franz ſah wie abweſend dem ein Weilchen zu; dann ſetzte er ſich langſam wieder zu mir in das Sofa und rieb ſich mit der flachen Hand die Stirn.

„Ja, Hans," begann er dann aufs neue, „es war damals ſo ganz anders; wir müſſen manches Jahr zurück. — Ich bekam trotz alledem ein braves Abgangszeugnis; der gute Rektor, deſſen Gunſt ich einige Jahre ſchon beſaß, hatte mir die Zerſtreutheit der letzten Monde nicht angerechnet; nur einmal hatte er geſagt: „Lieber Jebe, vergeſſen Sie nicht, Sie ſind zurzeit noch immer hier in unſerer Prima; es tut nicht gut, wenn die Gedanken den gegenwärtigen Pflichten zu ſehr vorauseilen!" Er glaubte, die bevorſtehende Univerſitätsfreude habe mir den Kopf befangen.

Dann kam ſie wirklich, die Hochſchule mit dem flotten Korpsleben und den vielen Profeſſoren, mit all den neuen Eindrücken, die ich oft widerwillig genug empfing, und als ſo manches Unliebſame abgeſchüttelt war, im dritten und den folgenden Semeſtern mein Studium, das ich freilich ernſthaft genug betrieb. Unter dieſem neuen Leben verſchwand ſo vieles, dem ich ewige Dauer zugetraut hatte; nur eines nicht: der Eindruck jener kindlichen Luftgeſtalt, die ich nur im Traum geſehen hatte, lag unverrückbar im Grunde meiner Seele; keine der halb- oder vollgewachſenen Schönen, die meinen Mitſtudenten das Hirn verwirrten, konnte ihn erſchüttern. Freilich, tief lag es, und niemand, ich ſelber wußte oft nicht darum; auch als du dann zu mir tratſt und wir vertraut wurden, wie es mir mit keinem noch geſchehen war, ja ſelbſt, wenn wir in jene geheimnisvolle Region des Seelenlebens uns einmal verloren — mein eigen Nachtgeſicht barg ich nur um ſo feſter, wie im Innerſten meines Lebens, gleich einem heiligen Keim, den ich vor aller Störung meiner Zukunft zu bewahren hatte.

— — Du weißt, Hans, daß ich nach beendigten Studien mich als Arzt, ſpeziell für Frauenkrankheiten, in der Stadt niederließ, die noch gegenwärtig mein Wohnort iſt. Ich war dabei nicht zaghaft, ich war mir bewußt, das Meinige gelernt zu haben; ich vertraute mir, ich war von vornherein zuverſichtlich. Auf der Univerſität hatte mir das bei vielen den Ruf des Hochmuts eingetragen; jetzt erwarb ich dadurch den eines tüchtigen Arztes, der am Krankenbett nicht erſt zu ſuchen und bei ſeiner Heimkehr erſt in ſeinen Kompendien nachzuleſen brauche. Was, recht beſehen, ein Frevel in mir war, das brachte mich hier zu Ehren: an Leichnamen hatte ich den innern Menſchen kennen gelernt, ſo daß mir alles klar vor Augen lag, und wie mit ſolchen rechnete ich mit den Lebendigen; was war da Großes zu bedenken!

Bald mußte ich mir die ſchwarze Doktorkutſche, bald genug einen Aſſiſtenzarzt zulegen; ich wurde der erſte Arzt der Stadt und bin es vielleicht auch jetzt noch.

Unter ſolchen Umſtänden konnte von einer Teilnahme an geſelligem Verkehr nicht viel die Rede ſein; nur das Haus eines früheren Patienten, eines Rechtsanwaltes – Wilm Lenthe heißt er –, der um einige Jahre älter ſein mochte als ich, machte davon eine Ausnahme. Ich pflegte ein paarmal in der Woche meine Abende dort zu verleben und währenddes meine Praxis, außer in beſonderen Fällen, meinem Aſſiſtenten zu übertragen. Wenn der gleichfalls Vielbeſchäftigte abends um acht Uhr in das einfache, aber behagliche Wohnzimmer trat, hatte ſeine liebenswürdige Frau, die zu hören und zu reden verſtand, den Tee ſchon für uns bereit, und wir beide von der Tagesarbeit Ermüdeten drückten uns ſchweigend jeder in eine Sofaecke, bis die Belebung durch den chineſiſchen Trank unſere Nerven und unſer Geſpräch lebendig machte. Es war mir erquicklich, wie einſt, Hans, wenn ich auf der Treppe zu meiner Studentenkneipe ſpät abends deinen Tritt vernahm und dann ſchleunigſt meine Arbeit beiſeite packte. Wie damals unſere Zwei-, ſo wurde auch hier die Dreizahl faſt nie durch einen neuen Gaſt geſtört.

Da eines Herbſtabends, wie ich auf ein lebhaftes „Herein" die Tür des Wohnzimmers öffnete, drang eine ungewohnte Helligkeit mir entgegen; ich ſah, daß eine größere Lampe auf dem Tiſche brannte und daß außer dem Ehepaar eine mir unbekannte junge Dame in aſchfarbenem Linnenkleid zugegen war, welche bei meinem Eintritt die Teeſchenke zu verſehen ſchien. Die Hausfrau kam mir entgegen: „Da iſt er, der Erwartete!" rief ſie, und die junge Dame an der Hand herbeiziehend, fügte ſie hinzu: „Unſere Freundin Elſe Füßli; wie Sie dem Namen anhören, eine Schweizerin, und was Sie intereſſieren wird, aus der Familie, der auch Heinrich Füßli angehörte, dem zuerſt die Darſtellung des Unheimlichen in der deutſchen Kunſt gelang; Sie ſehen, ich habe genau behalten, was Sie und mein Wilm mir neulich aus einander ſetzten, da wir jenen Füßliſchen Nachtmahr, der dort in der Ecke hängt, vor uns auf den Teetiſch genommen hatten."

„Er war mein Großoheim," ſagte das Mädchen beſcheiden.

„Und nun kommen Sie zum Tee!" fuhr meine ältere Freundin fort. „Sie brauchen nicht vorgeſtellt zu werden, denn Elſi wußte, daß wir unſeren Freund, den Doktor Jebe, erwarteten."

Dieſer Redeſtrom, wohl eine Freude über den anmutigen Beſuch, kam mir zuſtatten, denn ein geheimnisvoller Schrecken, zugleich die Empfindung eines ſchickſalſchweren Augenblickes und eines betäubenden Glückes hatten mich getroffen; es war wie damals auf der Treppe unſerer alten Gelehrtenſchule: alles um mich her war vergeſſen, aber vor mir im hellen Lampenlichte ſah ich die Augen und das blaſſe Antlitz meines Nachtgeſichtes.

Jetzt war mir Zeit geworden, mich zuſammen zu raffen; ich vermochte ein paar Worte zu der Fremden zu ſprechen, dann gab ich meinem Freunde die Hand und ſetzte mich auf den gewohnten Platz. Die Schweizerin ſaß mir gegenüber, ein wenig zurück und etwas in dem Schatten unſerer Hausfrau; ein zärtliches Licht fiel aus ihren Augen, wenn ſie, was oft geſchah, dieſelben zu ihr kehrte. Mich ſtreiften dieſe lichtgrauen Sterne nur ein paarmal und wandten ſich dann ſcheu zur Seite, aber mir war, als ob ſie heimlich prüfend auf mich ſahen. Ich erfuhr im Geſpräche, daß Fräulein Elſe eine Waiſe, daß ihr Vater ein Mann geweſen ſei, der nach den Sonderkriegen auf eidgenöſſiſcher Seite ſich hervorgetan habe; auch wo ſie ſelber mit unſeren Wirten ſich kennen und liebhaben gelernt hatte. Ich hörte das alles, aber es ging an mir vorüber; ich ſah an dieſem Abend das Mädchen doch nur im Scheine des Wunders — mir war, als habe ein Dämon, der meinige, ſie, wer weiß woher, hier in das Haus meiner Freunde gebracht.

Ich habe dir", unterbrach ſich Franz, „von meinem jugendlichen Traumgeſicht, das ſich vielleicht nur aus dem Eindruck des damaligen großen Sterbens und einer kaum geahnten Sehnſucht nach dem Weibe erzeugt hatte, nur geſprochen, um dich es mitfühlen zu laſſen, wie tief der Anblick der Fremden mich

erregen, wie eigen und innig eine Ehe mit ihr ſich geſtalten mußte; denn wenn es für unſer Leben etwas Ewiges geben ſoll, ſo ſind es die Erſchütterungen, die wir in der Jugend empfangen haben. Sonſt freilich war es eben nichts Außerordentliches, daß ich einmal einem Weibe begegnete, welches mich ſo lebhaft an meine Traumgeſtalt erinnerte, daß ich im erſten Augenblick und noch in manchen ſpäteren beide nicht von einander zu trennen vermochte. Jedenfalls, auf mich hatte dieſes erſte Sehen einem elektriſchen Schlage gleich gewirkt; und", fügte er leiſer hinzu, „was wiſſen wir denn auch von dieſen Dingen!

Ich will dich mit unſerer Liebesgeſchichte nicht aufhalten, Hans; du wirſt es auch ſchon empfunden haben, es kam ſo und mußte ſo kommen, daß Elſe oder Elſi, wie ſie genannt wurde, und ich uns nach wenigen Monaten verlobten und etwas ſpäter zur Freude unſerer trefflichen Freunde unſere ſtille Hochzeit in ihrem Hauſe feierten."

Der Erzähler ſchwieg eine Weile; auf ſeinem Antlitz war ein Lächeln, als blicke er in eine ſelige Vergangenheit. „Ich hatte nun mein Nachtgeſpenſt geheiratet," begann er wieder, faſt wie traumredend; „es war ein Glück! — o, ein Glück! — — Ich hatte einſt den Fouquéſchen Ritter Huldbrand beneidet, wie er mit einer Undine ſeine Brautnacht feiert; ich hatte nicht gedacht, daß dergleichen unter Menſchen möglich ſei.

Lache mich nur aus, Hans! Was ſoll ich dir ſagen? Mein Glück ging über jeden Traum hinaus. — Es war ſo manches Eigene, Fremdartige an ihr, das mich im erſten Augenblick verwirrte und mich zugleich entzückte; ich hatte ja auch nichts anderes erwartet.

In unſerem Garten — ich hatte längſt mein eigenes Haus — waren weite Gänge zwiſchen ſchon hochgewachſenen Tannen und anderem Geſträuch; dazwiſchen Raſenplätze mit Einſchnitten, in denen, je zu ihrer Zeit, die Frühlingsblumen und im Hochſommer Roſen und Levkoien blühten und den Garten mit Duft

erfüllten. Hier pflegte ich nach Rückkehr von meinen Berufsgängen ſie oftmals aufzuſuchen, und ſo geſchah es auch an einem ſchönen Vormittage gegen Ende des April, des erſten Frühlingsmonats, den wir mit einander lebten. Ich fand ſie, da ſie eben, langſam ſchreitend, einen der längſten Tannengänge hinaufkam; aber da wir uns Aug in Auge trafen, ſah ich, daß ſie mir entgegenfliegen wolle.

„Halt, Elſi!“ rief ich und erhob abwehrend meine Hand; „geh langſam, ein Schmetterling, ein Pfauenauge, ſitzt in deinem Haar; du trägſt den erſten Frühlingsboten!“

„Ja,“ ſagte ſie, „die kommen gern; aber ſie ſind ſo furchtſam nicht.“ Sie mäßigte gleichwohl ihren Schritt und kam mir langſam entgegen, indes der Papillon auf ihrem blonden Scheitel behaglich ſeine ſchönen Flügel hob und ſenkte. Und jetzt erſt ſah ich: auch unſere junge ſchneeweiße Katze, die ſie eines Abends im Schnupftuch von Frau Käthe heimgebracht hatte, war in ihrem Gefolge; zierlich eins ums andere die Pfötchen hebend, ging ſie dicht hinter ihrer Herrin, das Köpfchen aufreckend und bei jedem Schritte ihr auf die kurze Schleppe ihres Kleides tretend. Ein Märchenbild; das Seltſame war nur, daß es in einer Reihe von Tagen ſich ganz in derſelben Weiſe wiederholte.

„Was machſt du für Faxen, Elſi!“ rief ich endlich lachend; „biſt du eine Undine, eine Elbe, eine Fee? Was biſt du eigentlich?“

„Und das weißt du noch nicht?“ frug ſie, und der Strahl der grauen Augen zitterte in den meinen.

Ich ſchüttelte den Kopf: „Du biſt ſo unergründlich!“

Da flog ſie in meine Arme: „Dein bin ich; nichts als dein! Weißt du es nun?“

Ich hielt ſie feſt: „Ich weiß es,“ ſagte ich.

Aber der Schmetterling aus ihren Haaren war davongegaukelt; nur die Katze, das Tier der Freia, der Göttin des häuslichen Glückes, blieb in unſerer Nähe.

— — Es war nicht lange nachher, als wir beide eines Abends im Gartenſaal unſerer Freunde am Teetiſche ſaßen. Frau Käthe hatte gleich bei unſerem Eintritt einen mütterlichen Blick auf mich geworfen und mir einen beſonders bequemen Lehnſtuhl angewieſen, was ich dankend annahm, da ich mich heute mehr als ſonſt ermüdet fühlte. Wir plauderten, aber meine Worte fielen etwas ſparſamer als gewöhnlich. „Du haſt wohl einen ſtrammen Tag gehabt?“ ſagte Freund Lenthe; aber bevor ich antworten konnte, war meine Frau bei mir und legte beide Arme um meinen Nacken: „Franz, dir fehlt etwas!“ rief ſie, und ihre Stimme klang, als ob ſie zürne, daß mir, der nur ihr gehörte, von andern ein Leides angetan ſein könne.

Ich ſtrich ſanft über ihren Scheitel: „Geh an deinen Platz, Elſi! Mir fehlt nichts; niemand hat mich gekränkt!“ Ich drückte ihr heimlich die Hand; da ging ſie ſchweigend wieder zu ihrem Stuhl, aber mit rückgewandtem Haupte, und ihre erſchreckten Augen hingen an den meinen.

„Sieh mich nicht ſo ſorgvoll an!“ ſagte ich; „was mich heute mehr als billig erregt hat, iſt nur ein Fall aus meiner Praxis: unſere alte Grünzeughökerin, Mutter Hinze, die ihr alle kennt, ich möchte ſagen, ſie leidet mehr, als ein Menſch ertragen kann; ich war zuletzt noch eine volle Stunde bei ihr, und — ein Arzt iſt am Ende doch auch nur ein Menſch!“

„O,“ rief Elſi und hielt ſich, wie zum Schutze, ihre beiden kleinen Hände vor den Mund, „ich könnte nicht, ich würd vor Mitleid ſterben!“

„Sie ſollen auch nicht, liebe Frau!“ ſagte Lenthe lächelnd: „Sie ſind kein Arzt; bei denen und den Advokaten pflegt die uns gleich überfallende Denkarbeit das Mitleid zu verzehren.“

„Ja, Lenthe,“ entgegnete ich, „aber auch das hat ſeine Grenzen; und übrigens iſt es bei uns Ärzten auch noch ein anderes als nur das Mitleid; wie oft flog es mir beim Anblick ſolcher Leiden durch den Kopf: Das iſt menſchlich, binnen heut und kurzem kannſt auch du ſo daliegen; es iſt nur ein

Spiegel, in dem du dich ſelber ſiehſt! Aber das war es diesmal nicht!"

Lenthe ſah mich fragend an.

„Glaub mir," ſagte ich, „ich ſah nichts als die vergebens mit ihren Schmerzen ringende Alte, die mit ausgeſpreizten Händen in die Luft ſtieß und, als wolle ſie ſich Hülfe rufen, die Kiefern auf einander ſchlug, aber nichts hervorbrachte als ſo grauenhafte Laute, daß ich bis jetzt ſie im Umkreis des Lebendigen nicht für möglich gehalten hätte."

Als Lenthe mich um näheres befragte, hatte ich mich ganz ihm zugewandt und teilte ihm noch mehreres über dieſen mich wiſſenſchaftlich und menſchlich beſchäftigenden Fall mit. Da kam Frau Käthes Stimme wie vorſichtig zu mir herüber: „Doktor," ſprach ſie, „Ihre Frau!"

Als ich aufblickte, ſah ich Elſi bleich und mit geſchloſſenen Augen in den Armen ihrer Freundin. Ich ging zu ihnen, und da es nur eine leichte Ohnmacht war, ſo wurde ſie bald beſeitigt. Da ſie ſich wiedergefunden hatte, brachte ſie haſtig ihre Lippen an mein Ohr: „Verzeih mir, Franz!" flüſterte ſie, „ich kämpfte, ich konnte nicht dagegen!" Ihre Augen begleiteten mich ſchmerzlich, als ich nach einer beſchwichtigenden Liebkoſung auf meinen Platz ging.

Aber die Behaglichkeit des Abends war geſtört und wollte ſich nicht wieder herſtellen. Als wir früh nach Hauſe gingen, klammerte ſich Elſi an meinen Arm und atmete ſtark, als ob ſie in dem Halbdunkel der Gaſſen mir etwas bekennen oder anvertrauen wolle und doch nicht dazu kommen könne.

Ich wollte ihr zu Hülfe kommen, ich ſagte: „Was fiel dir ein, Elſi, daß du nach deiner Ohnmacht mich um Verzeihung bateſt? Das hätte meine Bitte an dich ſein ſollen, da ich dieſe Schreckniſſe in Frauengegenwart vorbrachte."

Aber ſie ſchüttelte den Kopf und lehnte ſich nur feſter an mich: „Nein, Franz, ſprich nicht ſo; ich fühle eine Schuld; nicht weil es ſo iſt, denn dafür kann ich nicht; nein, weil ich

dir's nicht ſagte, bevor ich des berühmten Arztes Frau wurde. Ich habe manchmal heimlich gezittert, daß es ſich dir verraten möchte, und du mußt es ja doch wiſſen. O Franz, ich bin ein feiges Geſchöpf, aber mein Leib hat nie von Schmerz gelitten, ſo daß ich, wenn andere klagten, mir oft als eine faſt Begnadete erſchienen bin; dafür aber bin ich mit einer Todesangſt vor aller Körperqual behaftet. Als eine jüngere Schweſter von mir geimpft werden ſollte und ich den Arzt die Lanzette hervorholen ſah, bin ich fortgelaufen und habe mich in einem Hinterhöfchen ſo tief zwiſchen alte Fäſſer verſteckt, daß man erſt ſpät am Abend mich dort auffand und halb tot vor Angſt hervorzog. Als du von unſerer unglücklichen Alten ſprachſt, da war es plötzlich nicht mehr ſie, ich war es ſelbſt, in der die ſchaudervollen Schmerzen wühlten; o!" und ſie ſtand ſtill und ſtöhnte, als ob das Gefühl ihr wiederkomme; „ſollte in Wirklichkeit mir das bevorſtehen," rief ſie, mich zum Fortgehen treibend, „ich weiß, ich glaube es beſtimmt zu wiſſen, die Angſt würde mich töten, bevor die Qualen ihre Klammern in meinen armen Körper ſetzten!"

„Möge das nie geſchehen!" ſagte ich und ſchlug den Arm um ihre Hüfte. „Aber was ſchiltſt du deine Feigheit! Die übermäßige Tapferkeit der Frauen war niemals meine Leidenſchaft."

Sie antwortete nicht darauf, als hätt ich nur um ihretwillen ſo geſprochen; ſie ſagte nur: „Nun weißt du es, Franz; liebſt du mich noch?"

„Nur um ſo mehr, Elſi, da ich dich auch hier zu ſchützen habe."

Dann hatten wir unſer Haus erreicht.

— — Als ich am andern Mittag in die Eßſtube trat, kam mir Elſi ein wenig erregt, aber mit auffallend heiterem Angeſicht entgegen.

„Nun," rief ich, „was haſt du? Iſt ein Glück in unſer Haus gefallen?"

„Ich habe nichts," ſagte ſie, „oder – ich will nicht lügen – du darfſt es noch nicht wiſſen!"

Ich hob drohend den Finger: „Weißt du ſchon nicht mehr, wie dich Geheimniſſe drücken?"

„Nein, Franz, ſo iſt es nicht; um ein paar Tage ſollſt du alles wiſſen! Vielleicht auch bin ich nur ſo froh, weil du geſtern meine Schuld ſo liebreich von mir nahmſt."

„Und ſtatt des großen haſt du nun glücklich ein kleines Geheimnis dir gewonnen; o, ihr Weiber!"

Sie faßte mich um den Hals: „Laß mich's behalten; nur die paar Tage noch!"

„Nun," ſagte ich lachend, „du wirſt ſchon wiſſen, wie weit meine Langmut reicht!"

Da nickte ſie mir zu: „Gewiß, ich will auch gnädig ſein!"

– – Ein paar Tage waren hingegangen, und dieſe erregte Heiterkeit hatte mich jedesmal empfangen; ich glaubte nun bald dort zu ſein, wo das Siegel mir gebrochen werden ſollte. Da ich aber eines Mittags ins Haus trat, fand ich Elſi weder im Wohn- noch im Eßzimmer, auch draußen nicht. Auf meine Frage an die Hausmagd wurde mir berichtet: „Frau Doktor ſind unwohl und haben ſich ins Bett gelegt; Frau Rechtsanwalt leiſten ihr Geſellſchaft."

Ich lief ſchnell die Treppen hinauf nach unſerem Schlafzimmer und ſah beim Eintritt ſchon Frau Käthe an Elſes Bette ſitzen. „Ja, Doktor," rief ſie mir entgegen, „da liegt unſer junger Übermut! Ich denk, Ihr Anblick wird ſie wohl am ſchnellſten heilen."

„Den Übermut", ſagte ich, „müſſen Sie zuerſt an meinem zaghaften Weibe entdeckt haben!"

„Das wäre möglich, Doktor; aber haben Sie Lateiner nicht ein Sprichwort, daß die Natur ſelbſt mit der Furke nicht herauszutreiben ſei?"

„Nun, und?"

„Und? – Ja, wart nur, Elſi," unterbrach ſie ſich und ergriff deren beide Hände, die ſie vom Bett aus mir entgegen-

ſtrecken wollte, „ich will es ſchon erzählen: Sie müſſen nämlich wiſſen, Doktor, dies junge zarte Geſchöpf iſt ſeit jenem Ohnmachtsabend in unſerem Hauſe an jedem Vormittage und — nicht wahr, Elſi? — hinter dem Rücken ihres ärztlichen Ehemannes bei jener ſchrecklichen Patientin, der alten Hinz, geweſen, um ſie zu tröſten, zu erquicken — vor allem aber, um dieſem Ehemann zuliebe eine Radikalkur gegen die Weichheit ihrer eigenen Seele zu vollbringen; da hat nun aber die arme Alte heute ihren Anfall bekommen und dieſe Kur damit ihr vorſchnelles Ende gefunden. Sehen Sie nun ſelber, wie Sie mit ein wenig Kunſt und Liebe den Schaden heilen, den die Rache der Natur unſerem Kinde zugefügt hat."

Ich hatte mich indeſſen auf den Rand des Bettes geſetzt; ich ſah, daß Elſe ſtark geweint hatte, und ihr Puls ſchlug wie im Fieber. Sie legte ihre heiße Stirn auf meine Hände: „Es iſt ſo, Franz, wie Käthe es dir geſagt hat, und das iſt die traurige Löſung meines Geheimniſſes; ich wollt dir eine Freude machen, und es iſt nun Trübſal."

Ich ſuchte ſie zu beruhigen, da ſie wieder in Tränen ausbrechen wollte. „Du biſt in die Gefahr hineingegangen," ſagte ich, „und das war Tapferkeit genug; was du mehr wollteſt, lag außer den Grenzen deiner Kraft. Daß du es mir zuliebe gewollt haſt, dafür lieb ich dich um ſo mehr, aber verſuchen wollen wir es nicht wieder. Bleib nur heute ruhig, ſo kannſt du morgen ſchon das lateiniſche Sprichwort von der Furke lernen!"

Und Elſi lächelte mich dankbar an.

— — Den lateiniſchen Vers, ich meine: des Horaz, lernte ſie wirklich am andern Tage ſchon, während wir beide mit einander im Garten auf und ab wandelten; ſie lernte ihn ſogar auswendig.

„Naturam expellas furca, tamen usque recurret. Siehſt du," ſagte ſie, „nun kann ich's auch!"

Nach dieſem Scherze gab ich ihr Erſatz für die verlorene Liebesmühe; ſtatt der endlich verſtorbenen Mutter Hinze wies

ich ihr eine Anzahl ungefährlicherer und doch gleich hülfsbedürftiger Kranken zu, an denen ſie nun ihr Erbarmen übte. Und es ward ihr bald zu Stolz und Freude. „Aber Elſi,“ rief ich eines Tages, da die Suppe eher auf den Tiſch als ſie ins Haus kam, „du läßt ja heut lange warten!“

„Ja, Franz,“ und es klang wie eine amtliche Wichtigkeit aus ihren Worten: „ich habe auch drei kranken Kindern vorgeleſen: Fanferlieschen Schönefüßchen, von den Bremer Stadtmuſikanten und dann das wirklich wahre Märchen von Jorinde und Joringel!“

„Das iſt ein anderes,“ ſagte ich; „dann laß uns zu Tiſche gehen!“ und ich nahm den lieben Arm in den meinen.

Nicht verſchweigen will ich, daß Elſis neue Liebesmühen meinem Heilverfahren oft nicht unweſentlich zu Hülfe kamen.

So waren drei Jahre etwa uns vergangen; ſchnell, wie das Glück es an ſich hat. Immer wieder tauchte von Zeit zu Zeit von dem nur ihr ſo Eigenen auf, aber es war ſtets anmutig, und wenn ich eben aus der nüchternen Welt zurückkam, ſo war mir oft, als ſtamme es aus andern Exiſtenzen.

So, als ich ſie an einem ſonnigen Oktobermorgen zwiſchen unſeren Tannen wandeln fand, wo ſie, wie in ihr Werk verſunken, die Fäden der über den Weg hängenden Herbſtgeſpinſte auf ein zuſammengelegtes Roſakärtchen wickelte und mir dabei, nicht einmal ihre Augen hebend, entgegenrief: „O bitte, Franz, geh doch den andern Weg!“ oder wenn ſie mich bat, einer ungeheuren Kröte, die in unſerem Garten ihre Höhle hatte, doch kein Leids geſchehen zu laſſen, denn wer wiſſe, was hinter jenen goldenen Augen ſtecke! Und einmal — ich hatte noch nie mit meiner Frau getanzt; ein Arzt wird manchem abgewandt, auch wenn er es früher leidenſchaftlich betrieben hat; einmal aber kam ein großer öffentlicher Ball, bei dem, wie ich meinte, auch wir beide nicht fehlen durften. Die Damen der ganzen Stadt waren in Aufregung; in welche Tür mein ärztlicher Schritt

mich führen mochte, überall ſah ich Wolken weißer oder lichtfarbiger Stoffe auf den Tiſchen, und oftmals ſtörte ich die heiligſten Toilettengeſpräche. – Nur in meinem Hauſe war nichts dergleichen; nicht einmal ein Wort darüber hörte ich. „Nun, Elſi," frug ich endlich, „willſt du nicht auch beginnen?"

„Ich? O, ich werde leicht fertig!"

– „Und brauchſt du kein Geld dazu? Ich hab geſehen, daß unſere andern Damen es nicht ſparen!"

„Wenn du mir geben willſt: ich brauch nicht viel!"

Ich hatte vier doppelte Friedrichsdors vor ihr auf den Tiſch gelegt, aber ſie ſtrich lächelnd drei davon in ihre Hand und gab ſie mir zurück; dann nahm ſie den letzten: „Der reicht," ſagte ſie, „laß mich nur machen!"

Am Ballabend bat ſie mich: „Franzele, du kleideſt dich unten in deinem Zimmer an?"

„Willſt du uns ſcheiden, Elſi?"

„Nur für ein Stündchen!"

– – Und es war noch nicht verfloſſen, da pochte ihr Finger ſchon an meine Tür. „Herein, holde Elſe!" rief ich, und da ſtand ſie vor mir mit all ihren Toilettenkünſten; ich hatte nicht gedacht, daß ſie ſo einfach waren. Ein möglichſt ſchlichtes Kleid, lichtgrau, von einem weichen durchſichtigen Stoffe, ging bis zum Hals hinauf; als einziger Schmuck umgab ihn eine Schnur von echten Perlen, das einzige Angedenken von ihrer längſt verſtorbenen Mutter; über den Hüften umſchloß ein ſilbernbrokatener Gürtel die ſchlanke Geſtalt. Das war alles – wenn du den blonden Knoten ihres ſeidenen Haares nicht rechnen willſt, der das ſchöngeformte Haupt faſt in den Nacken zog. Ich betrachtete ſie lange, während ihre Augen zärtlich fragend nach den meinen ſuchten.

„Ja, Elſi," rief ich, und ich konnte es nicht laſſen, ſie ſtürmiſch in meine Arme zu ſchließen, „du biſt ſchön, zu ſchön faſt für ein Menſchenkind! Aber – iſt das ein Ballanzug?"

„Ich weiß nicht," ſagte ſie lächelnd; „ich hab mich nun ſo angezogen, und da du ſagſt, daß es ſchön iſt ..."

„Laß doch," rief ich, „mir iſt es recht; aber was werden die Damen ſagen?"

In dieſem Augenblick hörte ich den Wagen vorfahren, und wir rollten nach dem Saal der Harmonie.

— — Es war eine der dem Arzte gewöhnlichen Mißſchickungen, daß, noch bevor wir eingetreten waren, ein Bote mich im Vorſaal ereilte, welcher mich dringend zu einem meiner alten Patienten berief, der von einem Schlaganfall betroffen ſei. Ich führte meine Frau ſogleich in den Tanzſaal, zu unſerer Frau Käthe, die ihr ſchon bei unſerem Eintritt zugewinkt hatte; ſie ließ einen hellen Blick über Elſis Geſtalt ſchweifen: „Du biſt apart," flüſterte ſie, „aber entzückend!" dann gab ſie ihr Raum neben ſich und machte ſie mit ihrer einen Nachbarin bekannt, die meine Frau noch nicht geſehen hatte. Aber ich mußte fort; noch ſah ich, wie die Weiber ihre Augen auf ſie wandten, wie aus einem Haufen der Tänzer mit einer Kopfwendung oder leiſem Fingerzeig auf ſie gedeutet wurde und, da plötzlich die Tanzmuſik einſetzte, mehrere derſelben auf meine ſchöne Elbin zuſteuerten; dann, nach einem haſtigen Händedruck von ihr, ging ich in die kalte Nacht hinaus.

— Als ich ſpät, ich hörte hinter den Gaſſen ſchon die Hähne krähen, in den Tanzſaal zurückkehrte, flog Elſi mir entgegen: „Wo ſtand der Tod?" frug ſie ernſt, „zu Häupten oder am Fußende?"

„Nach dem Märchen", erwiderte ich, „ſtand er zu Häupten; der alte Herr iſt diesmal noch vor ihm bewahrt. Aber du haſt ja gar keine heißen Wangen, Elſi; haſt du nicht viel getanzt?"

„Gar nicht!" ſagte ſie.

„Was ſagſt du? — Und weshalb denn nicht?"

„Ich mochte doch nicht tanzen, indes du mit dem Tod verkehrteſt! Auch", und ſie hob ſich zu meinem Ohr, während wir in der Tanzpauſe im Saale auf und ab gingen, und flüſterte: „weißt du, Franz, ich tanz nicht gern; wohl einmal ſo mit einer jungen Sechzehnjährigen, nicht mit Männern; ſie tanzen ſo ſchwer, das macht mich krank!"

Da fiel die Muſik ein, und der Saal ward plötzlich wieder lebendig. „Komm, Franz!“ rief ſie; „nun laß uns tanzen; es iſt der letzte auf der Karte, da können die andern mich nicht mehr plagen!“

„Aber du magſt ja nicht mit Männern tanzen!“

— „O, wie du reden kannſt! Ich bin ja dein!“

„Und was ſollen deine Abgewieſenen ſagen?“

„Ich weiß nicht. Wir wollen tanzen!“

Und wir tanzten mit einander; nur dies eine Mal in unſerem Leben. Du weißt, Hans, ich war einſt ein leidenſchaftlicher Tänzer, und ich meine, auch kein ungeſchickter; aber jetzt war mir, als würden meine Füße beflügelt, als ſtröme eine Kraft, die Kunſt des Tanzes, von meinem Weibe auf mich über, und dennoch — mitunter befiel mich Furcht, als könne ich ſie nicht halten, als müſſe ſie mir in Luft zergehen.

„O, das war ſchön!“ hauchte Elſi; „wie liebe ich dich, Franz!“

Ich ließ das alles wie einen ſtillen Zauber über mich ergehen, denn — und das gehört wohl noch zu dem Bilde dieſer Frau — der Haushalt ging desungeachtet unter ihren Händen wie von ſelber; ja, ich habe nie gemerkt, daß überhaupt gehaushaltet wurde; es war, als ob die toten Dinge ihr gegenüber Sprache erhielten, als ob ſie ihr zuriefen: „Hier in der Ecke ſteckt noch ein Häufchen Staub, hier iſt ein Fleck, ſtell hier die Köchin, hier die Stubenmagd!“ Es war wie im Märchen, wo es dem Kinde beim Gange durch den Zaubergarten aus den Apfelbäumen zuruft: „Pflück mich, ich bin reif!“ — „Nein, ich noch reifer!“ — Von der Wirtſchaftsunruhe, an der ſo viele Ehen kranken, habe ich niemals was erfahren. Doch — ich habe weiter zu berichten, denn die Zeit des Glückes war nur kurz.

— — Es war an einem Maiabend unſeres vierten Ehejahres, als ich von einer ermüdenden Praxis nach Haus zurückkehrte. Da es ſtill und mild war, ging ich zunächſt in den Garten, wo ich bei ſolchem Wetter und um dieſe Zeit meine Frau zu finden pflegte; ich ging die Steige durch die Tannen, zuletzt noch unten

nach dem Raſen, der, wie wir ſchon im Herbſt bemerkt hatten, ganz mit Veilchen durchſetzt war; aber die beſcheidenen Blumen, die um Mittag den Platz mit Duft erfüllt hatten, waren in der herabſinkenden Abenddämmerung kaum noch ſichtbar. Es war hier alles leer; auch Elſe war nirgend zu ſehen, und ſo wandte ich mich und ging wieder dem Hauſe zu. Als ich nach den beiden Fenſtern unſeres Wohnzimmers hinaufblickte, die hier hinaus im oberen Stocke lagen, ſah ich, daß ſie ganz von dunklem Abendrot wie überſtrömt waren; aber auch dort ſchien es einſam. Niemand ſchaute hinter ihnen zu mir hinab.

Unwillkürlich nahm ich meinen Weg dahin, nicht ahnend, welch ein befremdender Anblick mich erwartete. Als ich eintrat, ſah ich Elſe mitten im Zimmer ſtehen, aber ſie ſchien mich nicht bemerkt zu haben; und jetzt gewahrte ich es, ſie ſtand ohne Regung, wie ein Bild, die linke Hand herabhängend, die rechte, wie beklommen, gegen die Bruſt gedrückt. Gleich einer Verklärung lag der rote Abendſchein, der durch die Scheiben brach, auf den herabfließenden Falten ihres lichtgrauen Gewandes, auf dem feinen Profil ihres Angeſichts, das ſich klar von dem dunklen Hintergrund des Zimmers abhob.

Eine Weile konnte ich ſie ſo betrachten, ohne daß mir die leiſeſte Bewegung ihres Körpers kund geworden wäre. „Elſi!“ rief ich leiſe.

„Ja?“ erwiderte ſie wie traumredend; „ich komme!“ Wie ein Erwachen ſchien es plötzlich ihre ſchlanken Glieder zu durchrinnen; ſie rieb mit ihren weißen Händen bedächtig ſich die Augen. „Ach du, Franz!“ rief ſie und lag im Augenblick in meinen Armen.

„Was war das, Elſi?“ frug ich.

– „Ich weiß nicht. Was war es doch? – Ich meinte, ich ſei bei dir, und ich war es nicht; und da riefſt du mich. – Aber du kommſt aus deiner Praxis, du mußt jetzt ruhen!“

Sie hatte mich zu einem Lehnſeſſel gezogen, und als ich mich hineingeſetzt hatte, kniete ſie vor mir nieder und ſtreckte die

Arme mir entgegen. Ich war ermüdet, aber nicht ſo ſehr, um nicht noch mit Entzücken auf den ſchöngeformten Kopf meines Weibes zu blicken; ich hatte ihre Hände in die meinen genommen, und ſo ſaßen wir, ohne zu ſprechen; nur ihre lichtgrauen Augen ſahen unabläſſig und immer forſchender in die meinen. Es war ſeltſam, daß es mir – ich kann's nicht anders ausdrücken – unheimlich unter dieſem Blicke wurde; zugleich aber kam jener ſüße Schauder über mich, der mir damals von meinem Nachtgeſicht geblieben war.

„Elſi," ſagte ich endlich, „was ſiehſt du ſo mich an?"

Ich ſah, wie ſie zuſammenzuckte. „Soll ich das nicht?" frug ſie dann leiſe.

„Deine Augen ſind ſo geſpenſtiſch, Elſi!"

Sie ſah mich dringender an: „Du!" ſagte ſie heimlich und verſtummte.

– „Was denn, geliebte Frau?"

„Du, Franz, wir müſſen uns früher ſchon geſehen haben!"

Der Atem ſtand mir ſtill, aber ich ſagte nur: „Wir ſehen uns jetzt ſchon in das vierte Jahr; von früher weiß ich nichts."

Sie ſchüttelte ihren blonden Kopf: „Ich mein es ernſthaft; du ſollſt keinen Scherz daraus machen! Nein, weit, viel weiter zurück – aber ich kann mich nicht entſinnen; es war vielleicht im Traum nur; ich muß noch ein halbes Kind geweſen ſein."

Es durchlief mich, ich bebte vor dem, was weiter kommen könne; aber ich faßte mich, und indem ich ſie ſanft zu mir hinaufzog, ſagte ich: „Das iſt ſo zwiſchen Liebesleuten; mir iſt es auch wohl ſo geweſen, als hätten unſere Seelen ſich geſucht, bevor noch unſere Leiber ſich gefunden hatten; das iſt ein alter Glaube, Elſi."

Sie antwortete nicht, aber ſie ſtrickte ihre Arme feſt um meinen Hals und drückte ihre Wange an die meine; ihre Augen ſuchte ich vergebens noch zu ſehen, denn der Dämmerungsſchein war erloſchen, und durch das Fenſter funkelte von fern der Abendſtern. „Franz!" hauchte ſie endlich.

– „Ja, Elſi?“

„Halte mich feſt, Franz! Noch feſter! O, mir iſt, als könnte man mich von dir reißen!“

Ich preßte ſie heftig an mich, aber ſie erhob ſchmerzlich lächelnd ihr Antlitz: „Es hilft dir nicht, Franz; wir müſſen doch wieder von einander!“

– – Als ich ſpäter in meinem Zimmer mit mir allein war, überkam mich ein Schrecken über dieſen halbviſionären Zuſtand; mit halben Gedanken ging ich auf und ab; bald griff ich, als ſollte mir daraus eine Offenbarung werden, nach dieſem oder jenem mediziniſchen Buche, das unter den andern auf dem Regal ſtand, und ſetzte es, meiſt ohne es nur aufgeſchlagen zu haben, wieder an ſeinen Platz; ich fühlte mich plötzlich unſicher gleich einem Neuling. Da flog's mir durch den Kopf: wir hatten noch immer kein Kind; eine Fehlgeburt war am Ende des erſten Ehejahres geweſen und nicht ohne nachbleibende Schwächen überwunden worden – wenn es das, wenn es das erſte Zeichen eines neuen Lebens wäre! Der Keim eines ſolchen wirkt ja oft wunderbar genug in der jungen Mutter. Ich hatte bisher die Kinder nicht vermißt; aber ich war mir wohl bewußt geweſen, daß ich dereinſt nach den Nichtgeborenen ſo ſehnſüchtig wie vergebens die Arme ausſtrecken würde.

Und ſo beruhigte ich mich; ich beobachtete dann, ich frug mein Weib; aber ſie ſelber wußte von nichts; ich glaube, ſie hatte mich kaum verſtanden. Und bald ſah auch ich, daß dieſe Hoffnung eine eitle geweſen ſei; außer einem leichteren Ermüden und einer vermehrten Zärtlichkeit zu ihrem Manne bemerkte ich nichts Auffallendes an ihr.

Da eines Tages kamen Schmerzen, nur leichte, vor denen ſie ſelber nicht erſchrak; aber der Ort, wo ſie hervortraten, wollte mir nicht gefallen. Sie hatte ſich ins Bett gelegt, aber ſie konnte am folgenden Tage wieder aufſtehen. „Es war nichts, Franz,“ ſagte ſie; „nur ein Anflug, und dann war's wohl meine Haſenangſt vor Schmerzen!“

Sie ſagte das wohl und war wieder heiter und geſchäftig; aber ein paar Wochen ſpäter, da ich vormittags in meinem Zimmer bei der Impfliſte ſaß, trat ſie zu mir herein, blaß und mit verzagten Augen: „Ich muß doch wieder in meine Kiſſen,“ ſagte ſie, „mir iſt, als wenn mich Unheil treffen ſollte.“

Ich brachte ſie nach unſerem Schlafzimmer; ich ſuchte den Grund der ſich bald, wenn auch gelinde, einſtellenden Schmerzen, aber es wollte mir nicht gleich gelingen. Sie atmete tief auf: „Es wird ſchon beſſer!“ flüſterte ſie, und nach einiger Zeit: „Geh nur hinunter an deine Arbeit; es iſt vorbei, du kannſt mich ruhig liegen laſſen!“

Und ſo trieb ſie mich fort, aber ich war unfähig, ſelbſt zu der geringfügigen Arbeit, die vor mir lag; eine Furcht vor einem Schrecknis, das ſich mir vor Augen ſtellte, hatte mich ergriffen; ich wanderte raſtlos auf und ab. Da wurde an meine Tür gepocht, und ich rief laut „Herein!“, aber es war nur der Poſtbote, der Briefe und neue Bücher brachte, auch mediziniſche Zeitſchriften, die von mir gehalten wurden, waren darunter. Ich warf die letzteren unangeſehen in die große Schublade meines Schreibtiſches, wohin ſie ſonſt erſt gelangten, nachdem ich das Weſentliche mir herausgeleſen hatte.

Es trieb mich wieder hinauf zu meiner Frau. „Sind die Schmerzen wieder da, Elſi?“ frug ich, denn an den Kiſſen ſah ich, daß ſie unruhig gelegen hatte.

„Ein wenig,“ ſagte ſie; „aber ich fürchte mich noch nicht!“

Doch mir konnte dieſe Antwort nicht genügen, und wieder glitt die taſtende Hand, nicht des Gatten, ſondern des Arztes, über den ſchönen jugendlichen Körper. Plötzlich — es war das erſte Mal in meinem Berufe — begann meine Hand zu zittern, und Elſis große erſchrockene Augen blitzten in die meinen: „Carcinoma!“ ſprach es in mir; es durchfuhr mich; wie kam das Entſetzliche zu meinem noch ſo jungen Weibe? Das Leiden galt derzeit in der Wiſſenſchaft für abſolut unheilbar; nach leis heranſchleichenden, alles Menſchliche überbietenden Qualen war

ſtets der Tod das Ende. Ich kannte dieſe Krankheit ſehr genau, und mit Schaudern gedachte ich des letzten grauenhaften Stadiums derſelben.

Ich zog die Hand zurück; ich küßte mein armes Weib; dann ſuchte ich über Gleichgültiges mit ihr zu reden, aber ſie lehnte ſchweigend den Ellenbogen auf den Rand des Bettes, den blaſſen Kopf in ihre Hand legend, und blickte durch das Zimmer wie ins Leere: „Ich kann's nur noch ſo ſchnell nicht faſſen," ſagte ſie, und die Worte kamen ihr faſt tonlos von den Lippen; „ſo lang' ich von mir weiß, habe ich gelebt und immer nur gelebt — nur vielleicht im Schlaf nicht — — doch ja, auch im Schlaf. — Du weißt es wohl, Franz, du weißt ja ſo viel: ſag mir, wie iſt denn der Tod?" Sie hatte die Augen zu mir erhoben und ſah mich unruhig fragend an.

„Möge er uns noch lange fern bleiben!" entgegnete ich, aber mir war die Kehle wie zugeſchnürt.

„Du antworteſt mir nicht, Franz!" ſprach ſie wieder.

— „Warum ſoll ich dir darauf antworten? Was ſoll der Tod zwiſchen uns?"

Sie blickte mich durchdringend an, als wollte ſie das Innerſte meiner Seele leſen: „Der will mich!" ſagte ſie; „und bekenn es nur, auch du glaubſt, daß ich ſterben werde. Ich hab' es deinen Augen angeſehen!"

Ein Stöhnen wollte ſich mir entringen, und in mir ſprach es: Sterben? Nur ſterben? O, armes Weib, du ahnſt nicht, was es dir koſten wird! Laut aber ſprach ich: „Du biſt krank, Elſi, und wir müſſen um deine Geſundheit kämpfen!"

Sie wurde totenblaß: „Sag nur ‚um dein Leben', Franz!"

„Das kannſt du in meinen Augen nicht geleſen haben." — Ich wußte wohl, daß ich ſie täuſchte; vielleicht hat ſie's gefühlt. Sie ſprach nicht mehr; ſie ergriff meine Hand und ließ ſich in die Kiſſen ſinken.

— — Meine äußerſten Befürchtungen erfüllten ſich; die Schmerzen traten ſtärker auf, und ich ſah mein Weib in Todes-

qual ſich winden, als ſie noch nicht die Hälfte ihrer Höhe erreicht hatten.

Fürchte nicht, Hans," unterbrach ſich mein Freund, „daß ich Schritt für Schritt mit dir an dieſem Leiden entlang gehen werde; ich will dich auch mit ärztlicher Weisheit nicht quälen: es war eine jener Abdominalkrankheiten, die ſo viele Frauen, wenn auch meiſt erſt in ſpäterem Alter, hinraffen, und bald war der Gipfelpunkt erreicht, wo auch die kühnſte Hoffnung ſinken mußte.

Wie mit verſteinertem Hirn ſaß ich eines Nachts an ihrem Bett — die Nächte bin ich allzeit allein bei ihr geweſen — ein furchtbarer Schauer war eben wieder einmal vorüber, und wie eine welke Blume lag ſie mir im Arm, an meiner Bruſt, blutlos, ohne alle Schwere des Lebens. Ich wußte, das Beſte, was bevorſtehen konnte, war ein möglichſt balder Tod; ich frug mich: Wie iſt es möglich, daß ſie noch immer lebt? Wie ein Irrſinn flog es mich an: ‚Iſt etwas in ihr, das ſie nicht ſterben läßt?' Aber in mir, und faſt höhniſch, ſprach es: ‚Du Tor, ſie wird ſchon ſterben können!' Ein entſetzliches Selbſtgeſpräch, Hans; denn ich liebte ſie ja ſo grenzenlos, ſo wahnſinnig, daß ich auch jetzt, trotz meines vielgerühmten Scharfſinns, nicht laſſen konnte, ſie immer wieder über das Menſchliche hinauszuheben. Nein, nein, es geht zu Ende! ſprach ich zu mir ſelbſt; ich lebte in mir durch, was kommen mußte — zuletzt blieb nur die Totenſtille und ein großes ödes Haus.

Da hörte ich meinen Namen rufen; ich ſchrak zuſammen, und doch, es war nur ihre Stimme; eine kurze Ruhe, eine Erholung war ihr vergönnt geweſen, und es war nun, als ob ihre Augen ſich mühten, liebevoll zu mir aufzublicken. „Franz," ſagte ſie — aber ihre Worte kamen in abgeriſſenen Sätzen, auch ihre liebe Stimme hätte ich an fremdem Orte nicht erkannt — „Franz," wiederholte ſie, „ſcheint denn der Mond da draußen?"

„Ja, Elſi, ſieh nur, durch das Südoſtfenſter fällt es auch hier hinein!" Ich hob ſie ein wenig an mir empor: „Siehſt du es nun?"

– „Ich ſehe; o wie ſchön!“

Ich hielt ſie noch an mir, es war nicht unbequem für ſie. „Franz,“ begann ſie wieder, „ich dachte nicht, dich wiederzuſehen; als die Schmerzen von mir ſanken, aber meine Augen noch geſchloſſen waren, fühlte ich es vor meinem Munde wehen; ich weiß, das war meine Seele, die den Leib verlaſſen wollte, aber mein Odem, der erwacht war, zog ſie wieder zurück – o Franz, hab Erbarmen, ich kann das Furchtbare nicht noch einmal ertragen“ – ich ſah es, wie ein Schauder durch ihren Körper lief – „und du weißt es,“ ſprach ſie wieder, und es klang hart, „ich muß doch ſterben! Erlöſe mich! Du mußt es, Franz! Wenn es wiederkommt, dann ... Du darfſt mich nicht tauſend Tode ſterben laſſen!“ Ihre Hände hatten ſich erhoben und ſtreichelten meine Wangen wie die eines flehenden Kindes.

„Elſi!“ ſchrie ich; „deine Worte raſen! Was dir ſo weh macht, das iſt nicht der Tod, das iſt das Leben!“

„Das Leben, Franz? Es war ſo ſüß mit dir! Jetzt aber – –“

Ich wiegte langſam meinen Kopf; ich bat: „Sprich nicht mehr ſo, geliebte Elſi!“

Aber ſie warf ſich herum und rang ihre mageren Händchen: „Er will nicht!“ ſchrie ſie; „er will nicht! O Gott, ſo ſei du mir endlich gnädig!“

Schon ſah ich ſie aufs neue den unſichtbaren Folterern verfallen, da fühlte ich, daß ſie meinen Kopf zu ſich herabzuziehen ſuchte, und als ich mich zu ihr beugte, ſah ich in ihr altes geliebtes Antlitz. „Du,“ ſagte ſie, und es war noch einmal der liebe Ton aus vergangenen Tagen, „glaubſt du, daß die Toten von den Lebenden getrennt ſind? O nein, das iſt nicht. Solange du mich liebſt, kann ich nicht von dir; du weißt, ich kann's ja gar nicht; nicht wahr, du weißt es? Ich bleibe bei dir, du haſt mich noch, und wenn deine leiblichen Augen mich auch nicht ſehen, was tut's, du trägſt mein Bild ja in dir; du brauchſt dich nicht zu fürchten! Küß mich, küß mich jetzt noch einmal,

mein geliebter Mann; noch einmal deinen Mund auf meinen! — — Sö, nun nicht mehr! Nun, wenn es da iſt, tu, warum ich dich gebeten habe! In dem kleinen Fache deines Schrankes — du haſt ja Zaubertränke, daß der Leib ohn Zucken einſchläft!"

So ging es fort; lange, beſtrickend, verwirrend. O Hans, ich kann dir all die Worte nicht wiederholen; ſie enthielten alle nur eine Bitte: die um den Tod von ihres Mannes Hand, der leider ein Arzt war."

Ich hatte in namenloſer Spannung zugehört. „Und du, Franz?" rief ich.

„Ich, mein Freund?" entgegnete Franz. „Ich vermochte ihr nicht zu antworten; es war auch kaum, als ob ſie das erwarte; ich umſchloß ſie nur immer feſter mit meinen Armen; wenn ich es heut bedenke, mir iſt, ich hätte ſie erdrücken müſſen. Aber ihre Worte kamen allmählich immer langſamer, und ich fühlte es plötzlich, ich hielt nur noch eine Schlafende in meinen Armen. Ich legte ſie aufs Bett, und endlich ſchien der Morgen durch die Fenſter; und als, noch in der Frühdämmerung, die Wärterin eintrat, ließ ich ſie am Bette niederſitzen und ging, wie ſchon in mancher Frühe, in mein Zimmer hinab, wohin die Magd mein einſames Frühſtück geſtellt hatte."

— — Franz hatte ſich zurückgelehnt, als ſei ein Augenblick der Ruhe eingetreten; ich atmete tief auf; ein „Gott ſei gedankt!" entfuhr mir.

Franz ſah mich finſter an. „Spar das fürerſt!" ſagte er hart. „Ich bin noch nicht zu Ende.

Mein Weib hatte recht: in meinem Schranke war ein dreimal verſchloſſenes Fach; dreimal, denn der Hauch des Todes war darin geborgen. Ohne eine Abſicht, nur als müſſe es ſo ſein, öffnete ich die Schlöſſer und nahm nach langer Muſterung von den kleinen ſorgfältig verſchloſſenen Kriſtallfläſchchen, welche darin neben einander ſtanden, das kleinſte an mich; ebenſo lange hielt ich es gegen den Tag und betrachtete, ich

kann nicht ſagen, ob gedankenvoll oder gedankenlos, die wenigen waſſerklaren Tropfen, welche kaum darin zu erkennen waren; ein Nichts, ein furchtbares Nichts. Dann ſteckte ich es zu mir; ich dachte mir noch kaum etwas dabei. Aber — — laß mich nichts von dieſem Tage ſagen! Was ich nie gekannt hatte, ich fühlte mein Herz unruhig werden, es ſchlug mir bis in den Hals hinauf; immer wieder fuhr meine Hand von außen an die Taſche, worin das Fläſchchen ſteckte, als wolle ſie ſich verſichern, ob es noch vorhanden ſei; dann wieder, ſo winzig es war, kam mir die Empfindung, als ſei es mir unbequem, als ob es mich drücke, und ich ſteckte es in die andere Taſche; o Hans, ich glaube heut, es war mein bös Gewiſſen, das mich drückte; aber daran dachte ich damals nicht. Ich hatte perſönlich jeder Praxis für die nächſte Zeit entſagt und alles meinem Aſſiſtenten aufgeladen, der, ſo gut es gehen wollte, damit fertig wurde. Daher frug niemand nach mir; ich hatte nach außen hin nichts zu tun. Aber was ich an andern ſonſt getadelt, ja gehaßt hatte, heute kam es über mich ſelbſt: ohne eigenen Willen und ohne das Maß der Einſicht der Zukunft anzulegen, ließ ich mich den Dingen, die da kommen würden, entgegentreiben; mit Gewalt nur unterdrückte ich meine kaum zu dämpfende Erkenntnis. Du glaubſt mir, daß ich dabei keine Ruhe fand; bald war ich im Garten, bald am Bette meiner Frau, dann wieder unten in meinem Zimmer. Endlich — endlich neigte ſich der lange Tag, die Schatten fielen.

Ich ging in unſer Schlafgemach, wo Elſi noch ihr Lager hatte und es auch behielt; die Wärterin ſtand an ihrem Bette und ordnete ihr blondes Haar, das bei der Unruhe der Kranken ſich verwirrt hatte; aber bei meinem Eintritt warf Elſi ihr Haupt herum und wandte ihr ſchönes Leidensantlitz zu mir. „Es iſt gut, Frau Jans! Laſſen Sie nur!“ ſagte ſie haſtig, und dann zu mir: „Bleib bei mir, Franz! Du — aber ganz allein!“ und ſah mich mit ihren wie in ſchmerzlichem Abſchied glänzenden Augen an.

Die Wartefrau hatte ein krankes Kind zu Haus; ich ſandte ſie fort bis auf die gewohnte Morgenſtunde. — Als wir allein waren, ſetzte ich mich, wie ich pflegte, auf den Rand des Bettes und nahm ihr Haupt an meine Bruſt. Sie drückte ſich ſanft an mich heran: „O Franz, wie iſt es gut, bei dir zu ſein!“ Wir ſprachen nicht; es war noch eine lange, glückliche Stunde; auch mein Herz begann wieder ruhig zu ſchlagen.

Da ſchrie ſie plötzlich auf: wie von Dämonen, die aber kein ſterblich Auge ſah, fühlte ſie ihren Leib in meinen Armen geſchüttelt; mir war's, als wollten ſie die Seele heraus haben und als könnten ſie es nicht. „Franz, o Franz!“ Das war noch ein letztes Wort; dann verſagte ihr die Stimme, ſelbſt der erlöſende Schrei zerbrach vor den zuſammengebiſſenen Zähnen. Da warf ſie mit Gewalt ihr Haupt empor — ich habe nirgend ſonſt, nie ein ſo von Qual verzerrtes Menſchenantlitz geſehen; nur aus den Augen, und flüchtig wie ein ſchießender Stern, traf jetzt ein Blick noch in die meinen — ein Blick zum Rande voll von Verzweiflung und heißer verlangender Bitte. Sie mühte ſich, ein Wort zu ſagen; ſie konnte es nicht, und die Anfälle kamen immer wieder. Ich war wie niedergeworfen von all den holden Geiſtern des Lebens: Liebe, Mitleid und Erbarmen waren dem Hülfloſen zu furchtbaren Dämonen geworden; mir war, ich ſei ein Nichts und nur beſtimmt, das Elend anzuſchauen; da — fühlte ich plötzlich, daß ich das Fläſchchen in meiner linken Hand hatte. Es durchfuhr mich; ich hatte mein Weib noch immer in den Armen. Dann kam ein Augenblick ...“

Der Erzähler ſtockte. „Franz,“ ſchrie ich, „Franz, du haſt dein Weib getötet!“

Er hob die Hand: „Still!“ ſagte er; „ich will das Wort nicht ſcheuen: ich habe ſie getötet. Aber damals erſchreckte es mich nicht; ging doch das Leid zu Ende! Ich fühlte, wie das junge Haupt an meine Bruſt herabſank, wie die Schmerzen ſanken; noch einmal wandte ſich ihr Antlitz, und — es mag ja

Täuſchung geweſen ſein, mir aber war es, als ſäh ich in das Antlitz meines Nachtgeſichts, wie es einſtmals verſchwindend von mir Abſchied nahm; jenes und meines Weibes Züge waren mir in dieſem Augenblicke eins.

Die Zeit meiner Jugend überkam mich; das Abendrot brach durch die Scheiben und überflutete ſanft die Sterbende und alles um ſie her. Und nun jenes hörbare Atmen, das ich bei andern nur zu oft gehört hatte; ich neigte mein Ohr an ihre Lippen, es war keine Täuſchung, und noch in meiner letzten Stunde werd ich es hören: „Dank, Franz!“ – dann ſtreckten dieſe jungen Glieder ſich zum letzten Mal.“

Franz ſchwieg; er hatte ſchon vorher ſeinen Sofaplatz verlaſſen und ſich einen Stuhl mir gegenüber hergeſchoben. Ich hörte, wie in einem Bann befangen; aber ich unterbrach ihn nicht mehr, ich wartete geduldig.

„Wie lange ich ſo geſeſſen,“ begann er nach einer Weile wieder, „die Tote in meinen Armen, weiß ich nicht; nur eines entſinne ich mich: es mag noch vor dem Dunkelwerden geweſen ſein, da war mir, als höre ich aus dem anſtoßenden Wohnzimmer leiſe Schritte über den Teppich gegen unſere Tür kommen; als ſie ſich ohne Anpochen öffnete, ſieht unſerer Freundin, Frau Käthes, teilnehmendes Antlitz in das Zimmer; ſie pflegte jeden Nachmittag der Kranken Troſt und Erquickung zu bringen. Aber diesmal kam ſie nicht; ich ſah plötzlich, daß die Tür wieder geſchloſſen war, und hörte ein herzbrechendes Schluchzen durch das Wohnzimmer ſich entfernen. Die Gruppe, welche der Lebendige und die Tote mit einander machten, hatte ihr die Vernichtung meines Hauſes kund getan.

Ich ſaß noch lange ohne Regung; dann aber, als ich fühlte, daß es dunkel um mich her war und nur der Mondſtreifen, welcher noch geſtern Elſis lebendiges Herz erfreut hatte, wieder durch das Südoſtfenſter hereinfiel, ließ ich den Leichnam aus meinen Armen auf das Bett ſinken und verließ das Zimmer, das ich hinter mir verſchloß. Mir iſt noch genau erinnerlich,

daß ich das Gefühl hatte, als ob ich auf Stelzen gehe, als ſeien meine Glieder nicht die meinen. So befand ich mich nach kurzer Zeit im Garten; mir war, als müßte ſie dort ſein, da ſie nicht mehr im Hauſe war. Ich ging zwiſchen den Raſen, zwiſchen den Tannen; bald im Schatten, bald fiel das Mondlicht auf die Steige; mitunter fuhr ein Nachtwind auf und führte eine Schar von fallenden Blättern durch die Luft; weiße Scheine lagen hier und da auf Bänken oder Büſchen; aber von ihr war keine Spur, eine totenſtille Einſamkeit war auch hier um mich herum. Mich ſchauerte, als ich laut und dann noch einmal ihren Namen rief. Ich wollte, ich mußte noch eine Lebensäußerung von ihr haben; für das, was ich ihr getan hatte, waren auch ihre letzten Worte mir nicht genug. Ich ſtand und hielt den Atem an, um auch den kleinſten Laut nicht zu verlieren, aber nichts kam zurück, nichts, was ich mit den Sinnen faſſen konnte: was ich beſeſſen hatte — das hatte ich gehabt, das war im ſicheren Lande der Vergangenheit; das Sauſen in den Tannen, der dumpfe Rabenſchrei, der aus der Luft herabſcholl, gehörten nicht dazu. Da — ich entſinne mich deſſen noch deutlich — fühlte ich etwas um meine Füße ſtreichen, ſich leiſe an mich drängen. Als ich hinabblickte, ſah ich, daß es die arme weiße Katze war; ſie ringelte den Schwanz und mauzte kläglich zu mir herauf. „Suchſt du ſie auch?“ ſagte ich. Dann hob ich das Tier auf meinen Arm und ging mit ihm dem Hauſe zu.

Die Nacht ſaß ich bei ihr, die ich getötet hatte; keine Lampe brannte, es war ganz finſter in dem Zimmer; in meiner Hand hielt ich eine andere; ſie war ſchon kalt, ſie wurde immer kälter, ich konnte es nicht ändern, und als es Morgen wurde, fühlte ich es bis ins Herz hinein. Da kam mir der Gedanke, ob denn der Tod nicht anſteckend ſei; aber es war nicht, es war überhaupt auch ſonſt nichts, gar nichts; nur ihr geliebtes Haupt lag ſtill und friedlich auf dem Kiſſen.“

Mein Freund war aufgeſtanden und ſah wie abweſend aus dem Fenſter in den traurigen Hof hinaus, nicht achtend, daß die Dohle wieder mit ihren ſchwarzen Flügeln gegen die Scheiben ſchlug. Aber ihr Krächzen nach neuem Futter war diesmal umſonſt; ihr Herr ſetzte ſich mir wieder gegenüber und ſah mich lange an, als ob er mich bemitleide.

„Armer Hans," begann er dann aufs neue, „mein Bericht iſt auch jetzt noch nicht am Ende, denn ich ſelbſt bin noch immer übrig, und im Herbſte jährt es ſich zum dritten Mal, ſeit das geſchah, was ich dir erzählt habe.

— — Elſi war begraben; die Kirchhofserde bedeckte den furchtbaren Prozeß, den die Natur einmal an allem übt, das ſie einſt ſelbſt hervorgebracht hatte. Wie mir zumute war? — Von Laien war mir oft geſagt, daß ſie einen ſtarken Seelenſchmerz an einer beſtimmten Stelle ihres Körpers nachempfänden, und es iſt ein Korn Wahrheit in dieſen Worten; bei mir aber war es nur ein dumpfer Schreck, der ſich eingeniſtet hatte, wo andere den Schmerz um ihre Toten zu empfinden meinten — und, wenn du willſt, ſo iſt das noch heut mein körperliches Leiden. Ich ſagte mir wohl, es ſei jetzt Zeit, meine Praxis wieder aufzunehmen, die ſonſt mir ſelber vorbehaltenen Kranken wieder zu beſuchen, zumal ich ſah, daß mein junger Gehülfe es nur auf Koſten ſeiner Geſundheit fertig brachte. Aber eine paniſche Furcht ergriff mich, wenn mir der Gedanke kam; ich ſcheute mich vor den Menſchen, ich vermied ſie und lebte wie ein Einſiedler eine Woche nach der andern, nur in meinem Haus und Garten, in letzterem ſelbſt dann noch, als der Winter ihn mit Reif und Schnee beladen hatte. Und niemand ſtörte mich in dieſer Vereinſamung; mein junger Mann tat ſchweigend ſeine Pflicht, weit mehr als dies; meine alten Patienten mochten Mitleid mit mir haben und auch wohl denken, der Doktor ſtehe doch unſichtbar hinter ſeinem Aſſiſtenten; einzelnen der jungen Frauen oder Mädchen mochte auch vielleicht der hübſche Junge zuſagen, wenigſtens holte er

ſich gleich darauf aus dieſen Kreiſen eine Braut. Da aber mußte es geſchehen, daß eine arge Seuche auf die Stadt und zumal auf unſere Jugend fiel; ein altes Übel, das aber nach manchen Jahren jetzt wieder auftauchte. Bei Beginn desſelben war es, daß eines Morgens der Finger meines jungen Hausgenoſſen beſcheiden an die Tür meines Zimmers pochte.

„Ich möchte nicht ſtören, Herr Doktor," ſagte er bei ſeinem Eintritt; „aber Sie werden es auch ſelbſt wünſchen, daß wir in der Behandlung dieſer unerwarteten Krankheit übereinſtimmen."

Ich ſah ihn überraſcht an; ich wußte nichts von einer neuen Krankheit.

„Verzeihen Sie," ſagte der junge Mann verlegen, indem er den nach allerlei mitſpielenden Nerven konſtruierten Namen nannte, „mir iſt ſie bisher in praxi noch unbekannt geblieben; ſie iſt plötzlich hier erſchienen, und es ſind ſchon Todesfälle nach kürzeſtem Verlaufe vorgekommen."

Ich wußte zwar von dieſer Krankheit, aber auch mir war ſie weder auf Univerſitäten noch ſpäter vorgekommen; ſie war heillos in der Schnelligkeit, womit ſie ihre Opfer packte. Ich raffte mich zuſammen, wir verhandelten, wir laſen, zumal auch in den älteren Praktikern, die aus ihrer Zeit das Übel durch Erfahrung kannten und deren feine Beobachtung bei geringen Hülfsmitteln mir immer Achtung eingeflößt hatte. So kamen wir zu beſtimmten Schlüſſen und zur Feſtſtellung eines einzuſchlagenden Verfahrens. Als er ſich entfernen wollte, ſah ich ihm zum erſten Mal voll ins Antlitz. „Aber was iſt Ihnen?" frug ich; „ſind Sie krank?"

Er ſchüttelte den Kopf: „Das iſt nur von der Nachtunruhe in den letzten Tagen."

Ich ſtreckte ihm erſchrocken meine Hand entgegen: „So verzeihen Sie mir, daß ich über die Tote den Lebenden vergeſſen habe."

Aber ihm ſprangen die Tränen aus den Augen: „Verzeihen?" ſtammelte er; „ich ſelber kann Ihre Tote nicht vergeſſen, wie ſollten Sie es können!"

Der brave Junge! Elſi war immer wie eine Schweſter gegen ihn geweſen; und – wenn er meine Praxis erbte, ich hätte nicht viel dagegen! – Nein," fügte er hinzu und ſtreckte abwehrend ſeine Hand nach mir, „unterbrich mich nicht! Ich kann jetzt nicht davon reden. – –

Als mein Aſſiſtent ſich entfernt hatte, fühlte ich eine Unruhe in mir, die mich dies und jenes anzufaſſen trieb; ſo kam ich auch über die Schublade, in der meine mediziniſchen Zeitſchriften lagen. Es war ein ganzer Haufen, und ich begann die einzelnen Hefte nach ihrer Ordnung zuſammenzuſuchen; vielleicht dachte ich gar daran, ſie zum Binden fortzuſchicken; zugleich blätterte ich und las die Überſchriften und den Beginn von einzelnen Artikeln. Da fielen meine Augen auf eine Mitteilung, die mit dem Namen einer unſerer bedeutendſten Autoritäten als Verfaſſer bezeichnet war, eines Mannes, der ſich nur ſelten gedruckt vernehmen ließ. Ich warf mich mit dem Heft aufs Sofa und begann zu leſen und las immer weiter, bis meine Hände flogen und ein Todesſchreck mich einem Beilfall gleich getroffen hatte. Der Verfaſſer ſchrieb über die Abdominalkrankheiten der Frauen, und bald las ich auf dieſen Blättern die Krankheit meines Weibes, Schritt für Schritt, bis zu dem Gipfel, wo ich den zitternden Lebensfaden ſelbſt durchſchnitten hatte. Dann kam ein Satz, und wie mit glühenden Lettern hat er ſich mir eingebrannt: ‚Man hat bisher' – ſo las ich zwei- und dreimal wieder – ‚dies Leiden für abſolut tödlich gehalten; ich aber bin imſtande, in nachſtehendem ein Verfahren mitzuteilen, wodurch es mir möglich wurde, von fünf Frauen drei dem Leben und ihrer Familie wiederzugeben.'

Das übrige las ich nicht; meine Augen flogen nur darüber hin. Es war auch ſo genug: der Verfaſſer jenes Satzes war mein akademiſcher Lehrer geweſen, zu dem ich damals, und auch jetzt noch, ein faſt abergläubiſches Vertrauen hatte.

Ich blätterte bis zu dem Umſchlage des Heftes zurück und las noch einmal den Monatsnamen, der darauf gedruckt ſtand;

es war unzweifelhaft dasſelbe, welches ich vierzehn Tage vor Elſis Tod dem Poſtboten abgenommen und dann ahnungslos in die Schublade geworfen hatte. – Lange lag ich, ohne die auf mich eindringenden Gedanken faſſen zu können. Er hat es geſagt! – das ging zuerſt in meinem Kopf herum; er iſt kein Schwindler, auch kein Renommiſt. – – ‚Mörder!‘ ſprach ich zu mir ſelbſt, ‚o allweiſer Mörder!‘

Wo ich an dem Reſt des Tages mich befand, wie er zu Ende ging, ich kann es dir nicht ſagen. Es war am Ende eine alltägliche Geſchichte, man konnte ſie alle Monat und noch öfter in den Zeitungen leſen: ein Mann hatte Weib und Kinder, ein Weib hatte ihre Kinder umgebracht; verzweifelnde Liebe hatte ihre wie meine Hand geführt. Aber ich hatte in meinem Hochmut dieſe Väter und Mütter bisher verachtet, ja gehaßt, denn das Leben, dem gegenüber ſie verzagten, mußte trotz alledem beſtanden werden; ſie waren feige geweſen, und ich gönnte ihnen Beil und Block, dem ſie verfallen waren; ich ſelbſt, ich hatte nur nachgedrückt auf die Senſe des Todes, die ich mit der Hand zu fühlen glaubte, damit ſie auf einmal töte, nicht nur in grauſamem Spiel zuvor erbarmungslos verwunde. Jetzt aber zeigte mir ein alter Lehrer, daß ſie noch gar nicht vorhanden war und daß nur meine eigene gottverlaſſene Hand mein Weib getötet hatte. – Glaub aber nicht, es ſei mir in den Sinn gekommen, mich den Gerichten zu übergeben und nach dem Strafrecht mein Verbrechen abzubüßen; nein, Hans, ich bin ein zu guter Proteſtant, ich weiß zu wohl, weder Richter noch Prieſter können mich erlöſen; mein war die Tat, und ich allein habe die Verantwortlichkeit dafür; ſoll eine Sühne ſein, ſo muß ich ſie ſelber finden. Überdies – bei dem furchtbaren Ernſt, in dem ich lebte, erſchien's mir wie ein Poſſenſpiel, wenn ich mich auf dem Schafott dachte.

– – Zum Unglück, oder ſoll ich ſagen zum Glück, trat an jenem Abend auch noch Freund Lenthe zu mir ins Zimmer, den ich ſeit dem Begräbnis nicht geſehen hatte. „Was treibſt du?“ rief er mir zu; „ich mußte doch endlich einmal nachſehen!“

Ich reichte ihm die Hand, aber als er in mein Geſicht ſah, mochte er freilich wohl erſchrecken. „Du ſiehſt übel aus,“ ſagte er ernſt, „als ob du dein Leben ganz der Toten hingegeben hätteſt. Das iſt Frevel, Franz! Die Stadt draußen iſt in Not und Schrecken um ihre Söhne und Töchter, und du, der ſonſt der Helfer war, ſperrſt dich ab in deinem Hauſe und läßt von deinem eigenen Gram dich freſſen!“

So fuhr er eine Weile fort; aber ſeine Reden gingen über mich weg; was er ſprach, klang mir wie Unſinn, ‚Blech‘, wie wir zu ſagen pflegten. Freilich, wer immer zu mir hätte reden mögen — es wär wohl ebenſo geweſen, denn ich hatte das Verhältnis zu den Menſchen verloren; mein Innerſtes war eine Welt für ſich. — Als ich endlich ſagte, daß ich mit meinem Aſſiſtenten am Nachmittage eine Konferenz gehalten, daß wir in dieſer über die Behandlung der neuen Krankheit uns vereinbart hätten, wurde er ganz beruhigt. „Und nun komm mit zu uns,“ ſagte er, indem er ſeine Uhr zog, „zu meiner Frau und zu unſerer Teeſtunde; da wirſt du morgen friſcher in die Praxis gehen!“

Mit ſeinen herzlichen Worten überwand er allmählich meinen Widerſtand, ich folgte ihm mechaniſch; als wir aber in das Haus traten, durchſchütterte mich der Klang der Türglocke, ich hätte faſt geſagt, als läute das Armenſünderglöcklein über mir; es war zum erſten Mal, daß ich ſeit Elſis Sterben ihren Klang vernahm.

Wir gingen in die helle warme Stube, und ich hörte deutlich die Teemaſchine ſauſen. „Gottlob, daß wir Sie endlich wieder haben!“ ſagte Frau Käthe, herzlich mir entgegenkommend, und drückte meine Hand.

Ich nickte: „Ja, liebe Freundin, wir drei ſind wiederum zuſammen.“

„O nein,“ erwiderte die gute Frau, „ſo dürfen Sie nicht ſprechen — die dieſe Zahl ſo lieblich einſt durch ſich vermehrte, ſie iſt noch mitten unter uns; ſie war keine, die ſo leicht verſchwindet.“

Ich ſetzte mich ſtumm auf meinen alten Sofaplatz, aber es war jetzt trübe auch im Haus der Freunde: die Worte, die ſie über Elſi ſprachen, auch die tiefempfundenſten, und gerade die am meiſten, ſie quälten mich; ich kam mir herzlos und undankbar vor, aber ich konnte nichts darauf erwidern.

Am andern Tage war ich zum erſten Mal wieder in der Praxis und kaſſierte die entſetzlichen Beileidsreden meiner Patienten ein, von denen einige mich dazu mißtrauiſch von der Seite anſahen, ob ich denn noch ihnen würde helfen können. Der neuen Krankheit traten wir mit Glück gegenüber; wenigſtens ſo unerwartet ſchnell, wie ſie gekommen, ſo raſch war die Epidemie nach einiger Zeit verſchwunden.

— — Ich ſagte dir ſchon, wenn wieder der Herbſt kommt, ſind es drei Jahre ſeit Elſis Tod. Ich habe aus dieſem Zeitraum nur noch eines mitzuteilen; das übrige ging ſo hin, ich tat, was ich mußte oder auch nicht laſſen konnte, aber ohne Anteil oder wiſſenſchaftlichen Eifer. Mein Ruf als Arzt, wie ich mit Erſtaunen wahrnahm, war noch im Steigen.

Alſo vernimm noch dieſes eine; dann werden wir da ſein, wo wir uns heut befinden."

„Sprich nur!" ſagte ich, „ich kann jetzt alles hören."

„Nein, Hans," erwiderte er, „es iſt doch anders, als du denkſt! — — Es mag vor reichlich einem Vierteljahr geweſen ſein, als ich zu einer mir nur dem Namen nach bekannten Frau Etatsrätin Roden gerufen wurde; die Magd, die das beſtellte, hatte hinzugefügt, gebeten werde, daß ich ſelber komme.

Da ich annahm, daß der Fall von einiger Bedeutung ſei, ging ich kurz danach in das Haus, welches die verwitwete Dame allein mit einer Tochter bewohnte. Ein junges Mädchen von etwa achtzehn Jahren kam mir bei meinem Eintritt entgegen; friſch, aufrecht, ein Bild der Geſundheit. „Fräulein Roden?" frug ich aufs Geratewohl, und ſie nickte: „Hilda Roden!" fügte ſie hinzu.

Dann ſtellte ich mich als Doktor Jebe vor.

„O, wie gut von Ihnen," rief ſie, „daß Sie ſelber kommen!"

„Glaubten Sie das nicht?"

„Ich wußte nicht, wie Sie es damit halten," ſprach ſie, „aber nun freue ich mich; wir Frauen dürfen nicht zu viel verlangen!"

— „Sind Sie ſo überaus beſcheiden?" frug ich und blickte das hübſche Mädchen mit etwas feſteren Augen an.

Ein leichtes Rot überzog ſekundenlang ihr Antlitz; ſie ſchloß ihre weißen Zähne auf einander und ſchüttelte ſo lebhaft den Kopf, daß der dunkle Zopf, der ihr im Nacken hing, zu beiden Seiten flog; und dabei zuckte aus den braunen Augen, die je zur Seite des feinen Stumpfnäschens ſaßen, ein faſt übermütiges Leuchten. Doch war das nur für einen Augenblick. „O nein," ſagte ſie plötzlich ernſt; „ich wünſchte nur ſo lebhaft, daß Sie ſelber kämen, und zitterte doch, Sie würden es nicht tun, denn meine Mutter, ich fürchte, ſie iſt recht krank, und ſie mußte doch den beſten Arzt haben!"

„Vertrauen Sie dieſem Arzte nicht zu ſehr!" erwiderte ich.

„O doch!" Und damit war ſie fort; aber nach kurzer Weile, während ich, in meine Teilnahmloſigkeit zurückgefallen, das Muſter der Tapete ſtudiert hatte, ſah ſchon ihr junges Antlitz wieder durch die geöffnete Tür des anliegenden Zimmers. „Meine Mutter läßt bitten!" ſprach ſie.

Dann ſtand ich am Krankenbett. „Mein gutes Kind", ſagte die noch faſt jugendliche Dame, die den Kopf aus ihren Kiſſen hob, „hat Sie ſelber herbemüht; doch hoffe ich, Sie werden das Übel kleiner finden, als die Sorge meiner Tochter."

Ich begann dann mein Examen, beſchäftigte mich näher mit der Kranken und fand am Ende, daß ich dasſelbe Leiden wie bei Elſi vor mir hatte. Und gerade hier ſollte ich es ſelber ſein! — Eine Finſternis ſchien über mich zu fallen, und wirre Gedanken, wie ich mich losmachen und ferner dennoch meinen Aſſiſtenten ſchicken könne, kreuzten durch meinen Kopf; als ich

dann aber in die erſchreckten Augen der Tochter ſah, die unbemerkt mir näher getreten war, wurde plötzlich alles anders: ich allein, ſagte ich mir, ſei der Arzt für dieſen Fall, und mein Gehirn war nach langer Zeit zum erſten Mal im ſelben Augenblicke ſchon beſchäftigt, ſich die Art der verzweifelten Kur zurecht zu legen. Ob die Hülfloſigkeit der Kindesliebe oder ob Anmut und Jugend dieſe Sinnesänderung bewirkten, ich weiß es nicht.

Als ich mit dem jungen Mädchen wieder in das Wohnzimmer getreten war, ſah ich ihre Erregung an dem Zittern ihrer Lippen. „Darf ich Sie fragen," ſagte ſie ſtammelnd — „Ihre Augen wurden vorhin mit einem Mal ſo finſter — ſteht es ſo ſchlimm mit meiner Mutter?"

Ich beſann mich einen Augenblick. „Es iſt eben eine ernſte Krankheit," entgegnete ich; „aber was Sie in meinem Antlitz etwa geleſen haben, war nur ein Widerſchein aus der eigenen Vergangenheit."

Sie ſchien verwirrt zu werden: „Verzeihen Sie mir," ſagte ſie, und ein flüchtiger Blick ihrer Augen traf in die meinen, „daß ich aufs neu daran gerührt habe; man denkt bei dem Arzt nur zu ſelten daran, daß er auch ſelber leiden könne."

Mir war, als flöſſe aus dieſen einfachen Worten ein Strom von Mitleid zu mir herüber, ſo warm war ihre Stimme.

Ich ging unter dem Verſprechen, mich am andern Vormittag zeitig wieder einzuſtellen; halb in erneutem Weh, doch auch als hauche mir ein milder Weſt ins Antlitz. Nicht ohne Scheu holte ich, zu Hauſe angekommen, das erwähnte Heft aus meiner Schublade und ſtudierte den Artikel meines einſtigen Lehrers. Das von dem Verfaſſer angewandte Verfahren beſtand in einer Operation, die im Falle des Gelingens — das war einleuchtend — eine vollſtändige Heilung, aber widrigenfalls und, wie ich fürchtete, ebenſo oft einen ſchnellen Tod würde bringen können; denn freilich, das erkrankte Organ mußte mit dem Meſſer völlig entfernt werden. Doch wie es immer ſein mochte, ich durfte nicht zurückſtehen! Der Tod — ich konnte nicht zwei-

ſeln – war ohne dieſe furchtbare Kur auch hier gewiß; auf der andern Seite aber ſtand das Leben, und nur eine gütige Abſicht der Natur wurde vernichtet, auf die es hier ſchon nicht mehr ankam. Das noch kräftige Alter meiner Patientin und ihre ſonſt günſtige Organiſation ermutigten mich noch mehr. Ich war entſchloſſen, gleich am andern Vormittage der Kranken dieſen ſchweren und mir noch zweifelhaften Schritt zur Rettung vorzuſchlagen.

Doch bevor ich dazu kam, am Morgen in der erſten Frühe ſchon, wurde ich zu der Etatsrätin gerufen. Ich fand die Tochter allein bei ihr: blaß, aber hoch aufgerichtet hielt ſie die Mutter in ihren Armen; ſo hatte Elſi dereinſt an meiner Bruſt gelegen. „Der Anfall iſt vorüber," ſagte das Mädchen, indem ſie die Kranke ſanft auf ihre Kiſſen legte, um mir den Platz am Bette zu überlaſſen.

Sie hatte recht, und die Schmerzen mußten ſtark geweſen ſein. „Aber wo iſt Ihre Wärterin?" frug ich.

Ein Zucken flog um den Mund des Mädchens: „Ich denk, ſie hat im erſten Schreck die Flucht ergriffen," ſagte ſie; „ſie wollte, ich weiß nicht was, aus ihrer Wohnung holen, aber ſie wird nicht wiederkommen."

– „Und da ſind Sie allein geblieben?"

„Ich blieb allein bei meiner Mutter; ich werde es auch ſpäterhin ſchon können!"

Aber die Kranke hob ſich auf in ihrem Bette: „Hör, Hilda," ſagte ſie mit ſchwerer Stimme, „ich will, wenn ich geſund werde – und Gott und unſer Doktor werden dazu helfen –, nicht gleich ein krankes Kind zu pflegen haben; helfen Sie mir, Herr Doktor, ich kenne den Eigenſinn der Liebe in dieſem jungen Kopfe."

Ich beruhigte die Frau und verſprach, dieſer Liebe zum Trotz eine feſtere Wärterin zu beſorgen, aber nur mit Mühe wurde der Opfermut der Tochter beſiegt. Ich verließ die Kranke für jetzt, mit dem Verſprechen, am Nachmittage wieder nachzuſehen,

und war mit der Tochter dann allein im Wohnzimmer. „Fräulein Hilda," ſagte ich, „ich weiß jetzt, Sie ſind ſtark; ich kann es Ihnen ſchon jetzt ſagen, mit Ihrer Mutter werde ich heute nachmittag reden, wenn ſie von ihrer ſchlimmen Nacht ſich etwas erholt hat —"

Sie unterbrach mich und ſah mich mit ihren großen Augen faſt zornig an. „Was iſt?" rief ſie, „um Gottes willen, was haben Sie vor?"

„Sie müſſen ruhig ſein, Sie müſſen mir helfen, Fräulein Hilda," ſagte ich; „ſo ſchwer es ſein mag, ich weiß, Sie können es." Und dann eröffnete ich ihr, welches Leid, welche Gefahr, doch auch welche Hoffnung für ihre Mutter da ſei.

Sie ſtand atemlos, mit zitternden Lippen, vor mir. Als ich ausgeſprochen hatte, ſtürzte ein Strom von Tränen aus ihren Augen. „Muß es denn ſein?" frug ſie noch.

„Es muß," erwiderte ich.

Dann fühlte ich einen kräftigen Druck ihrer Hand in der meinen. „Ich vertraue Ihnen," ſagte das Mädchen; „Sie ſind ſo gut; ich will auch nicht wieder weinen — ach, hilf uns, lieber Gott!"

„Ja, Hilda," erwiderte ich, „möge er uns helfen; aber wir ſelber ſtehen doch in erſter Reihe."

Sie ließ ihre Augen auf mir ruhen: „Kommen Sie nur heut nachmittag," ſagte ſie, „ich werde, was ich kann, für meine Mutter tun."

— — Als ich dann wiederkehrte, fand ich die neue Wärterin ſchon dort; Hilda ſaß am Bette ihrer Mutter; ſie ſchienen bei meinem Eintritt von ernſter und inniger Unterhaltung abzubrechen. Meine Kranke war ſichtlich von einer neuen Erregung ergriffen, aber ſie reichte mir ihre heiße Hand, und ich fühlte einen leiſen Druck und ſah ein ſchmerzliches Lächeln um ihren noch immer ſchönen Mund.

„Ich bin durch Hilda ſchon von allem unterrichtet", ſagte ſie, „und bereit, mich dem, was Sie für nötig achten, zu unter-

werfen. Wenn hier der Tod iſt und dort das Leben ſein kann, ſo muß ich für mein Kind das Leben ſuchen, ſo ſchwer es zu erreichen ſein mag."

Die Tochter hatte ihren Arm um die Mutter geſchlungen und drückte ihr braunes Köpfchen, wie um es zu verbergen, gegen deren Nacken; nur ich mochte es geſehen haben, daß ein paar große Tränen ihr wie widerwillig aus den Augen ſprangen.

Aber ich mußte ihr dankbar ſein, ſie hatte mir die ſchwere Eröffnung abgenommen, und meine Kranke hatte ich gefaßt gefunden. Ich will es kurz machen, Hans — die furchtbare Operation ging einige Tage ſpäter nach ſorgfältigſter Vorbereitung, unter Zuziehung meines Aſſiſtenten und eines beſonders geſchickten jüngeren Arztes aus einer Nachbarſtadt, nach den Geſetzen unſerer Wiſſenſchaft vorüber. Hilda — das hatte ich ausbedungen — durfte nicht zugegen ſein; aber in allem, was ſie außerdem zu leiſten hatte, war ſie, wenn auch totenblaß, das feſte zuverläſſige Mädchen, worauf ich gerechnet hatte.

Und ſo blieb es; unter ihrer zugleich liebevollen und ſtrengen Pflege ging die Heilung wider mein Erwarten und — trotz des furchtbaren Vergleiches — ich kann dennoch ſagen: zu meiner Freude, raſch von Statten, ſo daß mir bald die Ausſicht auf Geneſung ſicher wurde und, bei dem rechtzeitigen Eingreifen, auch die Furcht vor einem Rückfall immer mehr zurücktrat. Von der Wärterin erfuhr ich freilich, daß Fräulein Hilda zwar noch ihre Schlafkammer oben im Hauſe habe, aber gegen die Nacht, wenn das Befinden der Mutter ihr das geringſte Bedenken errege, von dem Stuhl an deren Bett nicht fortzubringen ſei: die unruhigen Augen nach der Kranken, verbringe ſie dort die Nacht in halbem Schlummer, und erſt bei Anbruch des Morgens ſchleiche ſie fröſtelnd für ein Stündchen nach der eigenen Kammer.

Ich ſah wohl, daß das Mädchen bleicher wurde, je mehr die Mutter ſich erholte; und ſo eines Tages, als ſie mich wieder aus dem Krankenzimmer geleitet hatte, faßte ich ihre Hand,

und während ihre ſchönen verwachten Augen zu mir aufſahen, ſprach ich und war ſelbſt nicht ohne tiefere Bewegung: „Von heut an, Fräulein Hilda, ſollen Sie ruhig in Ihrem Bette ſchlafen; ich ſtehe Ihnen dafür, Ihre Mutter iſt gerettet.“

Wie durch ein Wunder erhellte ſich bei dieſen Worten ihr junges Antlitz; in Wahrheit, ſie war plötzlich wunderſchön geworden. „Gerettet?“ frug ſie noch halb im Zagen; „o Gott, gerettet!“ — Dann noch ein paar tiefe Atemzüge, und ein entzückendes Lachen, als ob's die Bruſt nicht bergen könne, brach aus ihren Lippen. „Gerettet!“ wiederholte ſie noch einmal. „O Doktor, mir iſt, als trüg ich plötzlich einen Roſenkranz! Aber Sie“ — und ihre Augen ſahen mich wie heftig flehend an — „gleich einer Trauerkunde haben Sie die Himmelsbotſchaft mir verkündet! Und Sie haben mir das Leben — o, verſtehen Sie es doch! das Leben meiner Mutter haben Sie gerettet!“

Ich glaube faſt, ſie wollte mir zu Füßen ſinken, aber ich faßte ihre Hand: „Laſſen Sie das, Hilda!“ ſagte ich; „es hat wohl jeder ſein eigenes Geſchick, und was an Freude einmal hinzukommt, nimmt deſſen Farbe an!“

„Ja, ja, ich weiß,“ erwiderte ſie, plötzlich ſtill werdend, „Sie haben Ihre Frau ſo ſehr geliebt und haben ſie verloren!“

„Es war die Krankheit Ihrer Mutter,“ fügte ich hinzu; „ich vermochte ſie nicht zu retten“ — — nur zu töten! hätte ich faſt hinzugeſetzt, denn mich überkam ein faſt unabweisbarer Drang, dieſem jungen Weſen meine Seele preiszugeben, ihr alles, was mich zu Boden drückte, bloßzulegen, ſo wie ich es heute vor dir getan habe. — Aber ich bezwang mich; ſie hätte darunter zuſammenbrechen müſſen.

Die Augen voll Tränen, mir beide Hände hingegeben, ſtand ſie vor mir. „Es tut mir ſo leid, daß Sie nicht froh ſein können,“ ſtammelte ſie endlich.

Ich ſchüttelte den Kopf: „Ich danke Ihnen, Hilda!“ ſagte ich; dann ging ich fort. Ich habe ſie ſeitdem nicht wiedergeſehen.

— — Am Abend ſaß ich bei den Freunden Lenthes, und, wie ſo oft, wandte ſich das Geſpräch darauf, wie meinem unverhehlbar trüben Zuſtand wieder aufzuhelfen ſei. „Täuſche dich nicht, Franz," ſagte der Freund, „als ob die Begier nach Leben in dir erloſchen wäre; du mußt trotz alledem wieder heiraten und dein Haus aufs neue bauen!"

„Ich bin zu alt geworden, Wilm," erwiderte ich abwehrend.

— „Ei was! Du haſt nur deine Jugend mit Kirchhofsraſen zugedeckt; wenn du ein Weib haſt, tragt ihr ſie mit einander wieder ab!"

„Am Ende", ſagte ich wie ſcherzend, „habt ihr meine Künftige ſchon hinter einem Vorhang? Wer ſollte mich denn heiraten?"

Frau Käthe ſah mich halb ſchelmiſch, halb zaghaft an. „Hilda Roden?" frug ſie leiſe. „Oder hab ich fehl geraten?"

Es durchfuhr mich doch. „Was wiſſen Sie von Hilda Roden?" rief ich.

„O," erwiderte ſie ſchon mutiger, „ich weiß von ihr; Sie würden keinen Korb bekommen, und ſie iſt gut, die Hilda!"

Und Lenthe nickte dazu: „Überhör nicht, was die weiſe Frau dir rät!" ſagte er lächelnd.

Ich aber dachte: Jetzt wird es Zeit zu gehen! — Laut ſagte ich: „Ich überhör es nicht und will tun, was danach geſchehen muß. Jetzt aber — reden wir von andern Dingen!"

Bereits am anderen Tage ſandte ich meinen Aſſiſtenten zur Etatsrätin, bei der übrigens ein täglicher Beſuch ſchon kaum mehr nötig war. Die junge hübſche Dame, meinte bei ſeiner Rückkunft der junge Mann, habe bei ſeinem Eintritt ihn ſo erſchrocken angeſehen, daß er ſchier darüber außer Faſſung gekommen wäre. Ich will dir nicht verhehlen, Hans, daß bei dieſen Worten ſich mein Herz zuſammenzog. Gleichwohl, nach drei weiteren Tagen, nachdem ich mein Haus beſtellt hatte, nahm ich Abſchied von den Freunden, die, da ich mit einer Hochzeit nichts zu tun haben wollte, auch mit dieſer Badereiſe

zufrieden waren, auf die ſie, Gott weiß, welche Hoffnung ſetzten. — Und ſo, mein alter, mein älteſter Freund," ſchloß er, mir ſeine Hand hinüber reichend, „ſitze ich denn hier bei dir wie einſt vor manchen Jahren; es iſt mir wie ein Ring, der ſich geſchloſſen hat."

Er hatte eine Weile geſchwiegen; den Kopf geneigt, daß meine Augen auf ſein ergrauendes Haar ſahen, ſo ſaß er vor mir; dann begann er noch einmal, ohne aufzublicken: „Daß ich meiner Elſi den Tod gegeben, während ich nach dieſer neuen Vorſchrift vielleicht ihr Leben hätte erhalten können, das liegt nicht mehr auf mir; es iſt ein Schwereres, an dem ich trage — ſo mühſelig, daß ich, wäre es möglich, an den Rand der Erde laufen würde, um es in den leeren Himmelsraum hinab zu werfen. Laß es dir ſagen, Hans, es gibt etwas, von dem nur wenige Ärzte wiſſen, auch ich wußte nicht davon, obgleich ihr mich zum Arzt geboren glaubtet, bis ich daran zum Verbrecher wurde."

Er atmete tief auf. „Das iſt die Heiligkeit des Lebens," ſprach er. „Das Leben iſt die Flamme, die über allem leuchtet, in der die Welt erſteht und untergeht; nach dem Myſterium ſoll kein Menſch, kein Mann der Wiſſenſchaft ſeine Hand ausſtrecken, wenn er's nur tut im Dienſt des Todes, denn ſie wird ruchlos gleich der des Mörders!"

Ich ergriff ſeine Hand: „Schmähe dich nicht ſelber, Franz! Du haſt auch ſo genug zu tragen!"

„Du haſt recht," ſagte er aufſtehend; „es taugt auch nicht, davon zu reden; nur die eine Frage iſt zurück: Was nun?" Er war aufgeſtanden und ging im Zimmer hin und wider.

„Die Lenthes", ſagte ich, „haben dir ein derbes Mittel angeraten!"

„Für einen Unſchuldigen", erwiderte er, „vielleicht nicht unrecht; und doch" — er war ſtehen geblieben — „pfui, pfui! Dies edle Geſchöpf zum Mittel einer Heilung zu erniedrigen, es würde nur ein neues Verbrechen ſein!"

Ich blickte aus dem Banne dieſer furchtbaren Erzählung in dem Zimmer umher; von dem engen Hofe fiel ſchon die Dämmerung herein, es regnete draußen. „Laß uns ein Weiteres auf morgen ſparen," ſagte ich; „das Ungeheure, das ich gehört habe, verwirrt mich noch; ich komme morgen ſchon in der Frühe zu dir!"

Er nickte und reichte mir die Hand. „Tu das, Hans, und ſchlafe geſund, wenn dein treues Herz dich ſchlafen läßt!"

— — Ich ging und fand im Hotel meine alte Verwandte ungeduldig meiner harrend. „Wo bleibſt du, Hans? Ich ſitze hier ſchon ſtundenlang, die Hände im Schoß, und der Tee iſt längſt bitter!"

Meine Entſchuldigung, daß ich einen alten Freund, mit hartem Schickſal beladen, wiedergefunden, wollte kaum verſchlagen; ob aber der Tee bitter war, habe ich damals nicht geſchmeckt.

Nach einer freilich meiſt ſchlafloſen und in vergeblichem Sinnen verbrachten Nacht machte ich mich — es war doch ſchon gegen ſieben Uhr geworden — zu meinem Freunde auf den Weg. Als ich in das Haus trat, ſah ich, daß deſſen Zimmertür weit offen ſtand, und eine alte Magd ſchien drinnen aufzuräumen, als ob dort kein Bewohner mehr vorhanden ſei; ſelbſt die Fenſter nach dem Hofe waren aufgeſperrt.

„Iſt denn der Herr Doktor ſchon ausgegangen?" frug ich näher tretend.

Aber das Frauenzimmer ſchlug mit geſpreizter Hand einen Halbkreis durch die Luft: „Fortgefahren iſt er, ſchon um vier Uhr; er kommt nit wieder!"

In meiner Beſtürzung ſah ich, wie einen Anhalt ſuchend, durch das Fenſter auf den Hof und gewahrte dort die Dohle noch wie geſtern auf dem Holunderbuſche hucken. Die Magd hatte ſich auf ihren Scheuerbeſen geſtemmt und ſchaute gleichfalls dahin. „Ja," ſagte ſie, „den ruppigen Vogel, den hat der Herr Doktor meiner Herrſchaft hier gelaſſen!"

„Hatte die denn das Tier ſo gern?"

Die Alte ſchneuzte die Naſe in ihren Schürzenzipfel; dann ſchüttelte ſie grinſend ihren Kopf: „Aber eine Handvoll Gulden hat er draufgegeben, der Herr Doktor, und geſagt, das ſei das Koſtgeld."

In dieſem Augenblick gewahrte ich einen Brief mit meiner Adreſſe auf einem Tiſche liegen; es war die mir noch wohlbekannte Handſchrift meines Freundes. Ich nahm ihn und ſagte: „Der Brief iſt an mich!"

Das Weib ſah mich an: „Ja, wer ſind's denn eigentlich?"

Ich nannte meinen Namen und fügte hinzu: „Habt Ihr mich nicht geſehen? Ich war doch geſtern den ganzen Nachmittag bei dem Herrn Doktor!"

„Ach ja, da wird's ſcho richtig ſein; wiſſen's, ich hätt nachher doch den Brief Ihnen ſollen bringen."

So ging ich denn mit klopfenden Pulſen, aber wie mit einem gewonnenen Schatze in mein Hotelzimmer und las, was, wie ich jetzt glaube, Franz mir ſchon geſtern hätte ſagen können.

„Lebe wohl, mein Freund," — ſo ſchrieb er, und es dauerte eine Weile, bevor ich weiterleſen konnte — „wir werden uns nicht wiederſehen. Daß Du zur rechten Zeit mich fandeſt, daß ich zu Dir das Ungeheure von der Seele ſprechen konnte, hat meinen Geiſt befreit; ich bin jetzt feſt entſchloſſen: ich gehe fort, weit fort, für immer, nach Orten, wo mehr die Unwiſſenheit als Krankheit und Seuche den Tod der Menſchen herbeiführt. Dort will ich in Demut mit meiner Wiſſenſchaft dem Leben dienen; ob mir dann ſelber Heilung oder nur der letzte Herzſchlag bevorſteht, will ich dort erwarten. — Noch einmal lebe wohl, geliebter Freund!"

*

Seitdem, faſt dreißig Jahre lang, hörte ich nichts mehr von Franz Jebe; nur durch Lenthes, mit denen ich ſpäter in nähere Verbindung trat, daß ſein Aſſiſtent wirklich das Erbe ſeiner

Praxis angetreten habe, wozu Franz ihm aus der Ferne noch behülflich geweſen ſei. Dann, im Herbſte 1884, gelangte ein Schreiben aus Oſtafrika an mich, deſſen Adreſſe von einer mir fremden Hand war. Als ich es geöffnet hatte, fielen zwei Briefe heraus, der eine, leicht erkennbar, von der Hand meines lang verſchollenen Freundes, der andere von der Feder, welche die Adreſſe an mich geſchrieben hatte. Ich las dieſen letzteren zuerſt; er war nach der Unterſchrift von einem Miſſionar:

„Gruß in Chriſto Jeſu zuvor!

In der Nacht vom 16. Mai d. J. iſt hier der ſtets hülfreiche und, obwohl er den rechten Weg des Heils verſchmähte, dennoch von der Liebe Gottes erfüllte Dr. med. Herr Franz Jebe unter meinen Gebeten zum wahren Gott-Schauen entſchlafen; infolge einer ſchweren Seuche, von der er zwar nicht befallen worden, deren treue Bekämpfung aber den ohnehin ſchon ſchwachen Reſt ſeiner dem Dienſte der Menſchenliebe gewidmeten Kräfte aufgerieben hat.

Dieſe Nachricht an Sie, werter Herr, und die Überſendung ſeiner Abſchiedsworte habe ich ihm in ſeiner letzten Stunde zugeſichert.

Möge der große Gott mit unſerem Toten und auch mit Ihnen ſein!"

Dann nahm ich den Brief meines Freundes:

„Noch einmal, Hans," ſo ſchrieb er, „greife ich nach Deiner Hand und hoffe, Du wirſt die meine faſſen können; nur ein Wort noch, damit Du von mir wiſſeſt und meiner in Frieden gedenken mögeſt!

Ich habe ehrlich ausgehalten; mitunter nicht ohne Ungeduld, ſo daß mir die Gedanken kamen: Was biſt du doch der Narr? Der Weg hinaus iſt ja ſo leicht! – Aber ich hatte damals noch die Kraft, mich abzuwenden, daß ich an mir ſelber nicht zum Frevler würde. Jetzt endlich geht die Zeit der furchtbaren Einſamkeit, in der ich hier die zweite Hälfte meines Lebens hingebracht habe, ihrem Ende zu. Die Kräfte ſinken

raſch; ich wundere mich, daß ich noch lebe, zugleich aber ſehe ich vor mir das Tor zur Freiheit von anderer, ich weiß nicht, von welcher Hand geöffnet — — o, meine Elſi! möchte es die deine ſein!

Lebe wohl, Hans, mein Freund; ich fühl's, das Sterben kommt!"

— — So war ſein Leiden denn zu Ende. — Ob eine ſolche Buße nötig, ob es die rechte war, darüber mag ein jeder nach ſeinem Innern urteilen; daß mein Freund ein ernſter und ein rechter Mann geweſen iſt, daran wird niemand zweifeln.

Der Schimmelreiter

Was ich zu berichten beabsichtige, ist mir vor reichlich einem halben Jahrhundert im Hause meiner Urgroßmutter, der alten Frau Senator Feddersen, kund geworden, während ich, an ihrem Lehnstuhl sitzend, mich mit dem Lesen eines in blaue Pappe eingebundenen Zeitschriftenheftes beschäftigte; ich vermag mich nicht mehr zu entsinnen, ob von den „Leipziger" oder von „Pappes Hamburger Lesefrüchten". Noch fühl ich es gleich einem Schauer, wie dabei die linde Hand der über Achtzigjährigen mitunter liebkosend über das Haupthaar ihres Urenkels hinglitt. Sie selbst und jene Zeit sind längst begraben; vergebens auch habe ich seitdem jenen Blättern nachgeforscht, und ich kann daher um so weniger weder die Wahrheit der Tatsachen verbürgen, als, wenn jemand sie bestreiten wollte, dafür aufstehen; nur so viel kann ich versichern, daß ich sie seit jener Zeit, obgleich sie durch keinen äußeren Anlaß in mir aufs neue belebt wurden, niemals aus dem Gedächtnis verloren habe.

Es war im dritten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts, an einem Oktobernachmittag – so begann der damalige Erzähler –, als ich bei starkem Unwetter auf einem nordfriesischen Deich entlang ritt. Zur Linken hatte ich jetzt schon seit über einer Stunde die öde, bereits von allem Vieh geleerte Marsch, zur Rechten, und zwar in unbehaglichster Nähe, das Wattenmeer der Nordsee; zwar sollte man vom Deiche aus auf Halligen und Inseln sehen können; aber ich sah nichts als die gelbgrauen Wellen, die unaufhörlich wie mit Wutgebrüll an den Deich hinaufschlugen und mitunter mich und das Pferd mit schmutzigem Schaum bespritzten; dahinter wüste Dämmerung, die Himmel und Erde nicht unterscheiden ließ; denn auch der halbe Mond, der jetzt in der Höhe stand, war meist von treibendem Wolkendunkel überzogen. Es war eiskalt; meine verklommenen Hände

konnten kaum den Zügel halten, und ich verdachte es nicht den Krähen und Möwen, die ſich fortwährend krächzend und gackernd vom Sturm ins Land hineintreiben ließen. Die Nachtdämmerung hatte begonnen, und ſchon konnte ich nicht mehr mit Sicherheit die Hufen meines Pferdes erkennen; keine Menſchenſeele war mir begegnet, ich hörte nichts als das Geſchrei der Vögel, wenn ſie mich oder meine treue Stute faſt mit den langen Flügeln ſtreiften, und das Toben von Wind und Waſſer. Ich leugne nicht, ich wünſchte mich mitunter in ſicheres Quartier.

Das Wetter dauerte jetzt in den dritten Tag, und ich hatte mich ſchon über Gebühr von einem mir beſonders lieben Verwandten auf ſeinem Hofe halten laſſen, den er in einer der nördlicheren Harden beſaß. Heute aber ging es nicht länger; ich hatte Geſchäfte in der Stadt, die auch jetzt wohl noch ein paar Stunden weit nach Süden vor mir lag, und trotz aller Überredungskünſte des Vetters und ſeiner lieben Frau, trotz der ſchönen ſelbſtgezogenen Perinette- und Grand-Richard-Äpfel, die noch zu probieren waren, am Nachmittag war ich davongeritten. „Wart nur, bis du ans Meer kommſt," hatte er noch an ſeiner Haustür mir nachgerufen; „du kehrſt noch wieder um; dein Zimmer wird dir vorbehalten!"

Und wirklich, einen Augenblick, als eine ſchwarze Wolkenſchicht es pechfinſter um mich machte und gleichzeitig die heulenden Böen mich ſamt meiner Stute vom Deich herabzudrängen ſuchten, fuhr es mir wohl durch den Kopf: „Sei kein Narr! Kehr um und ſetz dich zu deinen Freunden ins warme Neſt." Dann aber fiel's mir ein, der Weg zurück war wohl noch länger als der nach meinem Reiſeziel; und ſo trabte ich weiter, den Kragen meines Mantels um die Ohren ziehend.

Jetzt aber kam auf dem Deiche etwas gegen mich heran; ich hörte nichts; aber immer deutlicher, wenn der halbe Mond ein karges Licht herabließ, glaubte ich eine dunkle Geſtalt zu erkennen, und bald, da ſie näher kam, ſah ich es, ſie ſaß auf einem

Pferde, einem hochbeinigen hageren Schimmel; ein dunkler Mantel flatterte um ihre Schultern, und im Vorbeifliegen ſahen mich zwei brennende Augen aus einem bleichen Antlitz an.

Wer war das? Was wollte der? — Und jetzt fiel mir bei, ich hatte keinen Hufſchlag, kein Keuchen des Pferdes vernommen; und Roß und Reiter waren doch hart an mir vorbeigefahren!

In Gedanken darüber ritt ich weiter, aber ich hatte nicht lange Zeit zum Denken, ſchon fuhr es von rückwärts wieder an mir vorbei; mir war, als ſtreifte mich der fliegende Mantel, und die Erſcheinung war, wie das erſte Mal, lautlos an mir vorüber geſtoben. Dann ſah ich ſie fern und ferner vor mir; dann war's, als ſäh ich plötzlich ihren Schatten an der Binnenſeite des Deiches hinuntergehen.

Etwas zögernd ritt ich hinterdrein. Als ich jene Stelle erreicht hatte, ſah ich hart am Deich im Kooge unten das Waſſer einer großen Wehle blinken — ſo nennen ſie dort die Brüche, welche von den Sturmfluten in das Land geriſſen werden, und die dann meiſt als kleine, aber tiefgründige Teiche ſtehen bleiben.

Das Waſſer war, trotz des ſchützenden Deiches, auffallend unbewegt; der Reiter konnte es nicht getrübt haben; ich ſah nichts weiter von ihm. Aber ein anderes ſah ich, das ich mit Freuden jetzt begrüßte: vor mir, von unten aus dem Kooge, ſchimmerten eine Menge zerſtreuter Lichtſcheine zu mir herauf; ſie ſchienen aus jenen langgeſtreckten frieſiſchen Häuſern zu kommen, die vereinzelt auf mehr oder minder hohen Werften lagen; dicht vor mir aber auf halber Höhe des Binnendeiches lag ein großes Haus derſelben Art; an der Südſeite, rechts von der Haustür, ſah ich alle Fenſter erleuchtet; dahinter gewahrte ich Menſchen und glaubte trotz des Sturmes ſie zu hören. Mein Pferd war ſchon von ſelbſt auf den Weg am Deich hinab geſchritten, der mich vor die Tür des Hauſes führte. Ich ſah wohl, daß es ein Wirtshaus war; denn vor den Fenſtern gewahrte ich die ſogenannten „Ricks", das heißt auf zwei Ständern ruhende

Balken mit großen eiſernen Ringen, zum Anbinden des Viehes und der Pferde, die hier Halt machten.

Ich band das meine an einen derſelben und überwies es dann dem Knechte, der mir beim Eintritt in den Flur entgegenkam. „Iſt hier Verſammlung?“ frug ich ihn, da mir jetzt deutlich ein Geräuſch von Menſchenſtimmen und Gläſerklirren aus der Stubentür entgegen drang.

„Js wull ſo wat,“ entgegnete der Knecht auf plattdeutſch — und ich erfuhr nachher, daß dieſes neben dem Frieſiſchen hier ſchon ſeit über hundert Jahren im Schwange geweſen ſei — „Diekgraf und Gevollmächtigten un wecke von de annern Intereſſenten! Dat is um't hoge Water!“

Als ich eintrat, ſah ich etwa ein Dutzend Männer an einem Tiſche ſitzen, der unter den Fenſtern entlang lief; eine Punſchbowle ſtand darauf, und ein beſonders ſtattlicher Mann ſchien die Herrſchaft über ſie zu führen.

Ich grüßte und bat, mich zu ihnen ſetzen zu dürfen, was bereitwillig geſtattet wurde. „Sie halten hier die Wacht!“ ſagte ich, mich zu jenem Manne wendend, „es iſt bös Wetter draußen; die Deiche werden ihre Not haben!“

„Gewiß,“ erwiderte er; „wir, hier an der Oſtſeite, aber glauben, jetzt außer Gefahr zu ſein; nur drüben an der andern Seite iſt's nicht ſicher; die Deiche ſind dort meiſt noch mehr nach altem Muſter; unſer Hauptdeich iſt ſchon im vorigen Jahrhundert umgelegt. — Uns iſt vorhin da draußen kalt geworden, und Ihnen“, ſetzte er hinzu, „wird es ebenſo gegangen ſein; aber wir müſſen hier noch ein paar Stunden aushalten; wir haben ſichere Leute draußen, die uns Bericht erſtatten.“ Und ehe ich meine Beſtellung bei dem Wirte machen konnte, war ſchon ein dampfendes Glas mir hingeſchoben.

Ich erfuhr bald, daß mein freundlicher Nachbar der Deichgraf ſei; wir waren ins Geſpräch gekommen, und ich hatte begonnen, ihm meine ſeltſame Begegnung auf dem Deiche zu erzählen. Er wurde aufmerkſam, und ich bemerkte plötzlich,

daß alles Geſpräch umher verſtummt war. „Der Schimmelreiter!“ rief einer aus der Geſellſchaft, und eine Bewegung des Erſchreckens ging durch die übrigen.

Der Deichgraf war aufgeſtanden. „Ihr braucht nicht zu erſchrecken,“ ſprach er über den Tiſch hin; „das iſt nicht bloß für uns; Anno 17 hat es auch denen drüben gegolten; mögen ſie auf alles vorgefaßt ſein!“

Mich wollte nachträglich ein Grauen überlaufen: „Verzeiht!“ ſprach ich, „was iſt das mit dem Schimmelreiter?“

Abſeits hinter dem Ofen, ein wenig gebückt, ſaß ein kleiner hagerer Mann in einem abgeſchabten ſchwarzen Röcklein; die eine Schulter ſchien ein wenig ausgewachſen. Er hatte mit keinem Worte an der Unterhaltung der andern teilgenommen, aber ſeine bei dem ſpärlichen grauen Haupthaar noch immer mit dunklen Wimpern beſäumten Augen zeigten deutlich, daß er nicht zum Schlaf hier ſitze.

Gegen dieſen ſtreckte der Deichgraf ſeine Hand: „Unſer Schulmeiſter“, ſagte er mit erhobener Stimme, „wird von uns hier Ihnen das am beſten erzählen können; freilich nur in ſeiner Weiſe und nicht ſo richtig, wie zu Haus meine alte Wirtſchafterin Antje Vollmers es beſchaffen würde.“

„Ihr ſcherzet, Deichgraf!“ kam die etwas kränkliche Stimme des Schulmeiſters hinter dem Ofen hervor, „daß Ihr mir Euern dummen Drachen wollt zur Seite ſtellen!“

„Ja, ja, Schulmeiſter!“ erwiderte der andere, „aber bei den Drachen ſollen derlei Geſchichten am beſten in Verwahrung ſein!“

„Freilich!“ ſagte der kleine Herr; „wir ſind hierin nicht ganz derſelben Meinung“; und ein überlegenes Lächeln glitt über das feine Geſicht.

„Sie ſehen wohl,“ raunte der Deichgraf mir ins Ohr; „er iſt immer noch ein wenig hochmütig; er hat in ſeiner Jugend einmal Theologie ſtudiert und iſt nur einer verfehlten Brautſchaft wegen hier in ſeiner Heimat als Schulmeiſter behangen geblieben.“

Dieſer war inzwiſchen aus ſeiner Ofenecke hervorgekommen und hatte ſich neben mir an den langen Tiſch geſetzt. „Erzählt, erzählt nur, Schulmeiſter," riefen ein paar der Jüngeren aus der Geſellſchaft.

„Nun freilich", ſagte der Alte, ſich zu mir wendend, „will ich gern zu Willen ſein; aber es iſt viel Aberglaube dazwiſchen und eine Kunſt, es ohne dieſen zu erzählen."

„Ich muß Euch bitten, den nicht auszulaſſen," erwiderte ich; traut mir nur zu, daß ich ſchon ſelbſt die Spreu vom Weizen ſondern werde!"

Der Alte ſah mich mit verſtändnisvollem Lächeln an: „Nun alſo!" ſagte er. „In der Mitte des vorigen Jahrhunderts, oder vielmehr, um genauer zu beſtimmen, vor und nach derſelben, gab es hier einen Deichgrafen, der von Deich- und Sielſachen mehr verſtand, als Bauern und Hofbeſitzer ſonſt zu verſtehen pflegen; aber es reichte doch wohl kaum, denn was die ſtudierten Fachleute darüber niedergeſchrieben, davon hatte er wenig geleſen; ſein Wiſſen hatte er ſich, wenn auch von Kindesbeinen an, nur ſelber ausgeſonnen. Ihr hörtet wohl ſchon, Herr, die Frieſen rechnen gut, und habet auch wohl ſchon über unſern Hans Mommſen von Fahretoft reden hören, der ein Bauer war und doch Buſſolen und Seeuhren, Teleſkopen und Orgeln machen konnte. Nun, ein Stück von ſolch einem Manne war auch der Vater des nachherigen Deichgrafen geweſen; freilich wohl nur ein kleines. Er hatte ein paar Fennen, wo er Raps und Bohnen baute, auch eine Kuh graſte, ging unterweilen im Herbſt und Frühjahr auch aufs Landmeſſen und ſaß im Winter, wenn der Nordweſt von draußen kam und an ſeinen Läden rüttelte, zu ritzen und zu prickeln, in ſeiner Stube. Der Junge ſaß meiſt dabei und ſah über ſeine Fibel oder Bibel weg dem Vater zu, wie er maß und berechnete, und grub ſich mit der Hand in ſeinen blonden Haaren. Und eines Abends frug er den Alten, warum denn das, was er eben hingeſchrieben hatte, gerade ſo ſein müſſe und nicht

anders ſein könne, und ſtellte dann eine eigene Meinung darüber auf. Aber der Vater, der darauf nicht zu antworten wußte, ſchüttelte den Kopf und ſprach: „Das kann ich dir nicht ſagen; genug, es iſt ſo, und du ſelber irrſt dich. Willſt du mehr wiſſen, ſo ſuche morgen aus der Kiſte, die auf unſerm Boden ſteht, ein Buch, einer, der Euklid hieß, hat's geſchrieben; das wird's dir ſagen!"

— — Der Junge war tags darauf zum Boden gelaufen und hatte auch bald das Buch gefunden; denn viele Bücher gab es überhaupt nicht in dem Hauſe; aber der Vater lachte, als er es vor ihm auf den Tiſch legte. Es war ein holländiſcher Euklid, und Holländiſch, wenngleich es doch halb Deutſch war, verſtanden alle beide nicht. „Ja, ja," ſagte er, „das Buch iſt noch von meinem Vater, der verſtand es; iſt denn kein deutſcher da?"

Der Junge, der von wenig Worten war, ſah den Vater ruhig an und ſagte nur: „Darf ich's behalten? Ein deutſcher iſt nicht da."

Und als der Alte nickte, wies er noch ein zweites, halb zerriſſenes Büchlein vor. „Auch das?" frug er wieder.

„Nimm ſie alle beide!" ſagte Tede Haien; „ſie werden dir nicht viel nützen."

Aber das zweite Buch war eine kleine holländiſche Grammatik, und da der Winter noch lange nicht vorüber war, ſo hatte es, als endlich die Stachelbeeren in ihrem Garten wieder blühten, dem Jungen ſchon ſo weit geholfen, daß er den Euklid, welcher damals ſtark im Schwange war, faſt überall verſtand.

Es iſt mir nicht unbekannt, Herr," unterbrach ſich der Erzähler, „daß dieſer Umſtand auch von Hans Mommſen erzählt wird; aber vor deſſen Geburt iſt hier bei uns ſchon die Sache von Hauke Haien — ſo hieß der Knabe — berichtet worden. Ihr wiſſet auch wohl, es braucht nur einmal ein Größerer zu kommen, ſo wird ihm alles aufgeladen, was in Ernſt oder Schimpf ſeine Vorgänger einſt mögen verübt haben.

Als der Alte ſah, daß der Junge weder für Kühe noch Schafe Sinn hatte, und kaum gewahrte, wenn die Bohnen blühten, was doch die Freude von jedem Marſchmann iſt, und weiterhin bedachte, daß die kleine Stelle wohl mit einem Bauer und einem Jungen, aber nicht mit einem Halbgelehrten und einem Knecht beſtehen könne, ingleichen, daß er auch ſelber nicht auf einen grünen Zweig gekommen ſei, ſo ſchickte er ſeinen großen Jungen an den Deich, wo er mit andern Arbeitern von Oſtern bis Martini Erde karren mußte. „Das wird ihn vom Euklid kurieren," ſprach er bei ſich ſelber.

Und der Junge karrte; aber den Euklid hatte er allzeit in der Taſche, und wenn die Arbeiter ihr Frühſtück oder Veſper aßen, ſaß er auf ſeinem umgeſtülpten Schubkarren mit dem Buche in der Hand. Und wenn im Herbſt die Fluten höher ſtiegen und manch ein Mal die Arbeit eingeſtellt werden mußte, dann ging er nicht mit den andern nach Haus, ſondern blieb, die Hände über die Kniee gefaltet, an der abfallenden Seeſeite des Deiches ſitzen und ſah ſtundenlang zu, wie die trüben Nordſeewellen immer höher an die Grasnarbe des Deiches hinaufſchlugen; erſt wenn ihm die Füße überſpült waren und der Schaum ihm ins Geſicht ſpritzte, rückte er ein paar Fuß höher und blieb dann wieder ſitzen. Er hörte weder das Klatſchen des Waſſers noch das Geſchrei der Möwen und Strandvögel, die um oder über ihm flogen und ihn faſt mit ihren Flügeln ſtreiften, mit den ſchwarzen Augen in die ſeinen blitzend; er ſah auch nicht, wie vor ihm über die weite, wilde Waſſerwüſte ſich die Nacht ausbreitete; was er allein hier ſah, war der brandende Saum des Waſſers, der, als die Flut ſtand, mit hartem Schlage immer wieder dieſelbe Stelle traf und vor ſeinen Augen die Grasnarbe des ſteilen Deiches auswuſch.

Nach langem Hinſtarren nickte er wohl langſam mit dem Kopfe oder zeichnete, ohne aufzuſehen, mit der Hand eine weiche Linie in die Luft, als ob er dem Deiche damit einen ſanfteren Abfall geben wollte. Wurde es ſo dunkel, daß alle

Erdendinge vor ſeinen Augen verſchwanden und nur die Flut ihm in die Ohren donnerte, dann ſtand er auf und trabte halb durchnäßt nach Hauſe.

Als er ſo eines Abends zu ſeinem Vater in die Stube trat, der an ſeinen Meßgeräten putzte, fuhr dieſer auf: „Was treibſt du draußen? Du hätteſt ja verſaufen können; die Waſſer beißen heute in den Deich."

Hauke ſah ihn trotzig an.

— „Hörſt du mich nicht? Ich ſag, du hättſt verſaufen können."

„Ja," ſagte Hauke; „ich bin doch nicht verſoffen!"

„Nein," erwiderte nach einer Weile der Alte und ſah ihm wie abweſend ins Geſicht, — „diesmal noch nicht."

„Aber", ſagte Hauke wieder, „unſere Deiche ſind nichts wert!"

— „Was für was, Junge?"

„Die Deiche, ſag ich!"

— „Was ſind die Deiche?"

„Sie taugen nichts, Vater!" erwiderte Hauke.

Der Alte lachte ihm ins Geſicht. „Was denn, Junge? Du biſt wohl das Wunderkind aus Lübeck!"

Aber der Junge ließ ſich nicht irren. „Die Waſſerſeite iſt zu ſteil," ſagte er; „wenn es einmal kommt, wie es mehr als einmal ſchon gekommen iſt, ſo können wir hier auch hinterm Deich erſaufen!"

Der Alte holte ſeinen Kautabak aus der Taſche, drehte einen Schrot ab und ſchob ihn hinter die Zähne. „Und wieviel Karren haſt du heut geſchoben?" frug er ärgerlich; denn er ſah wohl, daß auch die Deicharbeit bei dem Jungen die Denkarbeit nicht hatte vertreiben können.

„Weiß nicht, Vater," ſagte dieſer, „ſo, was die andern machten; vielleicht ein halbes Dutzend mehr; aber — die Deiche müſſen anders werden!"

„Nun," meinte der Alte und ſtieß ein Lachen aus; „du kannſt es ja vielleicht zum Deichgraf bringen; dann mach ſie anders!"

„Ja, Vater!“ erwiderte der Junge.

Der Alte ſah ihn an und ſchluckte ein paarmal; dann ging er aus der Tür; er wußte nicht, was er dem Jungen antworten ſollte.

Auch als zu Ende Oktobers die Deicharbeit vorbei war, blieb der Gang nordwärts nach dem Haf hinaus für Hauke Haien die beſte Unterhaltung; den Allerheiligentag, um den herum die Äquinoktialſtürme zu toſen pflegen, von dem wir ſagen, daß Friesland ihn wohl beklagen mag, erwartete er, wie heut die Kinder das Chriſtfeſt. Stand eine Springflut bevor, ſo konnte man ſicher ſein, er lag trotz Sturm und Wetter weit draußen am Deiche mutterſeelenallein; und wenn die Möwen gackerten, wenn die Waſſer gegen den Deich tobten und beim Zurückrollen ganze Fetzen von der Grasdecke mit ins Meer hinabriſſen, dann hätte man Haukes zorniges Lachen hören können. „Ihr könnt nichts Rechtes,“ ſchrie er in den Lärm hinaus, „ſowie die Menſchen auch nichts können!“ Und endlich, oft im Finſtern, trabte er aus der weiten Öde den Deich entlang nach Hauſe, bis ſeine aufgeſchoſſene Geſtalt die niedrige Tür unter ſeines Vaters Rohrdach erreicht hatte und darunter durch in das kleine Zimmer ſchlüpfte.

Manchmal hatte er eine Fauſt voll Kleierde mitgebracht; dann ſetzte er ſich neben den Alten, der ihn jetzt gewähren ließ, und knetete bei dem Schein der dünnen Unſchlittkerze allerlei Deichmodelle, legte ſie in ein flaches Gefäß mit Waſſer und ſuchte darin die Ausſpülung der Wellen nachzumachen, oder er nahm ſeine Schiefertafel und zeichnete darauf das Profil der Deiche nach der Seeſeite, wie es nach ſeiner Meinung ſein mußte.

Mit denen zu verkehren, die mit ihm auf der Schulbank geſeſſen hatten, fiel ihm nicht ein; auch ſchien es, als ob ihnen an dem Träumer nichts gelegen ſei. Als es wieder Winter geworden und der Froſt hereingebrochen war, wanderte er noch weiter, wohin er früher nie gekommen, auf den Deich hinaus,

bis die unabſehbare eisbedeckte Fläche der Watten vor ihm lag.

Im Februar bei dauerndem Froſtwetter wurden angetriebene Leichen aufgefunden; draußen am offenen Haf auf den gefrorenen Watten hatten ſie gelegen. Ein junges Weib, die dabei geweſen war, als man ſie in das Dorf geholt hatte, ſtand redſelig vor dem alten Haien: „Glaubt nicht, daß ſie wie Menſchen ausſahen," rief ſie; „nein, wie die Seeteufel! So große Köpfe," und ſie hielt die ausgeſpreizten Hände von weitem gegen einander, „gnidderſchwarz und blank, wie friſchgebacken Brot! Und die Krabben hatten ſie angeknabbert; und die Kinder ſchrien laut, als ſie ſie ſahen!"

Dem alten Haien war ſo was juſt nichts Neues: „Sie haben wohl ſeit November ſchon in See getrieben!" ſagte er gleichmütig.

Hauke ſtand ſchweigend daneben; aber ſobald er konnte, ſchlich er ſich auf den Deich hinaus; es war nicht zu ſagen, wollte er noch nach weiteren Toten ſuchen, oder zog ihn nur das Grauen, das noch auf den jetzt verlaſſenen Stellen brüten mußte. Er lief weiter und weiter, bis er einſam in der Öde ſtand, wo nur die Winde über den Deich wehten, wo nichts war als die klagenden Stimmen der großen Vögel, die raſch vorüberſchoſſen; zu ſeiner Linken die leere weite Marſch, zur andern Seite der unabſehbare Strand mit ſeiner jetzt vom Eiſe ſchimmernden Fläche der Watten; es war, als liege die ganze Welt in weißem Tod.

Hauke blieb oben auf dem Deiche ſtehen, und ſeine ſcharfen Augen ſchweiften weit umher; aber von Toten war nichts mehr zu ſehen; nur wo die unſichtbaren Wattſtröme ſich darunter drängten, hob und ſenkte die Eisfläche ſich in ſtromartigen Linien.

Er lief nach Hauſe; aber an einem der nächſten Abende war er wiederum da draußen. Auf jenen Stellen war jetzt das Eis geſpalten; wie Rauchwolken ſtieg es aus den Riſſen, und über

das ganze Watt ſpann ſich ein Netz von Dampf und Nebel, das ſich ſeltſam mit der Dämmerung des Abends miſchte. Hauke ſah mit ſtarren Augen darauf hin; denn in dem Nebel ſchritten dunkle Geſtalten auf und ab, ſie ſchienen ihm ſo groß wie Menſchen. Würdevoll, aber mit ſeltſamen, erſchreckenden Gebärden; mit langen Naſen und Hälſen ſah er ſie fern an den rauchenden Spalten auf und ab ſpazieren; plötzlich begannen ſie wie Narren unheimlich auf und ab zu ſpringen, die großen über die kleinen und die kleinen gegen die großen; dann breiteten ſie ſich aus und verloren alle Form.

„Was wollen die? Sind es die Geiſter der Ertrunkenen?“ dachte Hauke. „Hoiho!“ ſchrie er laut in die Nacht hinaus; aber die draußen kehrten ſich nicht an ſeinen Schrei, ſondern trieben ihr wunderliches Weſen fort.

Da kamen ihm die furchtbaren norwegiſchen Seegeſpenſter in den Sinn, von denen ein alter Kapitän ihm einſt erzählt hatte, die ſtatt des Angeſichts einen ſtumpfen Pull von Seegras auf dem Nacken tragen; aber er lief nicht fort, ſondern bohrte die Hacken ſeiner Stiefel feſt in den Klei des Deiches und ſah ſtarr dem poſſenhaften Unweſen zu, das in der einfallenden Dämmerung vor ſeinen Augen fortſpielte. „Seid ihr auch hier bei uns?“ ſprach er mit harter Stimme; „ihr ſollt mich nicht vertreiben!“

Erſt als die Finſternis alles bedeckte, ſchritt er ſteifen, langſamen Schrittes heimwärts. Aber hinter ihm drein kam es wie Flügelrauſchen und hallendes Geſchrei. Er ſah nicht um; aber er ging auch nicht ſchneller und kam erſt ſpät nach Hauſe; doch niemals ſoll er ſeinem Vater oder einem andern davon erzählt haben. Erſt viele Jahre ſpäter hat er ſein blödes Mädchen, womit ſpäter der Herrgott ihn belaſtete, um dieſelbe Tages- und Jahreszeit mit ſich auf den Deich hinausgenommen, und dasſelbe Weſen ſoll ſich derzeit draußen auf den Watten gezeigt haben; aber er hat ihr geſagt, ſie ſolle ſich nicht fürchten, das ſeien nur die Fiſchreiher und die Krähen, die im Nebel ſo groß

und fürchterlich erſchienen; die holten ſich die Fiſche aus den offenen Spalten.

Weiß Gott, Herr!" unterbrach ſich der Schulmeiſter, „es gibt auf Erden allerlei Dinge, die ein ehrlich Chriſtenherz verwirren können; aber der Hauke war weder ein Narr noch ein Dummkopf."

Da ich nichts erwiderte, wollte er fortfahren; aber unter den übrigen Gäſten, die bisher lautlos zugehört hatten, nur mit dichterem Tabaksqualm das niedrige Zimmer füllend, entſtand eine plötzliche Bewegung; erſt einzelne, dann faſt alle wandten ſich dem Fenſter zu. Draußen — man ſah es durch die unverhangenen Fenſter — trieb der Sturm die Wolken, und Licht und Dunkel jagten durch einander; aber auch mir war es, als hätte ich den hageren Reiter auf ſeinem Schimmel vorbeiſauſen geſehen.

„Wart Er ein wenig, Schulmeiſter!" ſagte der Deichgraf leiſe.

„Ihr braucht Euch nicht zu fürchten, Deichgraf!" erwiderte der kleine Erzähler, „ich habe ihn nicht geſchmäht, und hab auch deſſen keine Urſach"; und er ſah mit ſeinen kleinen, klugen Augen zu ihm auf.

„Ja, ja," meinte der andere, „laß Er Sein Glas nur wieder füllen." Und nachdem das geſchehen war und die Zuhörer, meiſt mit etwas verdutzten Geſichtern, ſich wieder zu ihm gewandt hatten, fuhr er in ſeiner Geſchichte fort:

„So für ſich, und am liebſten nur mit Wind und Waſſer und mit den Bildern der Einſamkeit verkehrend, wuchs Hauke zu einem langen, hageren Burſchen auf. Er war ſchon über ein Jahr lang eingeſegnet, da wurde es auf einmal anders mit ihm, und das kam von dem alten weißen Angorakater, welchen der alten Trin' Jans einſt ihr ſpäter verunglückter Sohn von ſeiner ſpaniſchen Seereiſe mitgebracht hatte. Trin' wohnte ein gut Stück hinaus auf dem Deiche in einer kleinen Kate, und wenn die Alte in ihrem Hauſe herumarbeitete, ſo

pflegte dieſe Unform von einem Kater vor der Haustür zu ſitzen und in den Sommertag und nach den vorüberfliegenden Kiebitzen hinauszublinzeln. Ging Hauke vorbei, ſo mauzte der Kater ihn an, und Hauke nickte ihm zu; die beiden wußten, was ſie mit einander hatten.

Nun aber war's einmal im Frühjahr, und Hauke lag nach ſeiner Gewohnheit oft draußen am Deich, ſchon weiter unten dem Waſſer zu, zwiſchen Strandnelken und dem duftenden Seewermut, und ließ ſich von der ſchon kräftigen Sonne beſcheinen. Er hatte ſich tags zuvor droben auf der Geeſt die Taſchen voll von Kieſeln geſammelt, und als in der Ebbezeit die Watten bloßgelegt waren und die kleinen grauen Strandläufer ſchreiend darüber hinhuſchten, holte er jählings einen Stein hervor und warf ihn nach den Vögeln. Er hatte das von Kindesbeinen an geübt, und meiſtens blieb einer auf dem Schlicke liegen; aber ebenſo oft war er dort auch nicht zu holen; Hauke hatte ſchon daran gedacht, den Kater mitzunehmen und als apportierenden Jagdhund zu dreſſieren. Aber es gab auch hier und dort feſte Stellen oder Sandlager; ſolchenfalls lief er hinaus und holte ſich ſeine Beute ſelbſt. Saß der Kater bei ſeiner Rückkehr noch vor der Haustür, dann ſchrie das Tier vor nicht zu bergender Raubgier ſo lange, bis Hauke ihm einen der erbeuteten Vögel zuwarf.

Als er heute, ſeine Jacke auf der Schulter, heimging, trug er nur einen ihm noch unbekannten, aber wie mit bunter Seide und Metall gefiederten Vogel mit nach Hauſe, und der Kater mauzte wie gewöhnlich, als er ihn kommen ſah. Aber Hauke wollte ſeine Beute — es mag ein Eisvogel geweſen ſein — diesmal nicht hergeben und kehrte ſich nicht an die Gier des Tieres. „Umſchicht!" rief er ihm zu, „heute mir, morgen dir; das hier iſt kein Katerfreſſen!" Aber der Kater kam vorſichtigen Schrittes herangeſchlichen; Hauke ſtand und ſah ihn an, der Vogel hing an ſeiner Hand, und der Kater blieb mit erhobener Tatze ſtehen. Doch der Burſche ſchien ſeinen Katzenfreund noch nicht

ſo ganz zu kennen; denn während er ihm ſeinen Rücken zugewandt hatte und eben fürbaß wollte, fühlte er mit einem Ruck die Jagdbeute ſich entriſſen, und zugleich ſchlug eine ſcharfe Kralle ihm ins Fleiſch. Ein Grimm, wie gleichfalls eines Raubtiers, flog dem jungen Menſchen ins Blut; er griff wie raſend um ſich und hatte den Räuber ſchon am Genicke gepackt. Mit der Fauſt hielt er das mächtige Tier empor und würgte es, daß die Augen ihm aus den rauhen Haaren vorquollen, nicht achtend, daß die ſtarken Hintertatzen ihm den Arm zerfleiſchten. „Hoiho!“ ſchrie er und packte ihn noch feſter; „wollen ſehen, wer's von uns beiden am längſten aushält!“

Plötzlich fielen die Hinterbeine der großen Katze ſchlaff herunter, und Hauke ging ein paar Schritte zurück und warf ſie gegen die Kate der Alten. Da ſie ſich nicht rührte, wandte er ſich und ſetzte ſeinen Weg nach Hauſe fort.

Aber der Angorakater war das Kleinod ſeiner Herrin; er war ihr Geſelle und das einzige, was ihr Sohn, der Matroſe, ihr nachgelaſſen hatte, nachdem er hier an der Küſte ſeinen jähen Tod gefunden hatte, da er im Sturm ſeiner Mutter beim Porrenfangen hatte helfen wollen. Hauke mochte kaum hundert Schritte weiter getan haben, während er mit einem Tuch das Blut aus ſeinen Wunden auffing, als ſchon von der Kate her ihm ein Geheul und Zetern in die Ohren gellte. Da wandte er ſich und ſah davor das alte Weib am Boden liegen; das greiſe Haar flog ihr im Winde um das rote Kopftuch: „Tot!“ rief ſie, „tot!“ und erhob dräuend ihren mageren Arm gegen ihn: „Du ſollſt verflucht ſein! Du haſt ihn totgeſchlagen, du nichtsnutziger Strandläufer; du warſt nicht wert, ihm ſeinen Schwanz zu bürſten!“ Sie warf ſich über das Tier und wiſchte zärtlich mit ihrer Schürze ihm das Blut fort, das noch aus Naſ' und Schnauze rann; dann hob ſie aufs neue an zu zetern.

„Biſt du bald fertig?“ rief Hauke ihr zu, „dann laß dir ſagen: ich will dir einen Kater ſchaffen, der mit Maus- und Rattenblut zufrieden iſt!“

Darauf ging er, ſcheinbar auf nichts mehr achtend, fürbaß. Aber die tote Katze mußte ihm doch im Kopfe Wirrſal machen, denn er ging, als er zu den Häuſern gekommen war, dem ſeines Vaters und auch den übrigen vorbei und eine weite Strecke noch nach Süden auf dem Deich der Stadt zu.

Inmittelſt wanderte auch Trin' Jans auf demſelben in der gleichen Richtung; ſie trug in einem alten blaukarierten Kiſſenüberzug eine Laſt in ihren Armen, die ſie ſorgſam, als wär's ein Kind, umklammerte; ihr greiſes Haar flatterte in dem leichten Frühlingswind. „Was ſchleppt Sie da, Trina?" frug ein Bauer, der ihr entgegenkam. „Mehr als dein Haus und Hof," erwiderte die Alte; dann ging ſie eifrig weiter. Als ſie dem unten liegenden Hauſe des alten Haien nahe kam, ging ſie den Akt, wie man bei uns die Trift- und Fußwege nennt, die ſchräg an der Seite des Deiches hinab oder hinauf führen, zu den Häuſern hinunter.

Der alte Tede Haien ſtand eben vor der Tür und ſah ins Wetter: „Na, Trin'!" ſagte er, als ſie puſtend vor ihm ſtand und ihren Krückſtock in die Erde bohrte, „was bringt Sie Neues in Ihrem Sack?"

„Erſt laß mich in die Stube, Tede Haien! dann ſoll Er's ſehen!" und ihre Augen ſahen ihn mit ſeltſamem Funkeln an.

„So komm Sie!" ſagte der Alte. Was gingen ihn die Augen des dummen Weibes an.

Und als beide eingetreten waren, fuhr ſie fort: „Bring Er den alten Tabakskaſten und das Schreibzeug von dem Tiſch — — Was hat Er denn immer zu ſchreiben? — — So; und nun wiſch Er ihn ſauber ab!"

Und der Alte, der faſt neugierig wurde, tat alles, was ſie ſagte; dann nahm ſie den blauen Überzug bei beiden Zipfeln und ſchüttete daraus den großen Katerleichnam auf den Tiſch. „Da hat Er ihn!" rief ſie; „Sein Hauke hat ihn totgeſchlagen." Hierauf aber begann ſie ein bitterliches Weinen; ſie ſtreichelte das dicke Fell des toten Tieres, legte ihm die Tatzen zuſammen,

neigte ihre lange Naſe über deſſen Kopf und raunte ihm unverſtändliche Zärtlichkeiten in die Ohren.

Tede Haien ſah dem zu. „So," ſagte er; „Hauke hat ihn totgeſchlagen?" Er wußte nicht, was er mit dem heulenden Weibe machen ſollte.

Die Alte nickte ihn grimmig an: „Ja, ja; ſo Gott, das hat er getan!" und ſie wiſchte ſich mit ihrer von Gicht verkrümmten Hand das Waſſer aus den Augen. „Kein Kind, kein Lebigs mehr!" klagte ſie. „Und Er weiß es ja auch wohl, uns Alten, wenn's nach Allerheiligen kommt, frieren abends im Bett die Beine, und ſtatt zu ſchlafen, hören wir den Nordweſt an unſeren Fenſterläden rappeln. Ich hör's nicht gern, Tede Haien, er kommt daher, wo mein Junge mir im Schlick verſank."

Tede Haien nickte, und die Alte ſtreichelte das Fell ihres toten Katers: „Der aber," begann ſie wieder, „wenn ich winters am Spinnrad ſaß, dann ſaß er bei mir und ſpann auch und ſah mich an mit ſeinen grünen Augen! Und kroch ich, wenn's mir kalt wurde, in mein Bett – es dauerte nicht lang, ſo ſprang er zu mir und legte ſich auf meine frierenden Beine, und wir ſchliefen ſo warm mitſammen, als hätte ich noch meinen jungen Schatz im Bett!" Die Alte, als ſuche ſie bei dieſer Erinnerung nach Zuſtimmung, ſah den neben ihr am Tiſche ſtehenden Alten mit ihren funkelnden Augen an.

Tede Haien aber ſagte bedächtig: „Ich weiß Ihr einen Rat, Trin' Jans," und er ging nach ſeiner Schatulle und nahm eine Silbermünze aus der Schublade – „Sie ſagt, daß Hauke Ihr das Tier vom Leben gebracht hat, und ich weiß, Sie lügt nicht; aber hier iſt ein Krontaler von Chriſtian dem Vierten; damit kauf Sie ſich ein gegerbtes Lammfell für Ihre kalten Beine! Und wenn unſere Katze nächſtens Junge wirft, ſo mag Sie ſich das größte davon ausſuchen, das zuſammen tut wohl einen altersſchwachen Angorakater! Und nun nehm Sie das Vieh und bring Sie es meinethalb an den Racker in der Stadt, und halt Sie das Maul, daß es hier auf meinem ehrlichen Tiſch gelegen hat!"

Während dieſer Rede hatte das Weib ſchon nach dem Taler gegriffen und ihn in einer kleinen Taſche geborgen, die ſie unter ihren Röcken trug; dann ſtopfte ſie den Kater wieder in das Bettbühr, wiſchte mit ihrer Schürze die Blutflecken von dem Tiſch und ſtakte zur Tür hinaus. „Vergiß Er mir nur den jungen Kater nicht!“ rief ſie noch zurück.

— — Eine Weile ſpäter, als der alte Haien in dem engen Stüblein auf und ab ſchritt, trat Hauke herein und warf ſeinen bunten Vogel auf den Tiſch; als er aber auf der weißgeſcheuerten Platte den noch kennbaren Blutfleck ſah, frug er, wie beiläufig: „Was iſt denn das?“

Der Vater blieb ſtehen: „Das iſt Blut, was du haſt fließen machen!“

Dem Jungen ſchoß es doch heiß ins Geſicht: „Iſt denn Trin' Jans mit ihrem Kater hier geweſen?“

Der Alte nickte: „Weshalb haſt du ihr den totgeſchlagen?“

Hauke entblößte ſeinen blutigen Arm. „Deshalb,“ ſagte er; „er hatte mir den Vogel fortgeriſſen!“

Der Alte ſagte nichts hierauf; er begann eine Zeitlang wieder auf und ab zu gehen; dann blieb er vor dem Jungen ſtehn und ſah eine Weile wie abweſend auf ihn hin. „Das mit dem Kater hab ich rein gemacht,“ ſagte er dann; „aber, ſiehſt du, Hauke, die Kate iſt hier zu klein; zwei Herren können darauf nicht ſitzen — es iſt nun Zeit, du mußt dir einen Dienſt beſorgen!“

„Ja, Vater,“ entgegnete Hauke; „hab dergleichen auch gedacht.“

„Warum?“ frug der Alte.

— „Ja, man wird grimmig in ſich, wenn man's nicht an einem ordentlichen Stück Arbeit auslaſſen kann.“

„So?“ ſagte der Alte, „und darum haſt du den Angorer totgeſchlagen? Das könnte leicht noch ſchlimmer werden!“

— „Er mag wohl recht haben, Vater; aber der Deichgraf hat ſeinen Kleinknecht fortgejagt; das könnt ich ſchon verrichten!“

Der Alte begann wieder auf und ab zu gehen und ſpritzte dabei die ſchwarze Tabaksjauche von ſich: „Der Deichgraf iſt ein Dummkopf, dumm wie 'ne Saatgans! Er iſt nur Deichgraf, weil ſein Vater und Großvater es geweſen ſind, und wegen ſeiner neunundzwanzig Fennen. Wenn Martini herankommt und hernach die Deich- und Sielrechnungen abgetan werden müſſen, dann füttert er den Schulmeiſter mit Gansbraten und Met und Weizenkringeln und ſitzt dabei und nickt, wenn der mit ſeiner Feder die Zahlenreihen hinunterläuft, und ſagt: ‚Ja, ja, Schulmeiſter, Gott vergönn's Ihm! Was kann Er rechnen?‘ Wenn aber einmal der Schulmeiſter nicht kann oder auch nicht will, dann muß er ſelber dran und ſitzt und ſchreibt und ſtreicht wieder aus, und der große dumme Kopf wird ihm rot und heiß, und die Augen quellen wie Glaskugeln, als wollte das bißchen Verſtand da hinaus.“

Der Junge ſtand gerade auf vor dem Vater und wunderte ſich, was der reden könne; ſo hatte er's noch nicht von ihm gehört. „Ja, Gott tröſt!“ ſagte er, „dumm iſt er wohl; aber ſeine Tochter Elke, die kann rechnen!“

Der Alte ſah ihn ſcharf an. „Ahoi, Hauke,“ rief er; „was weißt du von Elke Volkerts?“

— „Nichts, Vater; der Schulmeiſter hat's mir nur erzählt.“

Der Alte antwortete nicht darauf; er ſchob nur bedächtig ſeinen Tabaksknoten aus einer Backe hinter die andere.

„Und du denkſt,“ ſagte er dann, „du wirſt dort auch mitrechnen können.“

„O ja, Vater, das möcht ſchon gehen,“ erwiderte der Sohn, und ein ernſtes Zucken lief um ſeinen Mund.

Der Alte ſchüttelte den Kopf: „Nun, aber meinethalb; verſuch einmal dein Glück!“

„Dank auch, Vater!“ ſagte Hauke und ſtieg zu ſeiner Schlafſtatt auf dem Boden; hier ſetzte er ſich auf die Bettkante und ſann, weshalb ihn denn ſein Vater um Elke Volkerts angerufen habe. Er kannte ſie freilich, das ranke achtzehnjährige

Mädchen mit dem bräunlichen ſchmalen Antlitz und den dunklen Brauen, die über den trotzigen Augen und der ſchmalen Naſe in einander liefen; doch hatte er noch kaum ein Wort mit ihr geſprochen; nun, wenn er zu dem alten Tede Volkerts ging, wollte er ſie doch beſſer darauf anſehen, was es mit dem Mädchen auf ſich habe. Und gleich jetzt wollte er gehen, damit kein anderer ihm die Stelle abjage; es war ja kaum noch Abend. Und ſo zog er ſeine Sonntagsjacke und ſeine beſten Stiefel an und machte ſich guten Mutes auf den Weg.

— Das langgeſtreckte Haus des Deichgrafen war durch ſeine hohe Werfte, beſonders durch den höchſten Baum des Dorfes, eine gewaltige Eſche, ſchon von weitem ſichtbar; der Großvater des jetzigen, der erſte Deichgraf des Geſchlechtes, hatte in ſeiner Jugend eine ſolche oſten der Haustür hier geſetzt; aber die beiden erſten Anpflanzungen waren vergangen, und ſo hatte er an ſeinem Hochzeitsmorgen dieſen dritten Baum gepflanzt, der noch jetzt mit ſeiner immer mächtiger werdenden Blätterkrone in dem hier unabläſſigen Winde wie von alten Zeiten rauſchte.

Als nach einer Weile der lang aufgeſchoſſene Hauke die hohe Werfte hinaufſtieg, welche an den Seiten mit Rüben und Kohl bepflanzt war, ſah er droben die Tochter des Hauswirts neben der niedrigen Haustür ſtehen. Ihr einer etwas hagerer Arm hing ſchlaff herab, die andere Hand ſchien im Rücken nach dem Eiſenring zu greifen, von denen je einer zu beiden Seiten der Tür in der Mauer war, damit, wer vor das Haus ritt, ſein Pferd daran befeſtigen könne. Die Dirne ſchien von dort ihre Augen über den Deich hinaus nach dem Meer zu haben, wo an dem ſtillen Abend die Sonne eben in das Waſſer hinabſank und zugleich das bräunliche Mädchen mit ihrem letzten Schein vergoldete.

Hauke ſtieg etwas langſamer an der Werfte hinan und dachte bei ſich: „So iſt ſie nicht ſo döſig!“ dann war er oben. „Guten Abend auch!“ ſagte er zu ihr tretend; „wonach guckſt du denn mit deinen großen Augen, Jungfer Elke?“

„Nach dem," erwiderte ſie, „was hier alle Abend vor ſich geht, aber hier nicht alle Abend juſt zu ſehen iſt." Sie ließ den Ring aus der Hand fallen, daß er klingend gegen die Mauer ſchlug. „Was willſt du, Hauke Haien?" frug ſie.

„Was dir hoffentlich nicht zuwider iſt," ſagte er. „Dein Vater hat ſeinen Kleinknecht fortgejagt, da dachte ich bei euch in Dienſt."

Sie ließ ihre Blicke an ihm herunterlaufen: „Du biſt noch ſo was ſchlanterig, Hauke!" ſagte ſie; „aber uns dienen zwei feſte Augen beſſer als zwei feſte Arme!" Sie ſah ihn dabei faſt düſter an, aber Hauke hielt ihr tapfer Stand. „So komm," fuhr ſie fort; „der Wirt iſt in der Stube, laß uns hineingehen!"

Am andern Tage trat Tede Haien mit ſeinem Sohne in das geräumige Zimmer des Deichgrafen; die Wände waren mit glaſurten Kacheln bekleidet, auf denen hier ein Schiff mit vollen Segeln oder ein Angler an einem Uferplatz, dort ein Rind, das kauernd vor einem Bauernhauſe lag, den Beſchauer vergnügen konnte, unterbrochen war dieſe dauerhafte Tapete durch ein mächtiges Wandbett mit jetzt zugeſchobenen Türen und einen Wandſchrank, der durch ſeine beiden Glastüren allerlei Porzellan- und Silbergeſchirr erblicken ließ; neben der Tür zum anſtoßenden Peſel war hinter einer Glasſcheibe eine holländiſche Schlaguhr in die Wand gelaſſen.

Der ſtarke, etwas ſchlagflüſſige Hauswirt ſaß am Ende des blank geſcheuerten Tiſches im Lehnſtuhl auf ſeinem bunten Wollenpolſter. Er hatte ſeine Hände über dem Bauch gefaltet und ſtarrte aus ſeinen runden Augen befriedigt auf das Gerippe einer fetten Ente; Gabel und Meſſer ruhten vor ihm auf dem Teller.

„Guten Tag, Deichgraf!" ſagte Haien, und der Angeredete drehte langſam Kopf und Augen zu ihm hin.

„Ihr ſeid es, Tede?" entgegnete er, und der Stimme war die verzehrte fette Ente anzuhören, „ſetzt Euch; es iſt ein gut Stück von Euch zu mir herüber!"

„Ich komme, Deichgraf," ſagte Tede Haien, indem er ſich auf die an der Wand entlang laufende Bank dem andern im Winkel gegenüber ſetzte. „Ihr habt Verdruß mit Euerem Kleinknecht gehabt und ſeid mit meinem Jungen einig geworden, ihn an deſſen Stelle zu ſetzen!"

Der Deichgraf nickte: „Ja, ja, Tede; aber – was meint Ihr mit Verdruß? Wir Marſchleute haben, Gott tröſt uns, was dagegen einzunehmen!" und er nahm das vor ihm liegende Meſſer und klopfte wie liebkoſend auf das Gerippe der armen Ente. „Das war mein Leibvogel," ſetzte er behaglich lachend hinzu; „ſie fraß mir aus der Hand!"

„Ich dachte," ſagte der alte Haien, das letzte überhörend, „der Bengel hätte Euch Unheil im Stall gemacht."

„Unheil? Ja, Tede; freilich Unheil genug! Der dicke Mopsbraten hatte die Kälber nicht gebörmt; aber er lag voll getrunken auf dem Heuboden, und das Viehzeug ſchrie die ganze Nacht vor Durſt, daß ich bis Mittag nachſchlafen mußte; dabei kann die Wirtſchaft nicht beſtehen!"

„Nein, Deichgraf; aber dafür iſt keine Gefahr bei meinem Jungen."

Hauke ſtand, die Hände in den Seitentaſchen, am Türpfoſten, hatte den Kopf im Nacken und ſtudierte an den Fenſterrähmen ihm gegenüber.

Der Deichgraf hatte die Augen zu ihm gehoben und nickte hinüber: „Nein, nein, Tede"; und er nickte nun auch dem Alten zu; „Euer Hauke wird mir die Nachtruh nicht verſtören; der Schulmeiſter hat's mir ſchon vordem geſagt, der ſitzt lieber vor der Rechentafel als vor einem Glas mit Branntwein."

Hauke hörte nicht auf dieſen Zuſpruch, denn Elke war in die Stube getreten und nahm mit ihrer leichten Hand die Reſte der Speiſen von dem Tiſch, ihn mit ihren dunkeln Augen flüchtig ſtreifend. Da fielen ſeine Blicke auch auf ſie. „Bei Gott und Jeſus," ſprach er bei ſich ſelber, „ſie ſieht auch ſo nicht döſig aus!"

Das Mädchen war hinausgegangen. „Ihr wiſſet, Tede,“ begann der Deichgraf wieder, „unſer Herrgott hat mir einen Sohn verſagt!“

„Ja, Deichgraf; aber laßt Euch das nicht kränken,“ entgegnete der andere, „denn im dritten Gliede ſoll der Familienverſtand ja verſchleißen; Euer Großvater, das wiſſen wir noch alle, war einer, der das Land geſchützt hat!“

Der Deichgraf, nach einigem Beſinnen, ſah ſchier verdutzt aus: „Wie meint Ihr das, Tede Haien?“ ſagte er und ſetzte ſich in ſeinem Lehnſtuhl auf, „ich bin ja doch im dritten Gliede!“

„Ja ſo! Nicht für ungut, Deichgraf; es geht nur ſo die Rede!“ Und der hagere Tede Haien ſah den alten Würdenträger mit etwas boshaften Augen an.

Der aber ſprach unbekümmert: „Ihr müßt Euch von alten Weibern dergleichen Torheit nicht aufſchwatzen laſſen, Tede Haien; Ihr kennt nur meine Tochter nicht, die rechnet mich ſelber dreimal um und um! Ich wollt nur ſagen, Euer Hauke wird außer im Felde auch hier in meiner Stube mit Feder oder Rechenſtift ſo manches profitieren können, was ihm nicht ſchaden wird!“

„Ja, ja, Deichgraf, das wird er; da habt Ihr völlig recht!“ ſagte der alte Haien und begann dann noch einige Vergünſtigungen bei dem Mietkontrakt ſich auszubedingen, die abends vorher von ſeinem Sohne nicht bedacht waren. So ſollte dieſer außer ſeinen leinenen Hemden im Herbſt auch noch acht Paar wollene Strümpfe als Zugabe ſeines Lohnes genießen; ſo wollte er ſelbſt ihn im Frühling acht Tage bei der eigenen Arbeit haben, und was dergleichen mehr war. Aber der Deichgraf war zu allem willig; Hauke Haien ſchien ihm eben der rechte Kleinknecht.

—— „Nun, Gott tröſt dich, Junge,“ ſagte der Alte, da ſie eben das Haus verlaſſen hatten, „wenn der dir die Welt klarmachen ſoll!“

Aber Hauke erwiderte ruhig: „Laß Er nur, Vater; es wird ſchon alles werden.“

Und Hauke hatte ſo unrecht nicht gehabt; die Welt, oder was ihm die Welt bedeutete, wurde ihm klarer, je länger ſein Aufenthalt in dieſem Hauſe dauerte; vielleicht um ſo mehr, je weniger ihm eine überlegene Einſicht zu Hülfe kam, und je mehr er auf ſeine eigene Kraft angewieſen war, mit der er ſich von jeher beholfen hatte. Einer freilich war im Hauſe, für den er nicht der Rechte zu ſein ſchien; das war der Großknecht Ole Peters, ein tüchtiger Arbeiter und ein maulfertiger Geſelle. Ihm war der träge, aber dumme und ſtämmige Kleinknecht von vorhin beſſer nach ſeinem Sinn geweſen, dem er ruhig die Tonne Hafer auf den Rücken hatte laden und den er nach Herzensluſt hatte herumſtoßen können. Dem noch ſtilleren, aber ihn geiſtig überragenden Hauke vermochte er in ſolcher Weiſe nicht beizukommen; er hatte eine gar zu eigene Art, ihn anzublicken. Trotzdem verſtand er es, Arbeiten für ihn auszuſuchen, die ſeinem noch nicht gefeſteten Körper hätten gefährlich werden können, und Hauke, wenn der Großknecht ſagte: „Da hätteſt du den dicken Niß nur ſehen ſollen, dem ging es von der Hand!“ faßte nach Kräften an und brachte es, wenn auch mit Mühſal, doch zu Ende. Ein Glück war es für ihn, daß Elke ſelbſt oder durch ihren Vater das meiſtens abzuſtellen wußte. Man mag wohl fragen, was mitunter ganz fremde Menſchen an einander bindet; vielleicht — ſie waren beide geborene Rechner, und das Mädchen konnte ihren Kameraden in der groben Arbeit nicht verderben ſehen.

Der Zwieſpalt zwiſchen Groß- und Kleinknecht wurde auch im Winter nicht beſſer, als nach Martini die verſchiedenen Deichrechnungen zur Reviſion eingelaufen waren.

Es war an einem Maiabend, aber es war Novemberwetter; von drinnen im Hauſe hörte man draußen hinterm Deich die Brandung donnern. „He, Hauke,“ ſagte der Hausherr, „komm herein; nun magſt du weiſen, ob du rechnen kannſt!“

„Unſ' Weert,“ entgegnete dieſer — denn ſo nennen hier die Leute ihre Herrſchaft — „ich ſoll aber erſt das Jungvieh füttern!“

„Elke!“ rief der Deichgraf; „wo biſt du, Elke! – Geh zu Ole und ſag ihm, er ſollte das Jungvieh füttern; Hauke ſoll rechnen!“

Und Elke eilte in den Stall und machte dem Großknecht die Beſtellung, der eben damit beſchäftigt war, das über Tag gebrauchte Pferdegeſchirr wieder an ſeinen Platz zu hängen.

Ole Peters ſchlug mit einer Trenſe gegen den Ständer, neben dem er ſich beſchäftigte, als wolle er ſie kurz und klein haben: „Hol der Teufel den verfluchten Schreiberknecht!“

Sie hörte die Worte noch, bevor ſie die Stalltür wieder geſchloſſen hatte.

„Nun?“ frug der Alte, als ſie in die Stube trat.

„Ole wollte es ſchon beſorgen,“ ſagte die Tochter, ein wenig ſich die Lippen beißend, und ſetzte ſich Hauke gegenüber auf einen grobgeſchnitzten Holzſtuhl, wie ſie noch derzeit hier an Winterabenden im Hauſe ſelbſt gemacht wurden. Sie hatte aus einem Schubkaſten einen weißen Strumpf mit rotem Vogelmuſter genommen, an dem ſie nun weiterſtrickte; die langbeinigen Kreaturen darauf mochten Reiher oder Störche bedeuten ſollen. Hauke ſaß ihr gegenüber in ſeine Rechnerei vertieft, der Deichgraf ſelbſt ruhte in ſeinem Lehnſtuhl und blinzelte ſchläfrig nach Haukes Feder; auf dem Tiſch brannten, wie immer im Deichgrafenhauſe, zwei Unſchlittkerzen, und vor den beiden in Blei gefaßten Fenſtern waren von außen die Läden vorgeſchlagen und von innen zugeſchroben; mochte der Wind nun poltern, wie er wollte. Mitunter hob Hauke ſeinen Kopf von der Arbeit und blickte einen Augenblick nach den Vogelſtrümpfen oder nach dem ſchmalen ruhigen Geſicht des Mädchens.

Da tat es aus dem Lehnſtuhl plötzlich einen lauten Schnarcher, und ein Blick und ein Lächeln flog zwiſchen den beiden jungen Menſchen hin und wider; dann folgte allmählich ein ruhigeres Atmen; man konnte wohl ein wenig plaudern; Hauke wußte nur nicht, was.

Als ſie aber das Strickzeug in die Höhe zog und die Vögel ſich nun in ihrer ganzen Länge zeigten, flüſterte er über den Tiſch herüber: „Wo haſt du das gelernt, Elke?“

„Was gelernt?“ frug das Mädchen zurück.

— „Das Vogelſtricken,“ ſagte Hauke.

„Das? Von Trin' Jans draußen am Deich; ſie kann allerlei; ſie war vorzeiten einmal bei meinem Großvater hier im Dienſt.“

„Da warſt du aber wohl noch nicht geboren?“ fragte Hauke.

„Ich denk wohl nicht; aber ſie iſt noch oft ins Haus gekommen.“

„Hat denn die die Vögel gern?“ frug Hauke; „ich meint, ſie hielt es nur mit Katzen!“

Elke ſchüttelte den Kopf: „Sie zieht ja Enten und verkauft ſie; aber im vorigen Frühjahr, als du den Angorer totgeſchlagen hatteſt, ſind ihr hinten im Stall die Ratten dazwiſchengekommen; nun will ſie ſich vorn am Hauſe einen andern bauen.“

„So,“ ſagte Hauke und zog einen leiſen Pfiff durch die Zähne, „dazu hat ſie von der Geeſt ſich Lehm und Steine hergeſchleppt! Aber dann kommt ſie in den Binnenweg! — hat ſie denn Konzeſſion?“

„Weiß ich nicht,“ meinte Elke. Aber er hatte das letzte Wort ſo laut geſprochen, daß der Deichgraf aus ſeinem Schlummer auffuhr. „Was Konzeſſion?“ frug er und ſah faſt wild von einem zu der andern. „Was ſoll die Konzeſſion?“

Als aber Hauke ihm dann die Sache vorgetragen hatte, klopfte er ihm lachend auf die Schulter: „Ei was, der Binnenweg iſt breit genug; Gott tröſt den Deichgrafen, ſollt er ſich auch noch um die Entenſtälle kümmern!“

Hauke fiel es aufs Herz, daß er die Alte mit ihren jungen Enten den Ratten ſollte preisgegeben haben, und er ließ ſich

mit dem Einwand abfinden. „Aber, unſ' Weert," begann er wieder, „es tät wohl dem und jenem ein kleiner Zwicker gut, und wollet Ihr ihn nicht ſelber greifen, ſo zwicket den Gevollmächtigten, der auf die Deichordnung paſſen ſoll!"

„Wie, was ſagt der Junge?" und der Deichgraf ſetzte ſich vollends auf, und Elke ließ ihren künſtlichen Strumpf ſinken und wandte das Ohr hinüber.

„Ja, unſ' Weert," fuhr Hauke fort, „Ihr habt doch ſchon die Frühlingsſchau gehalten; aber trotzdem hat Peter Janſen auf ſeinem Stück das Unkraut auch noch heute nicht gebuſcht; im Sommer werden die Stieglitzer da wieder luſtig um die roten Diſtelblumen ſpielen! Und dicht daneben, ich weiß nicht, wem's gehört, iſt an der Außenſeite eine ganze Wiege in dem Deich; bei ſchön Wetter liegt es immer voll von kleinen Kindern, die ſich darin wälzen; aber — Gott bewahr uns vor Hochwaſſer!"

Die Augen des alten Deichgrafen waren immer größer geworden.

„Und dann —" ſagte Hauke wieder.

„Was dann noch, Junge?" frug der Deichgraf; „biſt du noch nicht fertig?" und es klang, als ſei der Rede ſeines Kleinknechts ihm ſchon zuviel geworden.

„Ja, dann, unſ' Weert," ſprach Hauke weiter; „Ihr kennt die dicke Vollina, die Tochter vom Gevollmächtigten Harders, die immer ihres Vaters Pferde aus der Fenne holt, — wenn ſie nur eben mit ihren runden Waden auf der alten gelben Stute ſitzt, hü hopp! ſo geht's allemal ſchräg an der Doſſierung den Deich hinan!"

Hauke bemerkte erſt jetzt, daß Elke ihre klugen Augen auf ihn gerichtet hatte und leiſe ihren Kopf ſchüttelte.

Er ſchwieg, aber ein Fauſtſchlag, den der Alte auf den Tiſch tat, dröhnte ihm in die Ohren; „da ſoll das Wetter dreinſchlagen!" rief er, und Hauke erſchrak beinahe über die Bärenſtimme, die plötzlich hier hervorbrach: „Zur Brüche!

Notier mir das dicke Menſch zur Brüche, Hauke! Die Dirne hat mir im letzten Sommer drei junge Enten weggefangen! Ja, ja, notier nur," wiederholte er, als Hauke zögerte; „ich glaub ſogar, es waren vier!"

„Ei, Vater," ſagte Elke, „war's nicht die Otter, die die Enten nahm?"

„Eine große Otter!" rief der Alte ſchnaufend; „werd doch die dicke Vollina und eine Otter aus einander kennen! Nein, nein, vier Enten, Hauke – aber was du im übrigen ſchwatzeſt, der Herr Oberdeichgraf und ich, nachdem wir zuſammen in meinem Hauſe hier gefrühſtückt hatten, ſind im Frühjahr an deinem Unkraut und an deiner Wiege vorbei gefahren und haben's doch nicht ſehen können. Ihr beide aber", und er nickte ein paarmal bedeutſam gegen Hauke und ſeine Tochter, „danket Gott, daß ihr nicht Deichgraf ſeid! Zwei Augen hat man nur, und mit hundert ſoll man ſehen. – – Nimm nur die Rechnungen über die Beſtickungsarbeiten, Hauke, und ſieh ſie nach; die Kerls rechnen oft zu liederlich!"

Dann lehnte er ſich wieder in ſeinen Stuhl zurück, ruckte den ſchweren Körper ein paarmal und überließ ſich bald dem ſorgenloſen Schlummer.

Dergleichen wiederholte ſich an manchem Abend. Hauke hatte ſcharfe Augen und unterließ es nicht, wenn ſie beiſammen ſaßen, das eine oder andre von ſchädlichem Tun oder Unterlaſſen in Deichſachen dem Alten vor die Augen zu rücken; und da dieſer ſie nicht immer ſchließen konnte, ſo kam unverſehens ein lebhafterer Geſchäftsgang in die Verwaltung, und die, welche früher im alten Schlendrian fortgeſündigt hatten und jetzt unerwartet ihre frevlen oder faulen Finger geklopft fühlten, ſahen ſich unwillig und verwundert um, woher die Schläge denn gekommen ſeien. Und Ole, der Großknecht, ſäumte nicht, möglichſt weit die Offenbarung zu verbreiten und dadurch gegen Hauke und ſeinen Vater, der doch die Mitſchuld tragen

mußte, in dieſen Kreiſen einen Widerwillen zu erregen; die andern aber, welche nicht getroffen waren, oder denen es um die Sache ſelbſt zu tun war, lachten und hatten ihre Freude, daß der Junge den Alten doch einmal etwas in Trab gebracht habe. „Schad nur," ſagten ſie, „daß der Bengel nicht den gehörigen Klei unter den Füßen hat; das gäbe ſpäter ſonſt einmal wieder einen Deichgrafen, wie vordem ſie dageweſen ſind; aber die paar Demath ſeines Alten, die täten's denn doch nicht!"

Als im nächſten Herbſt der Herr Amtmann und Oberdeichgraf zur Schauung kam, ſah er ſich den Alten Tede Volkerts von oben bis unten an, während dieſer ihn zum Frühſtück nötigte. „Wahrhaftig, Deichgraf," ſagte er, „ich dacht's mir ſchon, Ihr ſeid in der Tat um ein Halbſtieg Jahre jünger geworden; Ihr habt mir diesmal mit all Euern Vorſchlägen warm gemacht; wenn wir mit alledem nur heute fertig werden!"

„Wird ſchon, wird ſchon, geſtrenger Herr Oberdeichgraf," erwiderte der Alte ſchmunzelnd; „der Gansbraten da wird ſchon die Kräfte ſtärken! Ja, Gott ſei Dank, ich bin noch allezeit friſch und munter!" Er ſah ſich in der Stube um, ob auch nicht etwa Hauke um die Wege ſei; dann ſetzte er in würdevoller Ruhe noch hinzu: „So hoffe ich zu Gott, noch meines Amtes ein paar Jahre in Segen warten zu können."

„Und darauf, lieber Deichgraf," erwiderte ſein Vorgeſetzter, ſich erhebend, „wollen wir dieſes Glas zuſammen trinken!"

Elke, die das Frühſtück beſtellt hatte, ging eben, während die Gläſer an einander klangen, mit leiſem Lachen aus der Stubentür. Dann holte ſie eine Schüſſel Abfall aus der Küche und ging durch den Stall, um es vor der Außentür dem Federvieh vorzuwerfen. Im Stall ſtand Hauke Haien und ſteckte den Kühen, die man der argen Witterung wegen ſchon jetzt hatte heraufnehmen müſſen, mit der Furke Heu in ihre Raufen. Als er aber das Mädchen kommen ſah, ſtieß er die Furke auf den Grund. „Nu, Elke!" ſagte er.

Sie blieb ſtehen und nickte ihm zu: „Ja, Hauke; aber eben hätteſt du drinnen ſein müſſen!“

„Meinſt du? Warum denn, Elke?“

„Der Herr Oberdeichgraf hat den Wirt gelobt!“

„Den Wirt? Was tut das mir?“

„Nein, ich mein, den Deichgrafen hat er gelobt!“

Ein dunkles Rot flog über das Geſicht des jungen Menſchen: „Ich weiß wohl,“ ſagte er, „wohin du damit ſegeln willſt!“

„Werd nur nicht rot, Hauke, du warſt es ja doch eigentlich, den der Oberdeichgraf lobte!“

Hauke ſah ſie mit halbem Lächeln an. „Auch du doch, Elke!“ ſagte er.

Aber ſie ſchüttelte den Kopf: „Nein, Hauke; als ich allein der Helfer war, da wurden wir nicht gelobt. Ich kann ja auch nur rechnen; du aber ſiehſt draußen alles, was der Deichgraf doch wohl ſelber ſehen ſollte; du haſt mich ausgeſtochen!“

„Ich hab das nicht gewollt, dich am mindſten,“ ſagte Hauke zaghaft, und er ſtieß den Kopf einer Kuh zur Seite: „Komm, Rotbunt, friß mir nicht die Furke auf, du ſollſt ja alles haben!“

„Denk nur nicht, daß mir's leid tut, Hauke,“ ſagte nach kurzem Sinnen das Mädchen; „das iſt ja Mannesſache!“

Da ſtreckte Hauke ihr den Arm entgegen: „Elke, gib mir die Hand darauf!“

Ein tiefes Rot ſchoß unter die dunkeln Brauen des Mädchens. „Warum? Ich lüg ja nicht!“ rief ſie.

Hauke wollte antworten; aber ſie war ſchon zum Stall hinaus, und er ſtand mit ſeiner Furke in der Hand und hörte nur, wie draußen die Enten und Hühner um ſie ſchnatterten und krähten.

Es war im Januar von Haukes drittem Dienſtjahr, als ein Winterfeſt gehalten werden ſollte; „Eisboſeln“ nennen ſie es hier. Ein ſtändiger Froſt hatte beim Ruhen der Küſtenwinde

alle Gräben zwiſchen den Fennen mit einer feſten ebenen Kriſtallfläche belegt, ſo daß die zerſchnittenen Landſtücke nun eine weite Bahn für das Werfen der kleinen mit Blei ausgegoſſenen Holzkugeln bildeten, womit das Ziel erreicht werden ſollte. Tagaus, tagein wehte ein leichter Nordoſt: alles war ſchon in Ordnung; die Geeſtleute in dem zu Oſten über der Marſch belegenen Kirchdorf, die im vorigen Jahre geſiegt hatten, waren zum Wettkampf gefordert und hatten angenommen; von jeder Seite waren neun Werfer aufgeſtellt; auch der Obmann und die Kretler waren gewählt. Zu letzteren, die bei Streitfällen über einen zweifelhaften Wurf mit einander zu verhandeln hatten, wurden allezeit Leute genommen, die ihre Sache ins beſte Licht zu rücken verſtanden, am liebſten Burſchen, die außer geſundem Menſchenverſtand auch noch ein luſtig Mundwerk hatten. Dazu gehörte vor allen Ole Peters, der Großknecht des Deichgrafen. „Werft nur wie die Teufel," ſagte er; „das Schwatzen tu ich ſchon umſonſt!"

Es war gegen Abend vor dem Feſttag; in der Nebenſtube des Kirchſpielkruges droben auf der Geeſt war eine Anzahl von den Werfern erſchienen, um über die Aufnahme einiger zuletzt noch Angemeldeten zu beſchließen. Hauke Haien war auch unter dieſen; er hatte erſt nicht wollen, obſchon er ſeiner wurfgeübten Arme ſich wohl bewußt war; aber er fürchtete durch Ole Peters, der einen Ehrenpoſten in dem Spiel bekleidete, zurückgewieſen zu werden; die Niederlage wollte er ſich ſparen. Aber Elke hatte ihm noch in der elften Stunde den Sinn gewandt: „Er wird's nicht wagen, Hauke," hatte ſie geſagt; „er iſt ein Tagelöhnerſohn; dein Vater hat Kuh und Pferd und iſt dazu der klügſte Mann im Dorf!"

„Aber, wenn er's dennoch fertig bringt?"

Sie ſah ihn halb lächelnd aus ihren dunkeln Augen an. „Dann," ſagte ſie, „ſoll er ſich den Mund wiſchen, wenn er abends mit ſeines Wirts Tochter zu tanzen denkt!" — Da hatte Hauke ihr mutig zugenickt.

Nun ſtanden die jungen Leute, die noch in das Spiel hineinwollten, frierend und fußtrampelnd vor dem Kirchſpielskrug und ſahen nach der Spitze des aus Felsblöcken gebauten Kirchturms hinauf, neben dem das Krughaus lag. Des Paſtors Tauben, die ſich im Sommer auf den Feldern des Dorfes nährten, kamen eben von den Höfen und Scheuern der Bauern zurück, wo ſie ſich jetzt ihre Körner geſucht hatten, und verſchwanden unter den Schindeln des Turmes, hinter welchen ſie ihre Neſter hatten; im Weſten über dem Haf ſtand ein glühendes Abendrot.

„Wird gut Wetter morgen!“ ſagte der eine der jungen Burſchen und begann heftig auf und ab zu wandern; „aber kalt! kalt!“ Ein zweiter, als er keine Taube mehr fliegen ſah, ging in das Haus und ſtellte ſich horchend neben die Tür der Stube, aus der jetzt ein lebhaftes Durcheinanderreden herausſcholl; auch des Deichgrafen Kleinknecht war neben ihn getreten. „Hör, Hauke,“ ſagte er zu dieſem; „nun ſchreien ſie um dich!“ und deutlich hörte man von drinnen Ole Peters' knarrende Stimme: „Kleinknechte und Jungens gehören nicht dazu!“

„Komm,“ flüſterte der andre und ſuchte Hauke am Rockärmel an die Stubentür zu ziehen, „hier kannſt du lernen, wie hoch ſie dich taxieren!“

Aber Hauke riß ſich los und ging wieder vor das Haus: „Sie haben uns nicht ausgeſperrt, damit wir's hören ſollen!“ rief er zurück.

Vor dem Hauſe ſtand der Dritte der Angemeldeten. „Ich fürcht, mit mir hat's einen Haken,“ rief er ihm entgegen; „ich hab kaum achtzehn Jahre; wenn ſie nur den Taufſchein nicht verlangen! Dich, Hauke, wird dein Großknecht ſchon herauskreteln!“

„Ja, heraus!“ brummte Hauke und ſchleuderte mit dem Fuße einen Stein über den Weg; „nur nicht hinein!“

Der Lärm in der Stube wurde ſtärker; dann allmählich trat eine Stille ein; die draußen hörten wieder den leiſen Nord-

oſt, der ſich oben an der Kirchturmſpitze brach. Der Horcher trat wieder zu ihnen. „Wen hatten ſie da drinnen?“ frug der Achtzehnjährige.

„Den da!“ ſagte jener und wies auf Hauke; „Ole Peters wollte ihn zum Jungen machen; aber alle ſchrien dagegen. Und ſein Vater hat Vieh und Land, ſagte Jeß Hanſen. Ja, Land, rief Ole Peters, das man auf dreizehn Karren wegfahren kann! – Zuletzt kam Ole Henſen: ‚Still da!‘ ſchrie er; ‚ich will's euch lehren: ſagt nur, wer iſt der erſte Mann im Dorf?‘ Da ſchwiegen ſie erſt und ſchienen ſich zu beſinnen; dann ſagte eine Stimme: ‚Das iſt doch wohl der Deichgraf!‘ Und alle anderen riefen: ‚Nun ja, unſerthalb der Deichgraf!‘ – ‚Und wer iſt denn der Deichgraf?‘ rief Ole Henſen wieder; ‚aber nun bedenkt euch recht!‘ – – Da begann einer leis zu lachen, und dann wieder einer, bis zuletzt nichts in der Stube war als lauter Lachen. ‚Nun, ſo ruft ihn,‘ ſagte Ole Henſen; ‚ihr wollt doch nicht den Deichgrafen von der Tür ſtoßen!‘ Ich glaub, ſie lachen noch; aber Ole Peters' Stimme war nicht mehr zu hören!“ ſchloß der Burſche ſeinen Bericht.

Faſt in demſelben Augenblicke wurde drinnen im Hauſe die Stubentür aufgeriſſen, und: „Hauke! Hauke Haien!“ rief es laut und fröhlich in die kalte Nacht hinaus.

Da trabte Hauke in das Haus und hörte nicht mehr, wer denn der Deichgraf ſei; was in ſeinem Kopfe brütete, hat indeſſen niemand wohl erfahren.

– – Als er nach einer Weile ſich dem Hauſe ſeiner Herrſchaft nahte, ſah er Elke drunten am Heck der Auffahrt ſtehen, das Mondlicht ſchimmerte über die unermeßliche weiß bereifte Weidefläche. „Stehſt du hier, Elke?“ frug er.

Sie nickte nur: „Was iſt geworden?“ ſagte ſie; „hat er's gewagt?“

– „Was ſollt er nicht!“

„Nun, und?“

– „Ja, Elke; ich darf es morgen doch verſuchen!“

„Gute Nacht, Hauke!“ Und ſie lief flüchtig die Werfte hinan und verſchwand im Hauſe.

Langſam folgte er ihr.

Auf der weiten Weidefläche, die ſich zu Oſten an der Landſeite des Deiches entlang zog, ſah man am Nachmittag darauf eine dunkle Menſchenmaſſe bald unbeweglich ſtille ſtehen, bald, nachdem zweimal eine hölzerne Kugel aus derſelben über den durch die Tagesſonne jetzt von Reif befreiten Boden hingeflogen war, abwärts von den hinter ihr liegenden langen und niedrigen Häuſern allmählich weiter rücken; die Parteien der Eisbosler in der Mitte, umgeben von alt und jung, was mit ihnen, ſei es in jenen Häuſern oder in denen droben auf der Geeſt, Wohnung oder Verbleib hatte; die älteren Männer in langen Röcken, bedächtig aus kurzen Pfeifen rauchend, die Weiber in Tüchern und Jacken, auch wohl Kinder an den Händen ziehend oder auf den Armen tragend. Aus den gefrorenen Gräben, welche allmählich überſchritten wurden, funkelte durch die ſcharfen Schilfſpitzen der bleiche Schein der Nachmittagsſonne; es fror mächtig, aber das Spiel ging unabläſſig vorwärts, und aller Augen verfolgten immer wieder die fliegende Kugel, denn an ihr hing heute für das ganze Dorf die Ehre des Tages. Der Kretler der Parteien trug hier einen weißen, bei den Geeſtleuten einen ſchwarzen Stab mit eiſerner Spitze; wo die Kugel ihren Lauf geendet hatte, wurde dieſer, je nachdem, unter ſchweigender Anerkennung oder dem Hohngelächter der Gegenpartei in den gefrorenen Boden eingeſchlagen, und weſſen Kugel zuerſt das Ziel erreichte, der hatte für ſeine Partei das Spiel gewonnen.

Geſprochen wurde von all den Menſchen wenig; nur wenn ein Kapitalwurf geſchah, hörte man wohl einen Ruf der jungen Männer oder Weiber; oder von den Alten einer nahm ſeine Pfeife aus dem Mund und klopfte damit unter ein paar guten Worten den Werfer auf die Schulter: „Das war ein

Wurf, ſagte Zacharies und warf ſein Weib aus der Luke!“ oder: „So warf dein Vater auch; Gott tröſt ihn in der Ewigkeit!“ oder was ſie ſonſt für Gutes ſagten.

Bei ſeinem erſten Wurfe war das Glück nicht mit Hauke geweſen: als er eben den Arm hinten ausſchwang, um die Kugel fortzuſchleudern, war eine Wolke von der Sonne fortgezogen, die ſie vorhin bedeckt hatte, und dieſe traf mit ihrem vollen Strahl in ſeine Augen; der Wurf wurde zu kurz, die Kugel fiel auf einen Graben und blieb im Bummeis ſtecken.

„Gilt nicht! Gilt nicht! Hauke, noch einmal,“ riefen ſeine Partner.

Aber der Kretler der Geeſtleute ſprang dagegen auf: „Muß wohl gelten; geworfen iſt geworfen!“

„Ole! Ole Peters!“ ſchrie die Marſchjugend. „Wo iſt Ole? Wo, zum Teufel, ſteckt er?“

Aber er war ſchon da: „Schreit nur nicht ſo! Soll Hauke wo geflickt werden! Ich dacht's mir ſchon.“

— „Ei was! Hauke muß noch einmal werfen; nun zeig, daß du das Maul am rechten Fleck haſt!“

„Das hab ich ſchon!“ rief Ole und trat dem Geeſtkretler gegenüber und redete einen Haufen Gallimathias auf einander. Aber die Spitzen und Schärfen, die ſonſt aus ſeinen Worten blitzten, waren diesmal nicht dabei. Ihm zur Seite ſtand das Mädchen mit den Rätſelbrauen und ſah ſcharf aus zornigen Augen auf ihn hin; aber reden durfte ſie nicht, denn die Frauen hatten keine Stimme in dem Spiel.

„Du leierſt Unſinn,“ rief der andere Kretler, „weil dir der Sinn nicht dienen kann! Sonne, Mond und Sterne ſind für uns alle gleich und allezeit am Himmel; der Wurf war ungeſchickt, und alle ungeſchickten Würfe gelten!“

So redeten ſie noch eine Weile gegen einander; aber das Ende war, daß nach Beſcheid des Obmanns Hauke ſeinen Wurf nicht wiederholen durfte.

„Vorwärts!“ riefen die Geeſtleute, und ihr Kretler zog den ſchwarzen Stab aus dem Boden, und der Werfer trat auf ſeinen Nummerruf dort an und ſchleuderte die Kugel vorwärts. Als der Großknecht des Deichgrafen dem Wurfe zuſehen wollte, hatte er an Elke Volkerts vorbei müſſen: „Wem zuliebe ließeſt du heut deinen Verſtand zu Hauſe?“ raunte ſie ihm zu.

Da ſah er ſie faſt grimmig an, und aller Spaß war aus ſeinem breiten Geſichte verſchwunden. „Dir zulieb!“ ſagte er, „denn du haſt deinen auch vergeſſen!“

„Geh nur; ich kenne dich, Ole Peters!“ erwiderte das Mädchen, ſich hoch aufrichtend; er aber kehrte den Kopf ab und tat, als habe er das nicht gehört.

Und das Spiel und der ſchwarze und der weiße Stab gingen weiter. Als Hauke wieder am Wurf war, flog ſeine Kugel ſchon ſo weit, daß das Ziel, die große weiß gekalkte Tonne, klar in Sicht kam. Er war jetzt ein feſter junger Kerl, und Mathematik und Wurfkunſt hatte er täglich während ſeiner Knabenzeit getrieben. „Oho, Hauke!“ rief es aus dem Haufen; „das war ja, als habe der Erzengel Michael ſelbſt geworfen!“ Eine alte Frau mit Kuchen und Branntwein drängte ſich durch den Haufen zu ihm; ſie ſchenkte ein Glas voll und bot es ihm: „Komm,“ ſagte ſie, „wir wollen uns vertragen: das heut iſt beſſer, als da du mir die Katze totſchlugſt!“ Als er ſie anſah, erkannte er, daß es Trin' Jans war. „Ich dank dir, Alte,“ ſagte er; „aber ich trink das nicht.“ Er griff in ſeine Taſche und drückte ihr ein friſchgeprägtes Markſtück in die Hand: „Nimm das und trink ſelber das Glas aus, Trin'; ſo haben wir uns vertragen!“

„Haſt recht, Hauke!“ erwiderte die Alte, indem ſie ſeiner Anweiſung folgte; „haſt recht; das iſt auch beſſer für ein altes Weib wie ich!“

„Wie geht's mit deinen Enten?“ rief er ihr noch nach, als ſie ſich ſchon mit ihrem Korbe fortmachte; aber ſie ſchüttelte nur den Kopf, ohne ſich umzuwenden, und patſchte mit ihren

alten Händen in die Luft. „Nichts, nichts, Hauke; da ſind zu viele Ratten in euren Gräben; Gott tröſt mich; man muß ſich anders nähren!“ Und ſomit drängte ſie ſich in den Menſchenhaufen und bot wieder ihren Schnaps und ihre Honigkuchen an.

Die Sonne war endlich ſchon hinter den Deich hinabgeſunken; ſtatt ihrer glimmte ein rotvioletter Schimmer empor; mitunter flogen ſchwarze Krähen vorüber und waren auf Augenblicke wie vergoldet, es wurde Abend. Auf den Fennen aber rückte der dunkle Menſchentrupp noch immer weiter von den ſchwarzen ſchon fern liegenden Häuſern nach der Tonne zu; ein beſonders tüchtiger Wurf mußte ſie jetzt erreichen können. Die Marſchleute waren an der Reihe; Hauke ſollte werfen.

Die kreidige Tonne zeichnete ſich weiß in dem breiten Abendſchatten, der jetzt von dem Deiche über die Fläche fiel. „Die werdet ihr uns diesmal wohl noch laſſen!“ rief einer von den Geeſtleuten, denn es ging ſcharf her; ſie waren um mindeſtens ein halb Stieg Fuß im Vorteil.

Die hagere Geſtalt des Genannten trat eben aus der Menge; die grauen Augen ſahen aus dem langen Frieſengeſicht vorwärts nach der Tonne; in der herabhängenden Hand lag die Kugel.

„Der Vogel iſt dir wohl zu groß,“ hörte er in dieſem Augenblicke Ole Peters' Knarrſtimme dicht vor ſeinen Ohren; „ſollen wir ihn um einen grauen Topf vertauſchen?“

Hauke wandte ſich und blickte ihn mit feſten Augen an: „Ich werfe für die Marſch!“ ſagte er. „Wohin gehörſt denn du?“

„Ich denke, auch dahin, du wirfſt doch wohl für Elke Volkerts!“

„Beiſeit!“ ſchrie Hauke und ſtellte ſich wieder in Poſitur. Aber Ole drängte mit dem Kopf noch näher auf ihn zu. Da plötzlich, bevor noch Hauke ſelber etwas dagegen unternehmen konnte, packte den Zudringlichen eine Hand und riß ihn rückwärts, daß der Burſche gegen ſeine lachenden Kameraden taumelte. Es war keine große Hand geweſen, die das getan hatte;

denn als Hauke flüchtig den Kopf wandte, ſah er neben ſich Elke Volkerts ihren Ärmel zurecht zupfen, und die dunkeln Brauen ſtanden ihr wie zornig in dem heißen Antlitz.

Da flog es wie eine Stahlkraft in Haukes Arm; er neigte ſich ein wenig, er wiegte die Kugel ein paarmal in der Hand; dann holte er aus, und eine Todesſtille war auf beiden Seiten; alle Augen folgten der fliegenden Kugel, man hörte ihr Sauſen, wie ſie die Luft durchſchnitt; plötzlich, ſchon weit vom Wurfplatz, verdeckten ſie die Flügel einer Silbermöwe, die, ihren Schrei ausſtoßend, vom Deich herüber kam; zugleich aber hörte man es in der Ferne an die Tonne klatſchen. „Hurra für Hauke!“ riefen die Marſchleute, und lärmend ging es durch die Menge: „Hauke! Hauke Haien hat das Spiel gewonnen!“

Der aber, da ihn alle dicht umdrängten, hatte ſeitwärts nur nach einer Hand gegriffen! auch da ſie wieder riefen: „Was ſtehſt du, Hauke? Die Kugel liegt ja in der Tonne!“ nickte er nur und ging nicht von der Stelle; erſt als er fühlte, daß ſich die kleine Hand feſt an die ſeine ſchloß, ſagte er: „Ihr mögt ſchon recht haben; ich glaube auch, ich hab gewonnen!“

Dann ſtrömte der ganze Trupp zurück, und Elke und Hauke wurden getrennt und von der Menge auf den Weg zum Kruge fortgeriſſen, der an des Deichgrafen Werfte nach der Geeſt hinaufbog. Hier aber entſchlüpften beide dem Gedränge, und während Elke auf ihre Kammer ging, ſtand Hauke hinten vor der Stalltür auf der Werfte und ſah, wie der dunkle Menſchentrupp allmählich nach dort hinaufwanderte, wo im Kirchſpielskrug ein Raum für die Tanzenden bereitſtand. Das Dunkel breitete ſich allmählich über die weite Gegend; es wurde immer ſtiller um ihn her, nur hinter ihm im Stalle regte ſich das Vieh; oben von der Geeſt her glaubte er ſchon das Pfeifen der Klarinetten aus dem Kruge zu vernehmen. Da hörte er um die Ecke des Hauſes das Rauſchen eines Kleides, und kleine feſte Schritte gingen den Fußſteig hinab, der durch die Fennen nach der Geeſt hinaufführte. Nun ſah er auch im Dämmer die Ge-

ſtalt dahinſchreiten und ſah, daß es Elke war; ſie ging auch zum Tanze nach dem Krug. Das Blut ſchoß ihm in den Hals hinauf; ſollte er ihr nicht nachlaufen und mit ihr gehen? Aber Hauke war kein Held den Frauen gegenüber; mit dieſer Frage ſich beſchäftigend, blieb er ſtehen, bis ſie im Dunkel ſeinem Blick entſchwunden war.

Dann, als die Gefahr, ſie einzuholen, vorüber war, ging auch er denſelben Weg, bis er droben den Krug bei der Kirche erreicht hatte und das Schwatzen und Schreien der vor dem Hauſe und auf dem Flur ſich Drängenden und das Schrillen der Geigen und Klarinetten betäubend ihn umrauſchte. Unbeachtet drückte er ſich in den „Gildeſaal"; er war nicht groß und ſo voll, daß man kaum einen Schritt weit vor ſich hinſehen konnte. Schweigend ſtellte er ſich an den Türpfoſten und blickte in das unruhige Gewimmel; die Menſchen kamen ihm wie Narren vor; er hatte auch nicht zu ſorgen, daß jemand noch an den Kampf des Nachmittags dachte und wer vor einer Stunde erſt das Spiel gewonnen hatte; jeder ſah nur auf ſeine Dirne und drehte ſich mit ihr im Kreis herum. Seine Augen ſuchten nur die Eine, und endlich — dort! Sie tanzte mit ihrem Vetter, dem jungen Deichgevollmächtigten; aber ſchon ſah er ſie nicht mehr, nur andere Dirnen aus Marſch und Geeſt, die ihn nicht kümmerten. Dann ſchnappten Violinen und Klarinetten plötzlich ab, und der Tanz war zu Ende; aber gleich begann auch ſchon ein anderer. Hauke flog es durch den Kopf, ob denn Elke ihm auch Wort halten, ob ſie nicht mit Ole Peters ihm vorbeitanzen werde. Faſt hätte er einen Schrei bei dem Gedanken ausgeſtoßen; dann — — ja, was wollte er dann? Aber ſie ſchien bei dieſem Tanze gar nicht mitzuhalten, und endlich ging auch der zu Ende und ein anderer, ein Zweitritt, der eben erſt hier in die Mode gekommen war, folgte. Wie raſend ſetzte die Muſik ein, die jungen Kerle ſtürzten zu den Dirnen, die Lichter an den Wänden flirrten. Hauke reckte ſich faſt den Hals aus, um die Tanzenden zu er-

kennen; und dort, im dritten Paare, das war Ole Peters; aber wer war die Tänzerin? Ein breiter Marſchburſche ſtand vor ihr und deckte ihr Geſicht! Doch der Tanz raſte weiter, und Ole mit ſeiner Partnerin drehte ſich heraus. „Vollina! Vollina Harders!“ rief Hauke faſt laut und ſeufzte dann gleich wieder erleichtert auf. Aber wo blieb Elke? Hatte ſie keinen Tänzer, oder hatte ſie alle ausgeſchlagen, weil ſie nicht mit Ole hatte tanzen wollen? — Und die Muſik ſetzte wieder ab, und ein neuer Tanz begann; aber wieder ſah er Elke nicht! Doch dort kam Ole, noch immer die dicke Vollina in den Armen! „Nun, nun,“ ſagte Hauke; „da wird Jeß Harders mit ſeinen fünfundzwanzig Demath auch wohl bald aufs Altenteil müſſen! — Aber wo iſt Elke?“

Er verließ ſeinen Türpfoſten und drängte ſich weiter in den Saal hinein; da ſtand er plötzlich vor ihr, die mit einer älteren Freundin in einer Ecke ſaß. „Hauke!“ rief ſie, mit ihrem ſchmalen Antlitz zu ihm aufblickend; „biſt du hier? Ich ſah dich doch nicht tanzen!“

„Ich tanzte auch nicht,“ erwiderte er.

— „Weshalb nicht, Hauke?“ und ſich halb erhebend, ſetzte ſie hinzu: „Willſt du mit mir tanzen? Ich hab es Ole Peters nicht gegönnt; der kommt nicht wieder!“

Aber Hauke machte keine Anſtalt: „Ich danke, Elke,“ ſagte er; „ich verſtehe das nicht gut genug; ſie könnten über dich lachen; und dann . . .“ Er ſtockte plötzlich und ſah ſie nur aus ſeinen grauen Augen herzlich an, als ob er's ihnen überlaſſen müſſe, das übrige zu ſagen.

„Was meinſt du, Hauke?“ frug ſie leiſe.

— „Ich mein', Elke, es kann ja doch der Tag nicht ſchöner für mich ausgehn, als er's ſchon getan hat.“

„Ja,“ ſagte ſie, „du haſt das Spiel gewonnen.“

„Elke!“ mahnte er kaum hörbar.

Da ſchlug ihr eine heiße Lohe in das Angeſicht: „Geh!“ ſagte ſie; „was willſt du?“ und ſchlug die Augen nieder.

Als aber die Freundin jetzt von einem Burſchen zum Tanze fortgezogen wurde, ſagte Hauke lauter: „Ich dachte, Elke, ich hätt was Beſſeres gewonnen!“

Noch ein paar Augenblicke ſuchten ihre Augen auf dem Boden; dann hob ſie ſie langſam, und ein Blick, mit der ſtillen Kraft ihres Weſens, traf in die ſeinen, der ihn wie Sommerluft durchſtrömte. „Tu, wie dir ums Herz iſt, Hauke!“ ſprach ſie; „wir ſollten uns wohl kennen!“

Elke tanzte an dieſem Abend nicht mehr, und als beide dann nach Hauſe gingen, hatten ſie ſich Hand in Hand gefaßt; aus der Himmelshöhe funkelten die Sterne über der ſchweigenden Marſch; ein leichter Oſtwind wehte und brachte ſtrenge Kälte; die beiden aber gingen, ohne viel Tücher und Umhang, dahin, als ſei es plötzlich Frühling worden.

Hauke hatte ſich auf ein Ding beſonnen, deſſen paſſende Verwendung zwar in ungewiſſer Zukunft lag, mit dem er ſich aber eine ſtille Feier zu bereiten gedachte. Deshalb ging er am nächſten Sonntag in die Stadt zum alten Goldſchmied Anderſen und beſtellte einen ſtarken Goldring. „Streckt den Finger her, damit wir meſſen!“ ſagte der Alte und faßte ihm nach dem Goldfinger. „Nun,“ meinte er, „der iſt nicht gar ſo dick, wie ſie bei euch Leuten ſonſt zu ſein pflegen!“ Aber Hauke ſagte: „Meſſet lieber am kleinen Finger!“ und hielt ihm den entgegen.

Der Goldſchmied ſah ihn etwas verdutzt an; aber was kümmerten ihn die Einfälle der jungen Bauernburſchen: „Da werden wir ſchon ſo einen unter den Mädchenringen haben!“ ſagte er, und Hauke ſchoß das Blut durch beide Wangen. Aber der kleine Goldring paßte auf ſeinen kleinen Finger, und er nahm ihn haſtig und bezahlte ihn mit blankem Silber; dann ſteckte er ihn unter lautem Herzklopfen, und als ob er einen feierlichen Akt begehe, in die Weſtentaſche. Dort trug er ihn ſeitdem an jedem Tage mit Unruhe und doch mit Stolz, als ſei die Weſtentaſche nur dazu da, um einen Ring darin zu tragen.

Er trug ihn ſo über Jahr und Tag, ja der Ring mußte ſogar aus dieſer noch in eine neue Weſtentaſche wandern; die Gelegenheit zu ſeiner Befreiung hatte ſich noch immer nicht ergeben wollen. Wohl war's ihm durch den Kopf geflogen, nur graden Wegs vor ſeinen Wirt hinzutreten; ſein Vater war ja doch auch ein Eingeſeſſener! Aber wenn er ruhiger wurde, dann wußte er wohl, der alte Deichgraf würde ſeinen Kleinknecht ausgelacht haben. Und ſo lebten er und des Deichgrafen Tochter neben einander hin; auch ſie in mädchenhaftem Schweigen, und beide doch, als ob ſie allzeit Hand in Hand gingen.

Ein Jahr nach jenem Winterfeſttag hatte Ole Peters ſeinen Dienſt gekündigt und mit Vollina Harders Hochzeit gemacht; Hauke hatte recht gehabt: der Alte war auf Altenteil gegangen, und ſtatt der dicken Tochter ritt nun der muntere Schwiegerſohn die gelbe Stute in die Fenne und, wie es hieß, rückwärts allzeit gegen den Deich hinan. Hauke war Großknecht geworden und ein Jüngerer an ſeine Stelle getreten; wohl hatte der Deichgraf ihn erſt nicht wollen aufrücken laſſen: „Kleinknecht iſt beſſer!" hatte er gebrummt; „ich brauch ihn hier bei meinen Büchern!" Aber Elke hatte ihm vorgehalten: „Dann geht auch Hauke, Vater!" Da war dem Alten bange geworden, und Hauke war zum Großknecht aufgerückt, hatte aber trotz deſſen nach wie vor auch an der Deichgrafſchaft mitgeholfen.

Nach einem andern Jahr aber begann er gegen Elke davon zu reden, ſein Vater werde kümmerlich, und die paar Tage, die der Wirt ihn im Sommer in deſſen Wirtſchaft laſſe, täten's nun nicht mehr; der Alte quäle ſich, er dürfe das nicht länger anſehn. — Es war ein Sommerabend; die beiden ſtanden im Dämmerſchein unter der großen Eſche vor der Haustür. Das Mädchen ſah eine Weile ſtumm in die Zweige des Baumes hinauf; dann entgegnete ſie: „Ich hab's nicht ſagen wollen, Hauke; ich dachte, du würdeſt ſelber wohl das Rechte treffen."

„Ich muß dann fort aus eurem Hauſe", ſagte er, „und kann nicht wiederkommen."

Sie ſchwiegen eine Weile und ſahen in das Abendrot, das drüben hinterm Deiche in das Meer verſank. „Du mußt es wiſſen,“ ſagte ſie; „ich war heut morgen noch bei deinem Vater und fand ihn in ſeinem Lehnſtuhl eingeſchlafen; die Reißfeder in der Hand, das Reißbrett mit einer halben Zeichnung lag vor ihm auf dem Tiſch; — und da er erwacht war und mühſam ein Viertelſtündchen mit mir geplaudert hatte, und ich nun gehen wollte, da hielt er mich ſo angſtvoll an der Hand zurück, als fürchte er, es ſei zum letzten Mal; aber . . .“

„Was aber, Elke?“ frug Hauke, da ſie fortzufahren zögerte.

Ein paar Tränen rannen über die Wangen des Mädchens. „Ich dachte nur an meinen Vater,“ ſagte ſie; „glaub mir, es wird ihm ſchwer ankommen, dich zu miſſen.“ Und als ob ſie zu dem Worte ſich ermannen müſſe, fügte ſie hinzu: „Mir iſt es oft, als ob er auf ſeine Totenkammer rüſte.“

Hauke antwortete nicht; ihm war es plötzlich, als rühre ſich der Ring in ſeiner Taſche; aber noch bevor er ſeinen Unmut über dieſe unwillkürliche Lebensregung unterdrückt hatte, fuhr Elke fort: „Nein, zürn nicht, Hauke! Ich trau, du wirſt auch ſo uns nicht verlaſſen!“

Da ergriff er eifrig ihre Hand, und ſie entzog ſie ihm nicht. Noch eine Weile ſtanden die jungen Menſchen in dem ſinkenden Dunkel bei einander, bis ihre Hände aus einander glitten und jedes ſeine Wege ging. — Ein Windſtoß fuhr empor und rauſchte durch die Eſchenblätter und machte die Läden klappern, die an der Vorderſeite des Hauſes waren; allmählich aber kam die Nacht, und Stille lag über der ungeheueren Ebene.

Durch Elkes Zutun war Hauke von dem alten Deichgrafen ſeines Dienſtes entlaſſen worden, obgleich er ihm rechtzeitig nicht gekündigt hatte, und zwei neue Knechte waren jetzt im Hauſe. — Noch ein paar Monate weiter, dann ſtarb Tede Haien; aber bevor er ſtarb, rief er den Sohn an ſeine Lagerſtatt: „Setz dich zu mir, mein Kind,“ ſagte der Alte mit matter

Stimme, „dicht zu mir! Du brauchſt dich nicht zu fürchten; wer bei mir iſt, das iſt nur der dunkle Engel des Herrn, der mich zu rufen kommt.“

Und der erſchütterte Sohn ſetzte ſich dicht an das dunkle Wandbett: „Sprecht, Vater, was Ihr noch zu ſagen habt!“

„Ja, mein Sohn, noch etwas,“ ſagte der Alte und ſtreckte ſeine Hände über das Deckbett. „Als du, noch ein halber Junge, zu dem Deichgrafen in Dienſt gingſt, da lag's in deinem Kopf, das ſelbſt einmal zu werden. Das hatte mich angeſteckt, und ich dachte auch allmählich, du ſeieſt der rechte Mann dazu. Aber dein Erbe war für ſolch ein Amt zu klein — ich habe während deiner Dienſtzeit knapp gelebt — ich dacht es zu vermehren.“

Hauke faßte heftig ſeines Vaters Hände, und der Alte ſuchte ſich aufzurichten, daß er ihn ſehen könne. „Ja, ja, mein Sohn,“ ſagte er, „dort in der oberſten Schublade der Schatulle liegt das Dokument. Du weißt, die alte Antje Wohlers hat eine Fenne von fünf und einem halben Demath; aber ſie konnte mit dem Mietgelde allein in ihrem krüppelhaften Alter nicht mehr durchfinden; da habe ich allzeit um Martini eine beſtimmte Summe, und auch mehr, wenn ich es hatte, dem armen Menſch gegeben; und dafür hat ſie die Fenne mir übertragen; es iſt alles gerichtlich fertig. — — Nun liegt auch ſie am Tode: die Krankheit unſerer Marſchen, der Krebs, hat ſie befallen; du wirſt nicht mehr zu zahlen brauchen!“

Eine Weile ſchloß er die Augen; dann ſagte er noch: „Es iſt nicht viel; doch haſt du mehr dann, als du bei mir gewohnt warſt. Mög es dir zu deinem Erdenleben dienen!“

Unter den Dankesworten des Sohnes ſchlief der Alte ein. Er hatte nichts mehr zu beſorgen; und ſchon nach einigen Tagen hatte der dunkle Engel des Herrn ihm ſeine Augen für immer zugedrückt, und Hauke trat ſein väterliches Erbe an.

— — Am Tage nach dem Begräbnis kam Elke in deſſen Haus. „Dank, daß du einguckſt, Elke!“ rief Hauke ihr als Gruß entgegen.

Aber ſie erwiderte: „Ich guck nicht ein; ich will bei dir ein wenig Ordnung ſchaffen, damit du ordentlich in deinem Hauſe wohnen kannſt! Dein Vater hat vor ſeinen Zahlen und Riſſen nicht viel um ſich geſehen, und auch der Tod ſchafft Wirrſal; ich will's dir wieder ein wenig lebig machen!"

Er ſah aus ſeinen grauen Augen voll Vertrauen auf ſie hin: „So ſchaff nur Ordnung!" ſagte er; „ich hab's auch lieber."

Und dann begann ſie aufzuräumen: das Reißbrett, das noch dalag, wurde abgeſtäubt und auf den Boden getragen, Reißfedern und Bleiſtift und Kreide ſorgfältig in einer Schatullenſchublade weggeſchloſſen; dann wurde die junge Dienſtmagd zur Hülfe hereingerufen und mit ihr das Geräte der ganzen Stube in eine andere und beſſere Stellung gebracht, ſo daß es anſchien, als ſei dieſelbe nun heller und größer geworden. Lächelnd ſagte Elke: „Das können nur wir Frauen!" und Hauke, trotz ſeiner Trauer um den Vater, hatte mit glücklichen Augen zugeſehen, auch wohl ſelber, wo es nötig war, geholfen.

Und als gegen die Dämmerung — es war zu Anfang des Septembers — alles war, wie ſie es für ihn wollte, faßte ſie ſeine Hand und nickte ihm mit ihren dunkeln Augen zu: „Nun komm und iß bei uns zu Abend; denn meinem Vater hab ich's verſprechen müſſen, dich mitzubringen; wenn du dann heimgehſt, kannſt du ruhig in dein Haus treten!"

Als ſie dann in die geräumige Wohnſtube des Deichgrafen traten, wo bei verſchloſſenen Läden ſchon die beiden Lichter auf dem Tiſche brannten, wollte dieſer aus ſeinem Lehnſtuhl in die Höhe, aber mit ſeinem ſchweren Körper zurückſinkend, rief er nur ſeinem früheren Knecht entgegen: „Recht, recht, Hauke, daß du deine alten Freunde aufſuchſt! Komm nur näher, immer näher!" Und als Hauke an ſeinen Stuhl getreten war, faßte er deſſen Hand mit ſeinen beiden runden Händen: „Nun, nun, mein Junge," ſagte er, „ſei nur ruhig jetzt, denn ſterben müſſen wir alle, und dein Vater war keiner von den Schlechtſten! — Aber, Elke, nun ſorg, daß du den Braten auf den Tiſch kriegſt;

wir müſſen uns ſtärken! Es gibt viel Arbeit für uns, Hauke! Die Herbſtſchau iſt in Anmarſch; Deich- und Sielrechnungen haushoch; der neuliche Deichſchaden am Weſterkoog – ich weiß nicht, wo mir der Kopf ſteht, aber deiner, gottlob, iſt um ein gut Stück jünger; du biſt ein braver Junge, Hauke!"

Und nach dieſer langen Rede, womit der Alte ſein ganzes Herz dargelegt hatte, ließ er ſich in ſeinen Stuhl zurückfallen und blinzelte ſehnſüchtig nach der Tür, durch welche Elke eben mit der Bratenſchüſſel hereintrat. Hauke ſtand lächelnd neben ihm. „Nun ſetz dich," ſagte der Deichgraf, „damit wir nicht unnötig Zeit verſpillen; kalt ſchmeckt das nicht!"

Und Hauke ſetzte ſich; es ſchien ihm Selbſtverſtand, die Arbeit von Elkes Vaters mitzutun. Und als die Herbſtſchau dann gekommen war und ein paar Monde mehr ins Jahr gingen, da hatte er freilich auch den beſten Teil daran getan."

*

Der Erzähler hielt inne und blickte um ſich. Ein Möwenſchrei war gegen das Fenſter geſchlagen, und draußen vom Hausflur aus wurde ein Trampeln hörbar, als ob einer den Klei von ſeinen ſchweren Stiefeln abtrete.

Deichgraf und Gevollmächtigte wandten die Köpfe gegen die Stubentür. „Was iſt?" rief der erſtere.

Ein ſtarker Mann, den Südweſter auf dem Kopf, war eingetreten. „Herr," ſagte er, „wir beide haben es geſehen, Hans Nickels und ich: der Schimmelreiter hat ſich in den Bruch geſtürzt!"

„Wo ſaht Ihr das?" frug der Deichgraf.

– „Es iſt ja nur die eine Wehle; in Janſens Fenne, wo der Hauke-Haienkoog beginnt."

„Saht Ihr's nur einmal?"

– „Nur einmal; es war auch nur wie Schatten, aber es braucht drum nicht das erſte Mal geweſen zu ſein."

Der Deichgraf war aufgeſtanden. „Sie wollen entſchuldigen," ſagte er, ſich zu mir wendend, „wir müſſen draußen

nachſehn, wo das Unheil hin will!" Dann ging er mit dem Boten zur Tür hinaus; aber auch die übrige Geſellſchaft brach auf und folgte ihm.

Ich blieb mit dem Schullehrer allein in dem großen öden Zimmer; durch die unverhangenen Fenſter, welche nun nicht mehr durch die Rücken der davor ſitzenden Gäſte verdeckt wurden, ſah man frei hinaus, und wie der Sturm die dunklen Wolken über den Himmel jagte.

Der Alte ſaß noch auf ſeinem Platze, ein überlegenes, faſt mitleidiges Lächeln auf ſeinen Lippen. „Es iſt hier zu leer geworden," ſagte er; „darf ich Sie zu mir auf mein Zimmer laden? Ich wohne hier im Hauſe; und glauben Sie mir, ich kenne die Wetter hier am Deich; für uns iſt nichts zu fürchten."

Ich nahm das dankend an, denn auch mich wollte hier zu fröſteln anfangen, und wir ſtiegen unter Mitnahme eines Lichtes die Stiegen zu einer Giebelſtube hinauf, die zwar gleichfalls gegen Weſten hinauslag, deren Fenſter aber jetzt mit dunklen Wollteppichen verhangen waren. In einem Bücherregal ſah ich eine kleine Bibliothek, daneben die Porträte zweier alter Profeſſoren; vor einem Tiſche ſtand ein großer Ohrenlehnſtuhl. „Machen Sie ſich's bequem!" ſagte mein freundlicher Wirt und warf einige Torf in den noch glimmenden kleinen Ofen, der oben von einem Blechkeſſel gekrönt war. „Nur noch ein Weilchen! Er wird bald ſauſen; dann brau ich uns ein Gläschen Grog, das hält Sie munter!"

„Deſſen bedarf es nicht," ſagte ich; „ich werd nicht ſchläfrig, wenn ich Ihren Hauke auf ſeinem Lebensweg begleite!"

— „Meinen Sie?" und er nickte mit ſeinen klugen Augen zu mir herüber, nachdem ich behaglich in ſeinem Lehnſtuhl untergebracht war. „Nun, wo blieben wir denn? — — Ja, ja; ich weiß ſchon! Alſo:

Hauke hatte ſein väterliches Erbe angetreten, und da die alte Antje Wohlers auch ihrem Leiden erlegen war, ſo hatte deren Fenne es vermehrt. Aber ſeit dem Tode oder, richtiger, ſeit den

letzten Worten ſeines Vaters war in ihm etwas aufgewachſen, deſſen Keim er ſchon ſeit ſeiner Knabenzeit in ſich getragen hatte; er wiederholte es ſich mehr als zu oft, er ſei der rechte Mann, wenn's einen neuen Deichgrafen geben müſſe. Das war es; ſein Vater, der es verſtehen mußte, der ja der klügſte Mann im Dorf geweſen war, hatte ihm dieſes Wort wie eine letzte Gabe ſeinem Erbe beigelegt; die Wohlersſche Fenne, die er ihm auch verdankte, ſollte den erſten Trittſtein zu dieſer Höhe bilden! Denn, freilich, auch mit dieſer — ein Deichgraf mußte noch einen andern Grundbeſitz aufweiſen können! — — Aber ſein Vater hatte ſich einſame Jahre knapp beholfen, und mit dem, was er ſich entzogen hatte, war er des neuen Beſitzes Herr geworden; das konnte er auch, er konnte noch mehr; denn ſeines Vaters Kraft war ſchon verbraucht geweſen, er aber konnte noch jahrelang die ſchwerſte Arbeit tun! — — Freilich, wenn er es dadurch nach dieſer Seite hin erzwang, durch die Schärfen und Spitzen, die er der Verwaltung ſeines alten Dienſtherrn zugeſetzt hatte, war ihm eben keine Freundſchaft im Dorf zuwege gebracht worden, und Ole Peters, ſein alter Widerſacher, hatte jüngſthin eine Erbſchaft getan und begann ein wohlhabender Mann zu werden! Eine Reihe von Geſichtern ging vor ſeinem innern Blick vorüber, und ſie ſahen ihn alle mit böſen Augen an; da faßte ihn ein Groll gegen dieſe Menſchen: er ſtreckte die Arme aus, als griffe er nach ihnen, denn ſie wollten ihn vom Amte drängen, zu dem von allen nur er berufen war. — Und die Gedanken ließen ihn nicht; ſie waren immer wieder da, und ſo wuchſen in ſeinem jungen Herzen neben der Ehrenhaftigkeit und Liebe auch die Ehrſucht und der Haß. Aber dieſe beiden verſchloß er tief in ſeinem Innern; ſelbſt Elke ahnte nichts davon.

— Als das neue Jahr gekommen war, gab es eine Hochzeit; die Braut war eine Verwandte von den Haiens, und Hauke und Elke waren beide dort geladene Gäſte; ja, bei dem Hochzeitеſſen traf es ſich durch das Ausbleiben eines näheren Ver-

wandten, daß ſie ihre Plätze neben einander fanden. Nur ein Lächeln, das über beider Antlitz glitt, verriet ihre Freude darüber. Aber Elke ſaß heute teilnahmlos in dem Geräuſche des Plauderns und Gläſerklirrens.

„Fehlt dir etwas?“ frug Hauke.

— „O, eigentlich nichts; es ſind mir nur zuviele Menſchen hier.“

„Aber du ſiehſt ſo traurig aus!“

Sie ſchüttelte den Kopf; dann ſprachen ſie wieder nicht.

Da ſtieg es über ihr Schweigen wie Eiferſucht in ihm auf, und heimlich unter dem überhängenden Tiſchtuch ergriff er ihre Hand; aber ſie zuckte nicht, ſie ſchloß ſich wie vertrauensvoll um ſeine. Hatte ein Gefühl der Verlaſſenheit ſie befallen, da ihre Augen täglich auf der hinfälligen Geſtalt des Vaters haften mußten? — Hauke dachte nicht daran, ſich ſo zu fragen; aber ihm ſtand der Atem ſtill, als er jetzt ſeinen Goldring aus der Taſche zog. „Läßt du ihn ſitzen?“ frug er zitternd, während er den Ring auf den Goldfinger der ſchmalen Hand ſchob.

Gegenüber am Tiſche ſaß die Frau Paſtorin; ſie legte plötzlich ihre Gabel hin und wandte ſich zu ihrem Nachbar: „Mein Gott, das Mädchen!“ rief ſie; „ſie wird ja totenblaß!“

Aber das Blut kehrte ſchon zurück in Elkes Antlitz. „Kannſt du warten, Hauke?“ frug ſie leiſe.

Der kluge Frieſe beſann ſich doch noch ein paar Augenblicke. „Auf was?“ ſagte er dann.

— „Du weißt das wohl; ich brauch dir's nicht zu ſagen.“

„Du haſt recht,“ ſagte er; „ja, Elke, ich kann warten — wenn's nur ein menſchlich Abſehen hat!“

„O Gott, ich fürcht, ein nahes! Sprich nicht ſo, Hauke; du ſprichſt von meines Vaters Tod!“ Sie legte die andere Hand auf ihre Bruſt: „Bis dahin,“ ſagte ſie, „trag ich den Goldring hier; du ſollſt nicht fürchten, daß du bei meiner Lebzeit ihn zurück bekommſt!“

Da lächelten ſie beide, und ihre Hände preßten ſich in einander, daß bei anderer Gelegenheit das Mädchen wohl laut aufgeſchrien hätte.

Die Frau Paſtorin hatte indeſſen unabläſſig nach Elkes Augen hingeſehen, die jetzt unter dem Spitzenſtrich des goldbrokatenen Käppchens wie in dunklem Feuer brannten. Bei dem zunehmenden Getöſe am Tiſche aber hatte ſie nichts verſtanden; auch an ihren Nachbar wandte ſie ſich nicht wieder, denn keimende Ehen – und um eine ſolche ſchien es ihr ſich denn doch hier zu handeln – ſchon um des daneben keimenden Traupfennigs für ihren Mann, den Paſtor, pflegte ſie nicht zu ſtören.

Elkes Vorahnung war in Erfüllung gegangen; eines Morgens nach Oſtern hatte man den Deichgrafen Tede Volkerts tot in ſeinem Bett gefunden; man ſah's an ſeinem Antlitz, ein ruhiges Ende war darauf geſchrieben. Er hatte auch mehrfach in den letzten Monden Lebensüberdruß geäußert; ſein Leibgericht, der Ofenbraten, ſelbſt ſeine Enten hatten ihm nicht mehr ſchmecken wollen.

Und nun gab es eine große Leiche im Dorf. Droben auf der Geeſt auf dem Begräbnisplatz um die Kirche war zu Weſten eine mit Schmiedegitter umhegte Grabſtätte; ein breiter blauer Grabſtein ſtand jetzt aufgehoben gegen eine Trauereſche, auf welchem das Bild des Todes mit ſtark gezahnten Kiefern ausgehauen war; darunter in großen Buchſtaben:

Dat is de Dod, de allens fritt,
Nimmt Kunſt un Wetenſchop di mit,
De kloke Mann is nu vergahn,
Gott gäw' em ſelig Uperſtahn.

Es war die Begräbnisſtätte des früheren Deichgrafen Volkert Tedſen; nun war eine friſche Grube gegraben, wo hinein deſſen Sohn, der jetzt verſtorbene Deichgraf Tede Volkerts, begraben werden ſollte. Und ſchon kam unten aus der Marſch

der Leichenzug heran, eine Menge Wagen aus allen Kirchſpielsdörfern; auf dem vorderſten ſtand der ſchwere Sarg, die beiden blanken Rappen des deichgräflichen Stalles zogen ihn ſchon den ſandigen Anberg zur Geeſt hinauf; Schweife und Mähnen der Pferde wehten in dem ſcharfen Frühjahrswind. Der Gottesacker um die Kirche war bis an die Wälle mit Menſchen angefüllt, ſelbſt auf dem gemauerten Tore huckten Buben mit kleinen Kindern in den Armen; ſie wollten alle das Begraben anſehn.

Im Hauſe drunten in der Marſch hatte Elke in Peſel und Wohngelaß das Leichenmahl gerüſtet; alter Wein wurde bei den Gedecken hingeſtellt; an den Platz des Oberdeichgrafen — denn auch er war heut nicht ausgeblieben — und an den des Paſtors je eine Flaſche Langkork. Als alles beſorgt war, ging ſie durch den Stall vor die Hoftür; ſie traf niemanden auf ihrem Wege; die Knechte waren mit zwei Geſpannen in der Leichenfuhr. Hier blieb ſie ſtehen und ſah, während ihre Trauerkleider im Frühlingswinde flatterten, wie drüben an dem Dorfe jetzt die letzten Wagen zur Kirche hinauffuhren. Nach einer Weile entſtand dort ein Gewühl, dem eine Totenſtille zu folgen ſchien. Elke faltete die Hände; ſie ſenkten wohl den Sarg jetzt in die Grube: „Und zur Erde wieder ſollſt du werden!“ Unwillkürlich, leiſe, als hätte ſie von dort es hören können, ſprach ſie die Worte nach; dann füllten ihre Augen ſich mit Tränen, ihre über der Bruſt gefalteten Hände ſanken in den Schoß: „Vater unſer, der du biſt im Himmel!“ betete ſie voll Inbrunſt. Und als das Gebet des Herrn zu Ende war, ſtand ſie noch lange unbeweglich, ſie, die jetzige Herrin dieſes großen Marſchhofes; und Gedanken des Todes und des Lebens begannen ſich in ihr zu ſtreiten.

Ein fernes Rollen weckte ſie. Als ſie die Augen öffnete, ſah ſie ſchon wieder einen Wagen um den anderen in raſcher Fahrt von der Marſch herab und gegen ihren Hof herankommen. Sie richtete ſich auf, blickte noch einmal ſcharf hinaus und ging

dann, wie ſie gekommen war, durch den Stall in die feierlich hergeſtellten Wohnräume zurück. Auch hier war niemand; nur durch die Mauer hörte ſie das Rumoren der Mägde in der Küche. Die Feſttafel ſtand ſo ſtill und einſam; der Spiegel zwiſchen den Fenſtern war mit weißen Tüchern zugeſteckt und ebenſo die Meſſingknöpfe an dem Beilegerofen; es blinkte nichts mehr in der Stube. Elke ſah die Türen vor dem Wandbett, in dem ihr Vater ſeinen letzten Schlaf getan hatte, offenſtehen und ging hinzu und ſchob ſie feſt zuſammen; wie gedankenlos las ſie den Sinnſpruch, der zwiſchen Roſen nnd Nelken mit goldenen Buchſtaben darauf geſchrieben ſtand:

Heſt du din Dagwerk richtig dan,
Da kummt de Slap von ſülvſt heran.

Das war noch von dem Großvater! — Einen Blick warf ſie auf den Wandſchrank; er war faſt leer, aber durch die Glastüren ſah ſie noch den geſchliffenen Pokal darin, der ihrem Vater, wie er gern erzählt hatte, einſt bei einem Ringreiten in ſeiner Jugend als Preis zuteil geworden war. Sie nahm ihn heraus und ſetzte ihn bei dem Gedeck des Oberdeichgrafen. Dann ging ſie ans Fenſter, denn ſchon hörte ſie die Wagen an der Werfte heraufrollen; einer um den andern hielt vor dem Hauſe, und munterer, als ſie gekommen waren, ſprangen jetzt die Gäſte von ihren Sitzen auf den Boden. Händereibend und plaudernd drängte ſich alles in die Stube; nicht lange, ſo ſetzte man ſich an die feſtliche Tafel, auf der die wohlbereiteten Speiſen dampften, im Peſel der Oberdeichgraf mit dem Paſtor; und Lärm und lautes Schwatzen lief den Tiſch entlang, als ob hier nimmer der Tod ſeine furchtbare Stille ausgebreitet hätte. Stumm, das Auge auf ihre Gäſte, ging Elke mit den Mägden an den Tiſchen herum, daß an dem Leichenmahle nichts verſehen werde. Auch Hauke Haien ſaß im Wohnzimmer neben Ole Peters und anderen kleineren Beſitzern.

Nachdem das Mahl beendet war, wurden die weißen Tonpfeifen aus der Ecke geholt und angebrannt, und Elke war

wiederum geſchäftig, die gefüllten Kaffeetaſſen den Gäſten anzubieten; denn auch der wurde heute nicht geſpart. Im Wohnzimmer an dem Pulte des eben Begrabenen ſtand der Oberdeichgraf im Geſpräche mit dem Paſtor und dem weißhaarigen Deichgevollmächtigten Jewe Manners. „Alles gut, ihr Herren,“ ſagte der erſte, „den alten Deichgrafen haben wir mit Ehren beigeſetzt; aber woher nehmen wir den neuen? Ich denke, Manners, Ihr werdet Euch dieſer Würde unterziehen müſſen!“

Der alte Manners hob lächelnd das ſchwarze Sammetkäppchen von ſeinen weißen Haaren: „Herr Oberdeichgraf,“ ſagte er, „das Spiel würde zu kurz werden; als der verſtorbene Tede Volkerts Deichgraf, da wurde ich Gevollmächtigter und bin es nun ſchon vierzig Jahre!“

„Das iſt kein Mangel, Manners; ſo kennt Ihr die Geſchäfte um ſo beſſer und werdet nicht Not mit ihnen haben!“

Aber der Alte ſchüttelte den Kopf: „Nein, nein, Euer Gnaden, laſſet mich, wo ich bin, ſo laufe ich wohl noch ein paar Jahre mit!“

Der Paſtor ſtand ihm bei: „Weshalb“, ſagte er, „nicht den ins Amt nehmen, der es tatſächlich in den letzten Jahren doch geführt hat?“

Der Oberdeichgraf ſah ihn an: „Ich verſtehe nicht, Herr Paſtor!“

Aber der Paſtor wies mit dem Finger in den Peſel, wo Hauke in langſam ernſter Weiſe zwei älteren Leuten etwas zu erklären ſchien. „Dort ſteht er,“ ſagte er, „die lange Frieſengeſtalt mit den klugen grauen Augen neben der hageren Naſe und den zwei Schädelwölbungen darüber! Er war des Alten Knecht und ſitzt jetzt auf ſeiner eigenen kleinen Stelle; er iſt zwar etwas jung!“

„Er ſcheint ein Dreißiger,“ ſagte der Oberdeichgraf, den ihm ſo Vorgeſtellten muſternd.

„Er iſt kaum vierundzwanzig,“ bemerkte der Gevollmächtigte Manners; „aber der Paſtor hat recht: was in den letzten Jah-

ren Gutes für Deiche und Siele und dergleichen vom Deichgrafenamt in Vorſchlag kam, das war von ihm; mit dem Alten war's doch zuletzt nichts mehr."

„So, ſo?" machte der Oberdeichgraf; „und Ihr meinet, er wäre nun auch der Mann, um in das Amt ſeines alten Herrn einzurücken?"

„Der Mann wäre er ſchon," entgegnete Jewe Manners; „aber ihm fehlt das, was man hier ‚Klei unter den Füßen' nennt; ſein Vater hatte ſo um fünfzehn, er mag gut zwanzig Demath haben; aber damit iſt bis jetzt hier niemand Deichgraf geworden."

Der Paſtor tat ſchon den Mund auf, als wolle er etwas einwenden, da trat Elke Volkerts, die eine Weile ſchon im Zimmer geweſen, plötzlich zu ihnen: „Wollen Euer Gnaden mir ein Wort erlauben?" ſprach ſie zu dem Oberbeamten; „es iſt nur, damit aus einem Irrtum nicht ein Unrecht werde!"

„So ſprecht, Jungfer Elke!" entgegnete dieſer; „Weisheit von hübſchen Mädchenlippen hört ſich allzeit gut!"

— „Es iſt nicht Weisheit, Euer Gnaden; ich will nur die Wahrheit ſagen."

„Auch die muß man ja hören können, Jungfer Elke!"

Das Mädchen ließ ihre dunklen Augen noch einmal zur Seite gehen, als ob ſie wegen überflüſſiger Ohren ſich verſichern wolle: „Euer Gnaden," begann ſie dann, und ihre Bruſt hob ſich in ſtärkerer Bewegung, „mein Pate, Jewe Manners, ſagte Ihnen, daß Hauke Haien nur etwa zwanzig Demath im Beſitz habe; das iſt im Augenblick auch richtig, aber ſobald es ſein muß, wird Hauke noch um ſo viel mehr ſein eigen nennen, als dieſer, meines Vaters, jetzt mein Hof, an Demathzahl beträgt; für einen Deichgrafen wird das zuſammen denn wohl reichen."

Der alte Manners reckte den weißen Kopf gegen ſie, als müſſe er erſt ſehen, wer denn eigentlich da rede: „Was iſt das?" ſagte er; „Kind, was ſprichſt du da?"

Aber Elke zog an einem ſchwarzen Bändchen einen blinkenden Goldring aus ihrem Mieder: „Ich bin verlobt, Pate Manners,“ ſagte ſie; „hier iſt der Ring, und Hauke Haien iſt mein Bräutigam.“

— „Und wann — ich darf's wohl fragen, da ich dich aus der Taufe hob, Elke Volkerts — wann iſt denn das paſſiert?“

— „Das war ſchon vor geraumer Zeit; doch war ich mündig, Pate Manners,“ ſagte ſie; „mein Vater war ſchon hinfällig worden, und da ich ihn kannte, ſo wollt ich ihn nicht mehr damit beunruhigen; itzt, da er bei Gott iſt, wird er einſehen, daß ſein Kind bei dieſem Manne wohl geborgen iſt. Ich hätte es auch das Trauerjahr hindurch ſchon ausgeſchwiegen; jetzt aber, um Haukes und um des Kooges willen, hab ich reden müſſen.“ Und zum Oberdeichgrafen gewandt, ſetzte ſie hinzu „Euer Gnaden wollen mir das verzeihen!“

Die drei Männer ſahen ſich an; der Paſtor lachte, der alte Gevollmächtigte ließ es bei einem „Hm, hm!“ bewenden, während der Oberdeichgraf wie vor einer wichtigen Entſcheidung ſich die Stirn rieb. „Ja, liebe Jungfer,“ ſagte er endlich, „aber wie ſteht es denn hier im Kooge mit den ehelichen Güterrechten? Ich muß geſtehen, ich bin augenblicklich nicht recht kapitelfeſt in dieſem Wirrſal!“

„Das brauchen Euer Gnaden auch nicht,“ entgegnete des Deichgrafen Tochter, „ich werde vor der Hochzeit meinem Bräutigam die Güter übertragen. Ich habe auch meinen kleinen Stolz,“ ſetzte ſie lächelnd hinzu; „ich will den reichſten Mann im Dorfe heiraten!“

„Nun, Manners,“ meinte der Paſtor, „ich denke, Sie werden auch als Pate nichts dagegen haben, wenn ich den jungen Deichgrafen mit des alten Tochter zuſammengebe!“

Der Alte ſchüttelte leis den Kopf: „Unſer Herrgott gebe ſeinen Segen!“ ſagte er andächtig.

Der Oberdeichgraf aber reichte dem Mädchen ſeine Hand: „Wahr und weiſe habt Ihr geſprochen, Elke Volkerts; ich

danke Euch für ſo kräftige Erläuterungen und hoffe auch in Zukunft, und bei freundlicheren Gelegenheiten als heute, der Gaſt Eueres Hauſes zu ſein; aber – daß ein Deichgraf von ſolch junger Jungfer gemacht wurde, das iſt das Wunderbare an der Sache!“

„Euer Gnaden,“ erwiderte Elke und ſah den gütigen Oberbeamten noch einmal mit ihren ernſten Augen an, „einem rechten Manne wird auch die Frau wohl helfen dürfen!“ Dann ging ſie in den anſtoßenden Peſel und legte ſchweigend ihre Hand in Hauke Haiens.

Es war um mehrere Jahre ſpäter: in dem kleinen Hauſe Tede Haiens wohnte jetzt ein rüſtiger Arbeiter mit Frau und Kind; der junge Deichgraf Hauke Haien ſaß mit ſeinem Weibe Elke Volkerts auf deren väterlicher Hofſtelle. Im Sommer rauſchte die gewaltige Eſche nach wie vor am Hauſe; aber auf der Bank, die jetzt darunter ſtand, ſah man abends meiſt nur die junge Frau, einſam mit einer häuslichen Arbeit in den Händen; noch immer fehlte ein Kind in dieſer Ehe; der Mann aber hatte anderes zu tun, als Feierabend vor der Tür zu halten, denn trotz ſeiner früheren Mithülfe lagen aus des Alten Amtsführung eine Menge unerledigter Dinge, an die auch er derzeit zu rühren nicht für gut gefunden hatte; jetzt aber mußte allmählich alles aus dem Wege; er fegte mit einem ſcharfen Beſen. Dazu kam die Bewirtſchaftung der durch ſeinen eigenen Landbeſitz vergrößerten Stelle, bei der er gleichwohl den Kleinknecht noch zu ſparen ſuchte; ſo ſahen ſich die beiden Eheleute, außer am Sonntag, wo Kirchgang gehalten wurde, meiſt nur bei dem von Hauke eilig beſorgten Mittageſſen und beim Auf- und Niedergang des Tages; es war ein Leben fortgeſetzter Arbeit, doch gleichwohl ein zufriedenes.

Dann kam ein ſtörendes Wort in Umlauf. – Als von den jüngeren Beſitzern der Marſch- und Geeſtgemeinde eines Sonntags nach der Kirche ein etwas unruhiger Trupp im Kruge

droben am Trunke festgeblieben war, redeten sie beim vierten oder fünften Glase zwar nicht über König und Regierung – so hoch wurde damals noch nicht gegriffen –, wohl aber über Kommunal- und Oberbeamte, vor allem über Gemeindeabgaben und -Lasten, und je länger sie redeten, desto weniger fand davon Gnade vor ihren Augen, insonders nicht die neuen Deichlasten; alle Siele und Schleusen, die sonst immer gehalten hätten, seien jetzt reparaturbedürftig; am Deiche fänden sich immer neue Stellen, die Hunderte von Karren Erde nötig hätten; der Teufel möchte die Geschichte holen!

„Das kommt von eurem klugen Deichgrafen," rief einer von den Geestleuten, „der immer grübeln geht und seine Finger dann in alles steckt!"

„Ja, Marten," sagte Ole Peters, der dem Sprecher gegenübersaß; „recht hast du, er ist hinterspinnig und sucht beim Oberdeichgraf sich 'nen weißen Fuß zu machen; aber wir haben ihn nun einmal!"

„Warum habt ihr ihn euch aufhucken lassen?" sagte der andre; „nun müßt ihr's bar bezahlen."

Ole Peters lachte. „Ja, Marten Fedders, das ist nun so bei uns, und davon ist nichts abzukratzen; der alte wurde Deichgraf von seines Vaters, der neue von seines Weibes wegen." Das Gelächter, das jetzt um den Tisch lief, zeigte, welchen Beifall das geprägte Wort gefunden hatte.

Aber es war an öffentlicher Wirtstafel gesprochen worden, es blieb nicht da, es lief bald um im Geest- und unten in dem Marschdorf; so kam es auch an Hauke. Und wieder ging vor seinem inneren Auge die Reihe übelwollender Gesichter vorüber, und noch höhnischer, als es gewesen war, hörte er das Gelächter an dem Wirtshaustische. „Hunde!" schrie er, und seine Augen sahen grimmig zur Seite, als wolle er sie peitschen lassen.

Da legte Elke ihre Hand auf seinen Arm: „Laß sie; die wären alle gern, was du bist!"

– „Das ist es eben!" entgegnete er grollend.

„Und", fuhr ſie fort, „hat denn Ole Peters ſich nicht ſelber eingefreit?"

„Das hat er, Elke; aber was er mit Vollina freite, das reichte nicht zum Deichgrafen!"

— „Sag lieber: er reichte nicht dazu!" und Elke drehte ihren Mann, ſo daß er ſich im Spiegel ſehen mußte, denn ſie ſtanden zwiſchen den Fenſtern in ihrem Zimmer. „Da ſteht der Deichgraf!" ſagte ſie; „nun ſieh ihn an; nur wer ein Amt regieren kann, der hat es!"

„Du haſt nicht unrecht," entgegnete er ſinnend, „und doch... Nun, Elke; ich muß zur Oſterſchleuſe, die Türen ſchließen wieder nicht!"

Sie drückte ihm die Hand: „Komm, ſieh mich erſt einmal an! Was haſt du, deine Augen ſehen ſo ins Weite?"

„Nichts, Elke, du haſt ja recht."

Er ging; aber nicht lange war er gegangen, ſo war die Schleuſenreparatur vergeſſen. Ein anderer Gedanke, den er halb nur ausgedacht und ſeit Jahren mit ſich umhergetragen hatte, der aber vor den drängenden Amtsgeſchäften ganz zurückgetreten war, bemächtigte ſich ſeiner jetzt aufs neue und mächtiger als je zuvor, als ſeien plötzlich die Flügel ihm gewachſen.

Kaum daß er es ſelber wußte, befand er ſich oben auf dem Hafdeich, ſchon eine weite Strecke ſüdwärts nach der Stadt zu; das Dorf, das nach dieſer Seite hinauslag, war ihm zur Linken längſt verſchwunden; noch immer ſchritt er weiter, ſeine Augen unabläſſig nach der Seeſeite auf das breite Vorland gerichtet; wäre jemand neben ihm gegangen, er hätte es ſehen müſſen, welche eindringliche Geiſtesarbeit hinter dieſen Augen vorging. Endlich blieb er ſtehen: das Vorland ſchwand hier zu einem ſchmalen Streifen an dem Deich zuſammen. „Es muß gehen!" ſprach er bei ſich ſelbſt. „Sieben Jahr im Amt; ſie ſollen nicht mehr ſagen, daß ich nur Deichgraf bin von meines Weibes wegen!"

Noch immer ſtand er, und ſeine Blicke ſchweiften ſcharf und bedächtig nach allen Seiten über das grüne Vorland; dann ging er zurück, bis wo auch hier ein ſchmaler Streifen grünen Weidelands die vor ihm liegende breite Landfläche ablöſte. Hart an dem Deiche aber ſchoß ein ſtarker Meeresſtrom durch dieſe, der faſt das ganze Vorland von dem Feſtlande trennte und zu einer Hallig machte; eine rohe Holzbrücke führte nach dort hinüber, damit man mit Vieh und Heu- und Getreidewagen hinüber und wieder zurück gelangen könne. Jetzt war es Ebbzeit, und die goldene Septemberſonne glitzerte auf dem etwa hundert Schritte breiten Schlickſtreifen und auf dem tiefen Priel in ſeiner Mitte, durch den auch jetzt das Meer noch ſeine Waſſer trieb. „Das läßt ſich dämmen!“ ſprach Hauke bei ſich ſelber, nachdem er dieſem Spiele eine Zeitlang zugeſehen; dann blickte er auf, und von dem Deiche, auf dem er ſtand, über den Priel hinweg, zog er in Gedanken eine Linie längs dem Rande des abgetrennten Landes, nach Süden herum und oſtwärts wiederum zurück über die dortige Fortſetzung des Prieles und an den Deich heran. Die Linie aber, welche er unſichtbar gezogen hatte, war ein neuer Deich, neu auch in der Konſtruktion ſeines Profiles, welches bis jetzt nur noch in ſeinem Kopf vorhanden war.

„Das gäbe einen Koog von zirka tauſend Demath,“ ſprach er lächelnd zu ſich ſelber; „nicht groß juſt; aber...“

Eine andere Kalkulation überkam ihn: das Vorland gehörte hier der Gemeinde, ihren einzelnen Mitgliedern eine Zahl von Anteilen, je nach der Größe ihres Beſitzes im Gemeindebezirk oder nach ſonſt zu Recht beſtehender Erwerbung; er begann zuſammenzuzählen, wieviel Anteile er von ſeinem, wie viele er von Elkes Vater überkommen, und was an ſolchen er während ſeiner Ehe ſchon ſelbſt gekauft hatte, teils in dem dunklen Gefühle eines künftigen Vorteils, teils bei Vermehrung ſeiner Schafzucht. Es war ſchon eine anſehnliche Menge; denn auch von Ole Peters hatte er deſſen ſämtliche Teile angekauft, da es

dieſem zum Verdruß geſchlagen war, als bei einer teilweiſen Überſtrömung ihm ſein beſter Schafbock ertrunken war. Aber das war ein ſeltſamer Unfall geweſen, denn ſo weit Haukes Gedächtnis reichte, waren ſelbſt bei hohen Fluten dort nur die Ränder überſtrömt worden. Welch treffliches Weide- und Kornland mußte es geben und von welchem Werte, wenn das alles von ſeinem neuen Deich umgeben war! Wie ein Rauſch ſtieg es ihm ins Gehirn; aber er preßte die Nägel in ſeine Handflächen und zwang ſeine Augen, klar und nüchtern zu ſehen, was dort vor ihm lag: eine große deichloſe Fläche, wer wußt es, welchen Stürmen und Fluten ſchon in den nächſten Jahren preisgegeben, an deren äußerſtem Rande jetzt ein Trupp von ſchmutzigen Schafen langſam graſend entlang wanderte; dazu für ihn ein Haufen Arbeit, Kampf und Ärger! Trotz alledem, als er vom Deich hinab und den Fußſteig über die Fennen auf ſeine Werfte zuging, ihm war's, als brächte er einen großen Schatz mit ſich nach Hauſe.

Auf dem Flur trat Elke ihm entgegen: „Wie war es mit der Schleuſe?" frug ſie.

Er ſah mit geheimnisvollem Lächeln auf ſie nieder: „Wir werden bald eine andere Schleuſe brauchen," ſagte er; „und Sielen und einen neuen Deich!"

„Ich verſteh dich nicht," entgegnete Elke, während ſie in das Zimmer gingen; „was willſt du, Hauke?"

„Ich will," ſagte er langſam und hielt dann einen Augenblick inne, „ich will, daß das große Vorland, das unſerer Hofſtatt gegenüber beginnt und dann nach Weſten ausgeht, zu einem feſten Kooge eingedeicht werde: die hohen Fluten haben faſt ein Menſchenalter uns in Ruh gelaſſen; wenn aber eine von den ſchlimmen wiederkommt und den Anwachs ſtört, ſo kann mit einem Mal die ganze Herrlichkeit zu Ende ſein; nur der alte Schlendrian hat das bis heut ſo laſſen können!"

Sie ſah ihn voll Erſtaunen an: „So ſchiltſt du dich ja ſelber!" ſagte ſie.

– „Das tu ich, Elke; aber es war bisher auch ſo viel anderes zu beſchaffen!“

„Ja, Hauke; gewiß, du haſt genug getan!“

Er hatte ſich in den Lehnſtuhl des alten Deichgrafen geſetzt und ſeine Hände griffen feſt um beide Lehnen.

„Haſt du denn guten Mut dazu?“ frug ihn ſein Weib.

– „Das hab ich, Elke!“ ſprach er haſtig.

„Sei nicht zu raſch, Hauke; das iſt ein Werk auf Tod und Leben; und faſt alle werden dir entgegen ſein, man wird dir deine Müh und Sorg nicht danken!“

Er nickte: „Ich weiß!“ ſagte er.

„Und wenn es nun nicht gelänge!“ rief ſie wieder; „von Kindesbeinen an hab ich gehört, der Priel ſei nicht zu ſtopfen, und darum dürfe nicht daran gerührt werden.“

„Das war ein Vorwand für die Faulen!“ ſagte Hauke; „weshalb denn ſollte man den Priel nicht ſtopfen können?“

– „Das hört ich nicht; vielleicht, weil er gerade durchgeht; die Spülung iſt zu ſtark.“ – Eine Erinnerung überkam ſie, und ein faſt ſchelmiſches Lächeln brach aus ihren ernſten Augen: „Als ich Kind war,“ ſprach ſie, „hörte ich einmal die Knechte darüber reden; ſie meinten, wenn ein Damm dort halten ſolle, müſſe was Lebigs da hineingeworfen und mit verdämmt werden; bei einem Deichbau auf der andern Seite, vor wohl hundert Jahren, ſei ein Zigeunerkind verdämmet worden, das ſie um ſchweres Geld der Mutter abgehandelt hätten; jetzt aber würde wohl keine ihr Kind verkaufen!“

Hauke ſchüttelte den Kopf: „Da iſt es gut, daß wir keins haben, ſie würden es ſonſt noch ſchier von uns verlangen!“

„Sie ſollten's nicht bekommen!“ ſagte Elke und ſchlug wie in Angſt die Arme über ihren Leib.

Und Hauke lächelte; doch ſie frug noch einmal: „Und die ungeheuren Koſten? Haſt du das bedacht?“

– „Das hab ich, Elke; was wir dort herausbringen, wird ſie bei weitem überholen, auch die Erhaltungskoſten des alten

Deiches gehen für ein gut Stück in dem neuen unter; wir arbeiten ja ſelbſt und haben über achtzig Geſpanne in der Gemeinde, und an jungen Fäuſten iſt hier auch kein Mangel. Du ſollſt mich wenigſtens nicht umſonſt zum Deichgrafen gemacht haben, Elke; ich will ihnen zeigen, daß ich einer bin!"

Sie hatte ſich vor ihm niedergehuckt und ihn ſorgvoll angeblickt; nun erhob ſie ſich mit einem Seufzer: „Ich muß weiter zu meinem Tagewerk," ſagte ſie, und ihre Hand ſtrich langſam über ſeine Wange; „tu du das deine, Hauke!"

„Amen, Elke!" ſprach er mit ernſtem Lächeln; „Arbeit iſt für uns beide da!"

— — Und es war Arbeit genug für beide, die ſchwerſte Laſt aber fiel jetzt auf des Mannes Schulter. An Sonntagnachmittagen, oft auch nach Feierabend, ſaß Hauke mit einem tüchtigen Feldmeſſer zuſammen, vertieft in Rechenaufgaben, Zeichnungen und Riſſen; war er allein, dann ging es ebenſo und endete oft weit nach Mitternacht. Dann ſchlich er in die gemeinſame Schlafkammer — denn die dumpfen Wandbetten im Wohngemach wurden in Haukes Wirtſchaft nicht mehr gebraucht — und ſein Weib, damit er endlich nur zur Ruhe komme, lag wie ſchlafend mit geſchloſſenen Augen, obgleich ſie mit klopfendem Herzen nur auf ihn gewartet hatte; dann küßte er mitunter ihre Stirn und ſprach ein leiſes Liebeswort dabei, und legte ſich ſelbſt zum Schlafe, der ihm oft nur beim erſten Hahnenkraht zu Willen war. Im Winterſturm lief er auf den Deich hinaus, mit Bleiſtift und Papier in der Hand, und ſtand und zeichnete und notierte, während ein Windſtoß ihm die Mütze vom Kopf riß und das lange, fahle Haar ihm um ſein heißes Antlitz flog; bald fuhr er, ſolange nur das Eis ihm nicht den Weg verſperrte, mit einem Knecht zu Boot ins Wattenmeer hinaus und maß dort mit Lot und Stange die Tiefen der Ströme, über die er noch nicht ſicher war. Elke zitterte oft genug für ihn; aber war er wieder da, ſo hätte er das nur aus ihrem feſten Händedruck oder dem leuchtenden Blitz aus ihren

ſonſt ſo ſtillen Augen merken können. „Geduld, Elke," ſagte er, da ihm einmal war, als ob ſein Weib ihn nicht laſſen könne; „ich muß erſt ſelbſt im reinen ſein, bevor ich meinen Antrag ſtelle!" Da nickte ſie und ließ ihn gehen. Der Ritte in die Stadt zum Oberdeichgrafen wurden auch nicht wenige, und allem dieſen und den Mühen in Haus- und Landwirtſchaft folgten immer wieder die Arbeiten in die Nacht hinein. Sein Verkehr mit anderen Menſchen außer in Arbeit und Geſchäft verſchwand faſt ganz; ſelbſt der mit ſeinem Weibe wurde immer weniger. „Es ſind ſchlimme Zeiten, und ſie werden noch lange dauern," ſprach Elke bei ſich ſelber und ging an ihre Arbeit.

Endlich, Sonne und Frühlingswinde hatten ſchon überall das Eis gebrochen, war auch die letzte Vorarbeit getan; die Eingabe an den Oberdeichgrafen zu Befürwortung an höherem Orte, enthaltend den Vorſchlag einer Bedeichung des erwähnten Vorlandes, zur Förderung des öffentlichen Beſten, inſonders des Kooges, wie nicht weniger der Herrſchaftlichen Kaſſe, da höchſtderſelben in kurzen Jahren die Abgabe von zirka tauſend Demath daraus erwachſen würden, — war ſauber abgeſchrieben und nebſt anliegenden Riſſen und Zeichnungen aller Lokalitäten, jetzt und künftig, der Schleuſen und Siele und was noch ſonſt dazu gehörte, in ein feſtes Konvolut gepackt und mit dem deichgräflichen Amtsſiegel verſehen worden.

„Da iſt es, Elke," ſagte der junge Deichgraf, „nun gib ihm deinen Segen!"

Elke legte ihre Hand in ſeine: „Wir wollen feſt zuſammenhalten," ſagte ſie.

— „Das wollen wir."

Dann wurde die Eingabe durch einen reitenden Boten in die Stadt geſandt.

Sie wollen bemerken, lieber Herr," unterbrach der Schulmeiſter ſeine Erzählung, mich freundlich mit ſeinen feinen Augen fixierend, „daß ich das bisher Berichtete während meiner faſt

vierzigjährigen Wirkſamkeit in dieſem Kooge aus den Überlieferungen verſtändiger Leute oder aus Erzählungen der Enkel und Urenkel ſolcher zuſammengefunden habe; was ich, damit Sie dieſes mit dem endlichen Verlauf in Einklang zu bringen vermögen, Ihnen jetzt vorzutragen habe, das war derzeit, und iſt auch jetzt noch das Geſchwätz des ganzen Marſchdorfes, ſobald nur um Allerheiligen die Spinnräder an zu ſchnurren fangen.

Von der Hofſtelle des Deichgrafen, etwa fünf- bis ſechshundert Schritte weiter nordwärts, ſah man derzeit, wenn man auf dem Deiche ſtand, ein paar tauſend Schritt ins Wattenmeer hinaus und etwas weiter von dem gegenüber liegenden Marſchufer entfernt eine kleine Hallig, die ſie ‚Jeversſand‘, auch ‚Jevershallig‘ nannten. Von den derzeitigen Großvätern war ſie noch zur Schafweide benutzt worden, denn Gras war damals noch darauf gewachſen; aber auch das hatte aufgehört, weil die niedrige Hallig ein paarmal, und juſt im Hochſommer, unter Seewaſſer gekommen und der Graswuchs dadurch verkümmert und auch zur Schafweide unnutzbar geworden war. So kam es denn, daß außer von Möwen und den andern Vögeln, die am Strande fliegen, und etwa einmal von einem Fiſchadler, dort kein Beſuch mehr ſtattfand; und an mondhellen Abenden ſah man vom Deiche aus nur die Nebeldünſte leichter oder ſchwerer darüber hinziehen. Ein paar weißgebleichte Knochengerüſte ertrunkener Schafe und das Gerippe eines Pferdes, von dem freilich niemand begriff, wie es dort hingekommen ſei, wollte man, wenn der Mond von Oſten auf die Hallig ſchien, dort auch erkennen können.

Es war zu Ende März, als an dieſer Stelle nach Feierabend der Tagelöhner aus dem Tede Haienſchen Hauſe und Iven Johns, der Knecht des jungen Deichgrafen, neben einander ſtanden und unbeweglich nach der im trüben Mondduft kaum erkennbaren Hallig hinüber ſtarrten; etwas Auffälliges ſchien ſie dort ſo feſtzuhalten. Der Tagelöhner ſteckte die Hände in

die Taſche und ſchüttelte ſich: „Komm, Iven,“ ſagte er, „das iſt nichts Gutes; laß uns nach Haus gehen!“

Der andere lachte, wenn auch ein Grauen bei ihm hindurchklang: „Ei was, es iſt eine lebige Kreatur, eine große! Wer, zum Teufel, hat ſie nach dem Schlickſtück hinaufgejagt! Sieh nur, nun reckt's den Hals zu uns hinüber! Nein, es ſenkt den Kopf; es frißt! Ich dächt, es wär dort nichts zu freſſen! Was es nur ſein mag?“

„Was geht das uns an!“ entgegnete der andere. „Gute Nacht, Iven, wenn du nicht mit willſt; ich gehe nach Haus!“

— „Ja, ja; du haſt ein Weib, du kommſt ins warme Bett! Bei mir iſt auch in meiner Kammer lauter Märzenluft!“

„Gut Nacht denn!“ rief der Tagelöhner zurück, während er auf dem Deich nach Hauſe trabte. Der Knecht ſah ſich ein paarmal nach dem Fortlaufenden um; aber die Begier, Unheimliches zu ſchauen, hielt ihn noch feſt. Da kam eine unterſetzte, dunkle Geſtalt auf dem Deich vom Dorf her gegen ihn heran; es war der Dienſtjunge des Deichgrafen. „Was willſt du, Carſten?“ rief ihm der Knecht entgegen.

„Ich? — nichts,“ ſagte der Junge; „aber unſer Wirt will dich ſprechen, Iven Johns!“

Der Knecht hatte die Augen ſchon wieder nach der Hallig: „Gleich; ich komme gleich!“ ſagte er.

„Wonach guckſt du denn ſo?“ frug der Junge.

Der Knecht hob den Arm und wies ſtumm nach der Hallig. „Oha!“ flüſterte der Junge; „da geht ein Pferd — ein Schimmel — das muß der Teufel reiten — wie kommt ein Pferd nach Jevershallig?“

— „Weiß nicht, Carſten; wenn's nur ein richtiges Pferd iſt!“

„Ja, ja, Iven; ſieh nur, es frißt ganz wie ein Pferd! Aber wer hat's dahin gebracht; wir haben im Dorf ſo große Böte gar nicht! Vielleicht auch iſt es nur ein Schaf; Peter Ohm ſagt, im Mondſchein wird aus zehn Torfringeln ein ganzes

Dorf. Nein, ſieh! Nun ſpringt es – es muß doch ein Pferd ſein!"

Beide ſtanden eine Weile ſchweigend, die Augen nur nach dem gerichtet, was ſie drüben undeutlich vor ſich gehen ſahen. Der Mond ſtand hoch am Himmel und beſchien das weite Wattenmeer, das eben in der ſteigenden Flut ſeine Waſſer über die glitzernden Schlickflächen zu ſpülen begann. Nur das leiſe Geräuſch des Waſſers, keine Tierſtimme war in der ungeheueren Weite hier zu hören; auch in der Marſch, hinter dem Deiche, war es leer; Kühe und Rinder waren alle noch in den Ställen. Nichts regte ſich; nur was ſie für ein Pferd, einen Schimmel, hielten, ſchien dort auf Jevershallig noch beweglich. „Es wird heller," unterbrach der Knecht die Stille; „ich ſehe deutlich die weißen Schafgerippe ſchimmern!"

„Ich auch," ſagte der Junge und reckte den Hals; dann aber, als komme es ihm plötzlich, zupfte er den Knecht am Ärmel: „Iven," raunte er, „das Pferdgerippe, das ſonſt dabeilag, wo iſt es? Ich kann's nicht ſehen!"

„Ich ſeh es auch nicht! Seltſam!" ſagte der Knecht.

– „Nicht ſo ſeltſam, Iven! Mitunter, ich weiß nicht in welchen Nächten, ſollen die Knochen ſich erheben und tun, als ob ſie lebig wären!"

„So?" machte der Knecht; „das iſt ja Altweiberglaube!"

„Kann ſein, Iven," meinte der Junge.

„Aber, ich mein, du ſollſt mich holen; komm, wir müſſen nach Haus! Es bleibt hier immer doch dasſelbe."

Der Junge war nicht fortzubringen, bis der Knecht ihn mit Gewalt herumgedreht und auf den Weg gebracht hatte. „Hör, Carſten," ſagte dieſer, als die geſpenſterhafte Hallig ihnen ſchon ein gut Stück im Rücken lag, „du giltſt ja für einen Allerweltsbengel; ich glaub, du möchteſt das am liebſten ſelber unterſuchen!"

„Ja," entgegnete Carſten, nachträglich noch ein wenig ſchaudernd, „ja, das möcht ich, Iven!"

– „Iſt das dein Ernſt? – dann", ſagte der Knecht, nachdem der Junge ihm nachdrücklich darauf die Hand geboten hatte, „löſen wir morgen abend unſer Boot; du fährſt nach Jeversſand; ich bleib ſo lange auf dem Deiche ſtehen."

„Ja," erwiderte der Junge, „das geht! Ich nehme meine Peitſche mit!"

„Tu das!"

Schweigend kamen ſie an das Haus ihrer Herrſchaft, zu dem ſie langſam die hohe Werft hinanſtiegen.

Um dieſelbe Zeit des folgenden Abends ſaß der Knecht auf dem großen Steine vor der Stalltür, als der Junge mit ſeiner Peitſche knallend zu ihm kam. „Das pfeift ja wunderlich!" ſagte jener.

„Freilich, nimm dich in acht," entgegnete der Junge; „ich hab auch Nägel in die Schnur geflochten."

„So komm!" ſagte der andere.

Der Mond ſtand, wie geſtern, am Oſthimmel und ſchien klar aus ſeiner Höhe. Bald waren beide wieder draußen auf dem Deich und ſahen hinüber nach Jevershallig, die wie ein Nebelfleck im Waſſer ſtand. „Da geht es wieder," ſagte der Knecht; „nach Mittag war ich hier, da war's nicht da; aber ich ſah deutlich das weiße Pferdsgerippe liegen!"

Der Junge reckte den Hals: „Das iſt jetzt nicht da, Iven," flüſterte er.

„Nun, Carſten, wie iſt's?" ſagte der Knecht. „Juckt's dich noch, hinüber zu fahren?"

Carſten beſann ſich einen Augenblick; dann klatſchte er mit ſeiner Peitſche in die Luft: „Mach nur das Boot los, Iven!"

Drüben aber war es, als hebe, was dorten ging, den Hals und recke gegen das Feſtland hin den Kopf. Sie ſahen es nicht mehr; ſie gingen ſchon den Deich hinab und bis zur Stelle, wo das Boot gelegen war. „Nun, ſteig nur ein!" ſagte der Knecht, nachdem er es losgebunden hatte. „Ich bleib, bis du

zurück biſt! Zu Oſten mußt du anlegen; da hat man immer landen können!" Und der Junge nickte ſchweigend und fuhr mit ſeiner Peitſche in die Mondnacht hinaus; der Knecht wanderte unterm Deich zurück und beſtieg ihn wieder an der Stelle, wo ſie vorhin geſtanden hatten. Bald ſah er, wie drüben bei einer ſchroffen, dunkeln Stelle, an die ein breiter Priel hinanführte, das Boot ſich beilegte und eine unterſetzte Geſtalt daraus ans Land ſprang. — War's nicht, als klatſchte der Junge mit ſeiner Peitſche? Aber es konnte auch das Geräuſch der ſteigenden Flut ſein. Mehrere hundert Schritte nordwärts ſah er, was ſie für einen Schimmel angeſehen hatten; und jetzt! — ja, die Geſtalt des Jungen kam gerade darauf zugegangen. Nun hob es den Kopf, als ob es ſtutze; und der Junge — es war deutlich jetzt zu hören — klatſchte mit der Peitſche. Aber — was fiel ihm ein? er kehrte um, er ging den Weg zurück, den er gekommen war. Das drüben ſchien unabläſſig fortzuweiden, kein Wiehern war von dort zu hören geweſen; wie weiße Waſſerſtreifen ſchien es mitunter über die Erſcheinung hinzuziehen. Der Knecht ſah wie gebannt hinüber.

Da hörte er das Anlegen des Bootes am diesſeitigen Ufer, und bald ſah er aus der Dämmerung den Jungen gegen ſich am Deich heraufſteigen. „Nun, Carſten," frug er, „was war es?"

Der Junge ſchüttelte den Kopf. „Nichts war es!" ſagte er. „Noch kurz vom Boot aus hatt ich es geſehen; dann aber, als ich auf der Hallig war — weiß der Henker, wo ſich das Tier verkrochen hatte, der Mond ſchien doch hell genug; aber als ich an die Stelle kam, war nichts da als die bleichen Knochen von einem halben Dutzend Schafen, und etwas weiter lag auch das Pferdsgerippe mit ſeinem weißen, langen Schädel und ließ den Mond in ſeine leeren Augenhöhlen ſcheinen!"

„Hm!" meinte der Knecht; „haſt auch recht zugeſehen?"

„Ja, Iven, ich ſtand dabei; ein gottvergeſſener Kiewiet, der hinter dem Gerippe ſich zur Nachtruh hingeduckt hatte,

flog ſchreiend auf, daß ich erſchrak und ein paarmal mit der Peitſche hintennach klatſchte."

„Und das war alles?"

„Ja, Iven; ich weiß nicht mehr."

„Es iſt auch genug," ſagte der Knecht, zog den Jungen am Arm zu ſich heran und wies hinüber nach der Hallig. „Dort, ſiehſt du etwas, Carſten?"

— „Wahrhaftig, da geht's ja wieder!"

„Wieder?" ſagte der Knecht; „ich hab die ganze Zeit hinüber geſchaut, aber es iſt gar nicht fortgeweſen; du gingſt ja gerade auf das Unweſen los!"

Der Junge ſtarrte ihn an; ein Entſetzen lag plötzlich auf ſeinem ſonſt ſo kecken Angeſicht, das auch dem Knechte nicht entging. „Komm!" ſagte dieſer, „wir wollen nach Haus: von hier aus geht's wie lebig, und drüben liegen nur die Knochen — das iſt mehr, als du und ich begreifen können. Schweig aber ſtill davon, man darf dergleichen nicht verreden!"

So wandten ſie ſich, und der Junge trabte neben ihm; ſie ſprachen nicht, und die Marſch lag in lautloſem Schweigen an ihrer Seite.

— — Nachdem aber der Mond zurückgegangen und die Nächte dunkel geworden waren, geſchah ein anderes.

Hauke Haien war zur Zeit des Pferdemarktes in die Stadt geritten, ohne jedoch mit dieſem dort zu tun zu haben. Gleichwohl, da er gegen Abend heimkam, brachte er ein zweites Pferd mit ſich nach Hauſe; aber es war rauhhaarig und mager, daß man jede Rippe zählen konnte, und die Augen lagen ihm matt und eingefallen in den Schädelhöhlen. Elke war vor die Haustür getreten, um ihren Eheliebſten zu empfangen: „Hilf Himmel!" rief ſie, „was ſoll uns der alte Schimmel?" Denn da Hauke mit ihm vor das Haus geritten kam und unter der Eſche hielt, hatte ſie geſehen, daß die arme Kreatur auch lahme.

Der junge Deichgraf aber ſprang lachend von ſeinem braunen Wallach: „Laß nur, Elke; es koſtet auch nicht viel!"

Die kluge Frau erwiderte: „Du weißt doch, das Wohlfeilſte iſt auch meiſt das Teuerſte."

— „Aber nicht immer, Elke; das Tier iſt höchſtens vier Jahr alt; ſieh es dir nur genauer an! Es iſt verhungert und mißhandelt; da ſoll ihm unſer Hafer gut tun; ich werd es ſelbſt verſorgen, damit ſie mir's nicht überfüttern."

Das Tier ſtand indeſſen mit geſenktem Kopf; die Mähnen hingen lang am Hals herunter. Frau Elke, während ihr Mann nach den Knechten rief, ging betrachtend um dasſelbe herum; aber ſie ſchüttelte den Kopf: „So eins iſt noch nie in unſerm Stall geweſen!"

Als jetzt der Dienſtjunge um die Hausecke kam, blieb er plötzlich mit erſchrocknen Augen ſtehen. „Nun, Carſten," rief der Deichgraf, „was fährt dir in die Knochen? Gefällt dir mein Schimmel nicht?"

„Ja — o ja, unſ' Weert, warum denn nicht!"

— „So bring die Tiere in den Stall; gib ihnen kein Futter; ich komme gleich ſelber hin!"

Der Junge faßte mit Vorſicht den Halfter des Schimmels und griff dann haſtig, wie zum Schutze, nach dem Zügel des ihm ebenfalls vertrauten Wallachs. Hauke aber ging mit ſeinem Weibe in das Zimmer; ein Warmbier hatte ſie für ihn bereit, und Brot und Butter waren auch zur Stelle.

Er war bald geſättigt; dann ſtand er auf und ging mit ſeiner Frau im Zimmer auf und ab. „Laß dir erzählen, Elke," ſagte er, während der Abendſchein auf den Kacheln an den Wänden ſpielte, „wie ich zu dem Tier gekommen bin: Ich war wohl eine Stunde beim Oberdeichgrafen geweſen; er hatte gute Kunde für mich — es wird wohl dies und jenes anders werden als in meinen Riſſen; aber die Hauptſache, mein Profil, iſt akzeptiert, und ſchon in den nächſten Tagen kann der Befehl zum neuen Deichbau da ſein!"

Elke ſeufzte unwillkürlich: „Alſo doch?" ſagte ſie ſorgenvoll.

„Ja, Frau," entgegnete Hauke; „hart wird's hergehen; aber dazu, denk ich, hat der Herrgott uns zuſammengebracht! Unſere Wirtſchaft iſt jetzt ſo gut in Ordnung; ein groß Teil kannſt du ſchon auf deine Schultern nehmen; denk nur um zehn Jahr weiter – dann ſtehen wir vor einem andern Beſitz."

Sie hatte bei ſeinen erſten Worten die Hand ihres Mannes verſichernd in die ihrigen gepreßt; ſeine letzten Worte konnten ſie nicht erfreuen. „Für wen ſoll der Beſitz?" ſagte ſie. „Du müßteſt denn ein ander Weib nehmen; ich bring dir keine Kinder."

Tränen ſchoſſen ihr in die Augen; aber er zog ſie feſt in ſeine Arme: „Das überlaſſen wir dem Herrgott," ſagte er; „jetzt aber und auch dann noch ſind wir jung genug, um uns der Früchte unſerer Arbeit ſelbſt zu freuen."

Sie ſah ihn lange, während er ſie hielt, aus ihren dunkeln Augen an. „Verzeih, Hauke," ſprach ſie; „ich bin mitunter ein verzagt Weib!"

Er neigte ſich zu ihrem Antlitz und küßte ſie: „Du biſt mein Weib und ich dein Mann, Elke! Und anders wird es nun nicht mehr."

Da legte ſie die Arme feſt um ſeinen Nacken: „Du haſt recht, Hauke, und was kommt, kommt für uns beide." Dann löſte ſie ſich errötend von ihm. „Du wollteſt von dem Schimmel mir erzählen," ſagte ſie leiſe.

„Das wollt ich, Elke. Ich ſagte dir ſchon, mir war Kopf und Herz voll Freude über die gute Nachricht, die der Oberdeichgraf mir gegeben hatte; ſo ritt ich eben wieder aus der Stadt hinaus, da, auf dem Damm, hinter dem Hafen, begegnet mir ein ruppiger Kerl; ich wußt nicht, war's ein Vagabund, ein Keſſelflicker oder was denn ſonſt. Der Kerl zog den Schimmel am Halfter hinter ſich; das Tier aber hob den Kopf und ſah mich aus blöden Augen an; mir war's, als ob es mich um etwas bitten wolle; ich war ja auch in dieſem Augenblicke reich genug. ‚He, Landsmann!' rief ich, ‚wo wollt Ihr mit der Kracke hin?'

Der Kerl blieb ſtehen und der Schimmel auch. ‚Verkaufen!‘ ſagte jener und nickte mir liſtig zu.

‚Nur nicht an mich!‘ rief ich luſtig.

‚Ich denke doch!‘ ſagte er; ‚das iſt ein wacker Pferd und unter hundert Talern nicht bezahlt.‘

Ich lachte ihm ins Geſicht.

‚Nun,‘ ſagte er, ‚lacht nicht ſo hart; Ihr ſollt's mir ja nicht zahlen! Aber ich kann's nicht brauchen, bei mir verkommt's; es würd bei Euch bald ander Anſehen haben!‘

Da ſprang ich von meinem Wallach und ſah dem Schimmel ins Maul, und ſah wohl, es war noch ein junges Tier. ‚Was ſoll's denn koſten?‘ rief ich, da auch das Pferd mich wiederum wie bittend anſah.

‚Herr, nehmt's für dreißig Taler!‘ ſagte der Kerl, ‚und den Halfter geb ich Euch darein!‘

Und da, Frau, hab ich dem Burſchen in die dargebotne braune Hand, die faſt wie eine Klaue ausſah, eingeſchlagen. So haben wir den Schimmel, und ich denk auch, wohlfeil genug! Wunderlich nur war es, als ich mit den Pferden wegritt, hört ich bald hinter mir ein Lachen, und als ich den Kopf wandte, ſah ich den Slowaken; der ſtand noch ſperrbeinig, die Arme auf dem Rücken, und lachte wie ein Teufel hinter mir darein.“

„Pfui,“ rief Elke; „wenn der Schimmel nur nichts von ſeinem alten Herrn zubringt! Mög er dir gedeihen, Hauke!“

„Er ſelber ſoll es wenigſtens, ſoweit ich's leiſten kann!“ Und der Deichgraf ging in den Stall, wie er vorhin dem Jungen es geſagt hatte.

— — Aber nicht allein an jenem Abend fütterte er den Schimmel, er tat es fortan immer ſelbſt und ließ kein Auge von dem Tiere; er wollte zeigen, daß er einen Prieſterhandel gemacht habe; jedenfalls ſollte nichts verſehen werden. — Und ſchon nach wenig Wochen hob ſich die Haltung des Tieres; allmählich verſchwanden die rauhen Haare; ein blankes, blau

geapfeltes Fell kam zum Vorſchein, und da er es eines Tages auf der Hofſtatt umherführte, ſchritt es ſchlank auf ſeinen feſten Beinen. Hauke dachte des abenteuerlichen Verkäufers: „Der Kerl war ein Narr oder ein Schuft, der es geſtohlen hatte!“ murmelte er bei ſich ſelber. — Bald auch, wenn das Pferd im Stall nur ſeine Schritte hörte, warf es den Kopf herum und wieherte ihm entgegen; nun ſah er auch, es hatte, was die Araber verlangen, ein fleiſchlos Angeſicht; draus blitzten ein Paar feurige braune Augen. Dann führte er es aus dem Stall und legte ihm einen leichten Sattel auf; aber kaum ſaß er droben, ſo fuhr dem Tier ein Wiehern wie ein Luſtſchrei aus der Kehle; es flog mit ihm davon, die Werfte hinab auf den Weg und dann dem Deiche zu; doch der Reiter ſaß feſt, und als ſie oben waren, ging es ruhiger, leicht, wie tanzend, und warf den Kopf dem Meere zu. Er klopfte und ſtreichelte ihm den blanken Hals, aber es bedurfte dieſer Liebkoſung ſchon nicht mehr; das Pferd ſchien völlig eins mit ſeinem Reiter, und nachdem er eine Strecke nordwärts den Deich hinausgeritten war, wandte er es leicht und gelangte wieder an die Hofſtatt.

Die Knechte ſtanden unten an der Auffahrt und warteten der Rückkunft ihres Wirtes. „So, John,“ rief dieſer, indem er von ſeinem Pferde ſprang, „nun reite du es in die Fenne zu den andern; es trägt dich wie in einer Wiege!“

Der Schimmel ſchüttelte den Kopf und wieherte laut in die ſonnige Marſchlandſchaft hinaus, während ihm der Knecht den Sattel abſchnallte und der Junge damit zur Geſchirrkammer lief; dann legte er den Kopf auf ſeines Herrn Schulter und duldete behaglich deſſen Liebkoſung. Als aber der Knecht ſich jetzt auf ſeinen Rücken ſchwingen wollte, ſprang er mit einem jähen Satz zur Seite und ſtand dann wieder unbeweglich, die ſchönen Augen auf ſeinen Herrn gerichtet. „Hoho, Iven,“ rief dieſer, „hat er dir Leids getan?“ und ſuchte ſeinem Knecht vom Boden aufzuhelfen.

Der rieb ſich eifrig an der Hüfte: „Nein, Herr, es geht noch; aber den Schimmel reit der Teufel!“

„Und ich!“ ſetzte Hauke lachend hinzu. „So bring ihn am Zügel in die Fenne!“

Und als der Knecht etwas beſchämt gehorchte, ließ ſich der Schimmel ruhig von ihm führen.

— — Einige Abende ſpäter ſtanden Knecht und Junge mit einander vor der Stalltür; hinterm Deiche war das Abendrot erloſchen, innerhalb desſelben war ſchon der Koog von tiefer Dämmerung überwallt; nur ſelten kam aus der Ferne das Gebrüll eines aufgeſtörten Rindes oder der Schrei einer Lerche, deren Leben unter dem Überfall eines Wieſels oder einer Waſſerratte endete. Der Knecht lehnte gegen den Türpfoſten und rauchte aus einer kurzen Pfeife, deren Rauch er ſchon nicht mehr ſehen konnte; geſprochen hatten er und der Junge noch nicht zuſammen. Dem letzteren aber drückte etwas auf die Seele, er wußte nur nicht, wie er dem ſchweigſamen Knechte ankommen ſollte. „Du, Iven!“ ſagte er endlich, „weißt du, das Pferdsgeripp auf Jeversſand!“

„Was iſt damit?“ frug der Knecht.

„Ja, Iven, was iſt damit? Es iſt gar nicht mehr da; weder Tages noch bei Mondſchein; wohl zwanzigmal bin ich auf den Deich hinausgelaufen!“

„Die alten Knochen ſind wohl zuſammengepoltert?“ ſagte Iven und rauchte ruhig weiter.

„Aber ich war auch bei Mondſchein draußen; es geht auch drüben nichts auf Jeversſand!“

„Ja,“ ſagte der Knecht, „ſind die Knochen aus einander gefallen, ſo wird's wohl nicht mehr aufſtehen können!“

„Mach keinen Spaß, Iven! Ich weiß jetzt; ich kann dir ſagen, wo es iſt!“

Der Knecht drehte ſich jäh zu ihm: „Nun, wo iſt es denn?“

„Wo?“ wiederholte der Junge nachdrücklich. „Es ſteht in unſerem Stall; da ſteht's, ſeit es nicht mehr auf der Hallig iſt.

Es iſt auch nicht umſonſt, daß der Wirt es allzeit ſelber füttert; ich weiß Beſcheid, Iven!"

Der Knecht paffte eine Weile heftig in die Nacht hinaus. „Du biſt nicht klug, Carſten," ſagte er dann; „unſer Schimmel? Wenn je ein Pferd ein lebigs war, ſo iſt es der! Wie kann ſo ein Allerweltsjunge wie du in ſolch Altem-Weiberglauben ſitzen!"

— — Aber der Junge war nicht zu bekehren: wenn der Teufel in dem Schimmel ſteckte, warum ſollte er dann nicht lebendig ſein? Im Gegenteil, um deſto ſchlimmer! — Er fuhr jedesmal erſchreckt zuſammen, wenn er gegen Abend den Stall betrat, in dem auch ſommers das Tier mitunter eingeſtellt wurde, und es dann den feurigen Kopf ſo jäh nach ihm herumwarf. „Hol's der Teufel!" brummte er dann; „wir bleiben auch nicht lange mehr zuſammen!"

So tat er ſich denn heimlich nach einem neuen Dienſte um, kündigte und trat um Allerheiligen als Knecht bei Ole Peters ein. Hier fand er andächtige Zuhörer für ſeine Geſchichte von dem Teufelspferd des Deichgrafen; die dicke Frau Vollina und deren geiſtesſtumpfer Vater, der frühere Deichgevollmächtigte Jeß Harders, hörten in behaglichem Gruſeln zu und erzählten ſie ſpäter allen, die gegen den Deichgrafen einen Groll im Herzen oder die an derart Dingen ihr Gefallen hatten.

Inzwiſchen war ſchon Ende März durch die Oberdeichgrafſchaft der Befehl zur neuen Eindeichung eingetroffen. Hauke berief zunächſt die Deichgevollmächtigten zuſammen, und im Kruge oben bei der Kirche waren eines Tages alle erſchienen und hörten zu, wie er ihnen die Hauptpunkte aus den bisher erwachſenen Schriftſtücken vorlas: aus ſeinem Antrage, aus dem Bericht des Oberdeichgrafen, zuletzt den ſchließlichen Beſcheid, worin vor allem auch die Annahme des von ihm vorgeſchlagenen Profiles enthalten war, und der neue Deich nicht ſteil wie früher, ſondern allmählich verlaufend nach der See-

ſeite abfallen ſollte; aber mit heiteren oder auch nur zufriedenen Geſichtern hörten ſie nicht.

„Ja, ja," ſagte ein alter Bevollmächtigter, „da haben wir nun die Beſcherung, und Proteſte werden nicht helfen, da der Oberdeichgraf unſerm Deichgrafen den Daumen hält!"

„Haſt wohl recht, Detlev Wiens," ſetzte ein Zweiter hinzu; „die Frühlingsarbeit ſteht vor der Tür, und nun ſoll auch ein millionenlanger Deich gemacht werden – da muß ja alles liegen bleiben."

„Das könnt ihr dies Jahr noch zu Ende bringen," ſagte Hauke; „ſo raſch wird der Stecken nicht vom Zaun gebrochen!"

Das wollten wenige zugeben. „Aber dein Profil!" ſprach ein Dritter, was Neues auf die Bahn bringend; „der Deich wird ja auch an der Außenſeite nach dem Waſſer ſo breit, wie Lawrenz ſein Kind nicht lang war! Wo ſoll das Material herkommen? Wann ſoll die Arbeit fertig werden?"

„Wenn nicht in dieſem, ſo im nächſten Jahre; das wird am meiſten von uns ſelber abhängen!" ſagte Hauke.

Ein ärgerliches Lachen ging durch die Geſellſchaft. „Aber wozu die unnütze Arbeit; der Deich ſoll ja nicht höher werden als der alte," rief eine neue Stimme; „und ich mein, der ſteht ſchon über dreißig Jahre!"

„Da ſagt Ihr recht," ſprach Hauke, „vor dreißig Jahren iſt der alte Deich gebrochen; dann rückwärts vor fünfunddreißig, und wiederum vor fünfundvierzig Jahren; ſeitdem aber, obgleich er noch immer ſteil und unvernünftig daſteht, haben die höchſten Fluten uns verſchont. Der neue Deich aber ſoll trotz ſolcher hundert und aber hundert Jahre ſtehen; denn er wird nicht durchbrochen werden, weil der milde Abfall nach der Seeſeite den Wellen keinen Angriffspunkt entgegenſtellt, und ſo werdet ihr für euch und euere Kinder ein ſicheres Land gewinnen, und das iſt es, weshalb die Herrſchaft und der Oberdeichgraf mir den Daumen halten; das iſt es auch, was ihr zu eurem eigenen Vorteil einſehen ſolltet!"

Als die Verſammelten hierauf nicht ſogleich zu antworten bereit waren, erhob ſich ein alter weißhaariger Mann mühſam von ſeinem Stuhle; es war Frau Elkes Pate, Jewe Manners, der auf Haukes Bitten noch immer in ſeinem Gevollmächtigtenamt verblieben war. „Deichgraf Hauke Haien," ſprach er, „du machſt uns viel Unruhe und Koſten, und ich wollte, du hätteſt damit gewartet, bis mich der Herrgott hätt zur Ruhe gehen laſſen; aber – recht haſt du, das kann nur die Unvernunft beſtreiten. Wir haben Gott mit jedem Tag zu danken, daß er uns trotz unſerer Trägheit das koſtbare Stück Vorland gegen Sturm und Waſſerdrang erhalten hat; jetzt aber iſt es wohl die elfte Stunde, in der wir ſelbſt die Hand anlegen müſſen, es auch nach all unſerm Wiſſen und Können ſelber uns zu wahren und auf Gottes Langmut weiter nicht zu trotzen. Ich, meine Freunde, bin ein Greis; ich habe Deiche bauen und brechen ſehen; aber den Deich, den Hauke Haien nach ihm von Gott verliehener Einſicht projektiert und bei der Herrſchaft für euch durchgeſetzt hat, den wird niemand von euch Lebenden brechen ſehen, und wolltet ihr ihm ſelbſt nicht danken, euere Enkel werden ihm den Ehrenkranz doch einſtens nicht verſagen können!"

Jewe Manners ſetzte ſich wieder, er nahm ſein blaues Schnupftuch aus der Taſche und wiſchte ſich ein paar Tropfen von der Stirn. Der Greis war noch immer als ein Mann von Tüchtigkeit und unantaſtbarer Rechtſchaffenheit bekannt, und da die Verſammlung eben nicht geneigt war, ihm zuzuſtimmen, ſo ſchwieg ſie weiter. Aber Hauke Haien nahm das Wort; doch ſahen alle, daß er bleich geworden. „Ich danke Euch, Jewe Manners," ſprach er, „daß Ihr noch hier ſeid und daß Ihr das Wort geſprochen habt; ihr andern Herren Gevollmächtigten wollet den neuen Deichbau, der freilich mir zur Laſt fällt, zum mindeſten anſehen als ein Ding, das nun nicht mehr zu ändern ſteht, und laſſet uns demgemäß beſchließen, was nun not iſt!"

„Sprechet!“ ſagte einer der Gevollmächtigten. Und Hauke breitete die Karte des neuen Deiches auf dem Tiſche aus: „Es hat vorhin einer gefragt,“ begann er, „woher die viele Erde nehmen? – Ihr ſeht, ſo weit das Vorland in die Watten hinausgeht, iſt außerhalb der Deichlinie ein Streifen Landes freigelaſſen; daher und von dem Vorlande, das nach Nord und Süd von dem neuen Kooge an dem Deiche hinläuft, können wir die Erde nehmen; haben wir an den Waſſerſeiten nur eine tüchtige Lage Klei, nach innen oder in der Mitte kann auch Sand genommen werden! – Nun aber iſt zunächſt ein Feldmeſſer zu berufen, der die Linie des neuen Deiches auf dem Vorland abſteckt! Der mir bei Ausarbeitung des Planes behülflich geweſen, wird wohl am beſten dazu paſſen. Ferner werden wir zur Heranholung des Kleis oder ſonſtigen Materiales die Anfertigung einſpänniger Sturzkarren mit Gabeldeichſel bei einigen Stellmachern verdingen müſſen; wir werden für die Durchdämmung des Prieles und nach den Binnenſeiten, wo wir etwa mit Sand fürlieb nehmen müſſen, ich kann jetzt nicht ſagen, wieviel hundert Fuder Stroh zur Beſtickung des Deiches gebrauchen, vielleicht mehr als in der Marſch hier wird entbehrlich ſein! – Laſſet uns denn beraten, wie zunächſt dies alles zu beſchaffen und einzurichten iſt; auch die neue Schleuſe hier an der Weſtſeite gegen das Waſſer zu iſt ſpäter einem tüchtigen Zimmermann zur Herſtellung zu übergeben.“

Die Verſammelten hatten ſich um den Tiſch geſtellt, betrachteten mit halbem Aug die Karte und begannen allgemach zu ſprechen; doch war's, als geſchähe es, damit nur überhaupt etwas geſprochen werde. Als es ſich um Zuziehung des Feldmeſſers handelte, meinte einer der Jüngeren: „Ihr habt es ausgeſonnen, Deichgraf; Ihr müſſet ſelbſt am beſten wiſſen, wer dazu taugen mag.“

Aber Hauke entgegnete: „Da ihr Geſchworene ſeid, ſo müſſet ihr aus eigener, nicht aus meiner Meinung ſprechen, Jakob

Meyen; und wenn ihr's dann beſſer ſagt, ſo werd ich meinen Vorſchlag fallen laſſen!"

„Nun ja, es wird ſchon recht ſein," ſagte Jakob Meyen.

Aber einem der Älteren war es doch nicht völlig recht; er hatte einen Brudersſohn: ſo einer im Feldmeſſen ſollte hier in der Marſch noch nicht geweſen ſein, der ſollte noch über des Deichgrafen Vater, den ſeligen Tede Haien, gehen!

So wurde denn über die beiden Feldmeſſer verhandelt und endlich beſchloſſen, ihnen gemeinſchaftlich das Werk zu übertragen. Ähnlich ging es bei den Sturzkarren, bei der Strohlieferung und allem andern, und Hauke kam ſpät und faſt erſchöpft auf ſeinem Wallach, den er noch derzeit ritt, zu Hauſe an. Aber als er in dem alten Lehnſtuhl ſaß, der noch von ſeinem gewichtigen, aber leichter lebenden Vorgänger ſtammte, war auch ſein Weib ihm ſchon zur Seite: „Du ſiehſt ſo müd aus, Hauke," ſprach ſie und ſtrich mit ihrer ſchmalen Hand das Haar ihm von der Stirn.

„Ein wenig wohl!" erwiderte er.

— „Und geht es denn?"

„Es geht ſchon," ſagte er mit bitterem Lächeln; „aber ich ſelber muß die Räder ſchieben und froh ſein, wenn ſie nicht zurückgehalten werden!"

— „Aber doch nicht von allen?"

„Nein, Elke; dein Pate, Jewe Manners, iſt ein guter Mann; ich wollt, er wär um dreißig Jahre jünger."

Als nach einigen Wochen die Deichlinie abgeſteckt und der größte Teil der Sturzkarren geliefert war, waren ſämtliche Anteilbeſitzer des einzudeichenden Kooges, ingleichen die Beſitzer der hinter dem alten Deich belegenen Ländereien, durch den Deichgrafen im Kirchſpielskrug verſammelt worden; es galt, ihnen einen Plan über die Verteilung der Arbeit und Koſten vorzulegen und ihre etwaigen Einwendungen zu vernehmen; denn auch die letzteren hatten, ſofern der neue Deich

und die neuen Siele die Unterhaltungskoſten der älteren Werke verminderten, ihren Teil zu ſchaffen und zu tragen. Dieſer Plan war für Hauke ein ſchwer Stück Arbeit geweſen, und wenn ihm durch Vermittelung des Oberdeichgrafen neben einem Deichboten nicht auch noch ein Deichſchreiber wäre zugeordnet worden, er würde es ſo bald nicht fertig gebracht haben, obwohl auch jetzt wieder an jedem neuen Tage in die Nacht hinein gearbeitet war. Wenn er dann todmüde ſein Lager ſuchte, ſo hatte nicht wie vordem ſein Weib in nur verſtelltem Schlafe ſeiner gewartet; auch ſie hatte ſo vollgemeſſen ihre tägliche Arbeit, daß ſie nachts wie am Grunde eines tiefen Brunnens in unſtörbarem Schlafe lag.

Als Hauke jetzt ſeinen Plan verleſen und die Papiere, die freilich ſchon drei Tage hier im Kruge zur Einſicht ausgelegen hatten, wieder auf den Tiſch breitete, waren zwar ernſte Männer zugegen, die mit Ehrerbietung dieſen gewiſſenhaften Fleiß betrachteten und ſich nach ruhiger Überlegung den billigen Anſätzen ihres Deichgrafen unterwarfen; andere aber, deren Anteile an dem neuen Lande von ihnen ſelbſt oder ihren Vätern oder ſonſtigen Vorbeſitzern waren veräußert worden, beſchwerten ſich, daß ſie zu den Koſten des neuen Kooges hinzugezogen ſeien, deſſen Land ſie nichts mehr angehe, uneingedenk, daß durch die neuen Arbeiten auch ihre alten Ländereien nach und nach entbürdet würden; und wieder andere, die mit Anteilen in dem neuen Koog geſegnet waren, ſchrien, man möge ihnen doch dieſelben abnehmen, ſie ſollten um ein Geringes feil ſein; denn wegen der unbilligen Leiſtungen, die ihnen dafür aufgebürdet würden, könnten ſie nicht damit beſtehen. Ole Peters aber, der mit grimmigem Geſicht am Türpfoſten lehnte, rief dazwiſchen: „Beſinnt euch erſt und dann vertrauet unſerm Deichgrafen! der verſteht zu rechnen; er hatte ſchon die meiſten Anteile, da wußte er auch mir die meinen abzuhandeln, und als er ſie hatte, beſchloß er, dieſen neuen Koog zu deichen!“

Es war nach dieſen Worten einen Augenblick totenſtill in der Verſammlung. Der Deichgraf ſtand an dem Tiſch, auf dem er zuvor ſeine Papiere gebreitet hatte; er hob ſeinen Kopf und ſah nach Ole Peters hinüber: „Du weißt wohl, Ole Peters,“ ſprach er, „daß du mich verleumdeſt; du tuſt es dennoch, weil du überdies auch weißt, daß doch ein gut Teil des Schmutzes, womit du mich bewirfſt, an mir wird hängen bleiben! Die Wahrheit iſt, daß du deine Anteile los ſein wollteſt, und daß ich ihrer derzeit für meine Schafzucht bedurfte; und willſt du weiteres wiſſen, das ungewaſchene Wort, das dir im Krug vom Mund gefahren, ich ſei nur Deichgraf meines Weibes wegen, das hat mich aufgerüttelt, und ich hab euch zeigen wollen, daß ich wohl um meiner ſelbſt willen Deichgraf ſein könne; und ſomit, Ole Peters, hab ich getan, was ſchon der Deichgraf vor mir hätte tun ſollen. Trägſt du mir aber Groll, daß derzeit deine Anteile die meinen geworden ſind — du hörſt es ja, es ſind genug, die jetzt die ihrigen um ein Billiges feilbieten, nur weil die Arbeit ihnen jetzt zuviel iſt!“

Von einem kleinen Teil der verſammelten Männer ging ein Beifallsmurmeln aus, und der alte Jewe Manners, der dazwiſchenſtand, rief laut: „Bravo, Hauke Haien! Unſer Herrgott wird dir dein Werk gelingen laſſen!“

Aber man kam doch nicht zu Ende, obgleich Ole Peters ſchwieg und die Leute erſt zum Abendbrote aus einander gingen; erſt in einer zweiten Verſammlung wurde alles geordnet; aber auch nur, nachdem Hauke ſtatt der ihm zukommenden drei Geſpanne für den nächſten Monat deren vier auf ſich genommen hatte.

Endlich, als ſchon die Pfingſtglocken durch das Land läuteten, hatte die Arbeit begonnen: unabläſſig fuhren die Sturzkarren von dem Vorlande an die Deichlinie, um den geholten Klei dort abzuſtürzen, und gleicherweiſe war dieſelbe Anzahl ſchon wieder auf der Rückfahrt, um auf dem Vorland neuen aufzuladen; an der Deichlinie ſelber ſtanden Männer mit

Schaufeln und Spaten, um das Abgeworfene an ſeinen Platz zu bringen und zu ebnen; ungeheuere Fuder Stroh wurden angefahren und abgeladen; nicht nur zur Bedeckung des leichteren Materials, wie Sand und loſe Erde, deſſen man an den Binnenſeiten ſich bediente, wurde das Stroh benutzt; allmählich wurden einzelne Strecken des Deiches fertig, und die Grasſoden, womit man ſie belegt hatte, wurden ſtellenweis zum Schutz gegen die nagenden Wellen mit feſter Strohbeſtickung überzogen. Beſtellte Aufſeher gingen hin und her, und wenn es ſtürmte, ſtanden ſie mit aufgeriſſenen Mäulern und ſchrien ihre Befehle durch Wind und Wetter; dazwiſchen ritt der Deichgraf auf ſeinem Schimmel, den er jetzt ausſchließlich in Gebrauch hatte, und das Tier flog mit dem Reiter hin und wider, wenn er raſch und trocken ſeine Anordnungen machte, wenn er die Arbeiter lobte oder, wie es wohl geſchah, einen Faulen oder Ungeſchickten ohn Erbarmen aus der Arbeit wies. „Das hilft nicht!“ rief er dann; „um deine Faulheit darf uns nicht der Deich verderben!“ Schon von weitem, wenn er unten aus dem Koog heraufkam, hörten ſie das Schnauben ſeines Roſſes, und alle Hände faßten feſter in die Arbeit: „Friſch zu! Der Schimmelreiter kommt!“

War es um die Frühſtückszeit, wo die Arbeiter mit ihrem Morgenbrot haufenweis beiſammen auf der Erde lagen, dann ritt Hauke an den verlaſſenen Werken entlang, und ſeine Augen waren ſcharf, wo liederliche Hände den Spaten geführt hatten. Wenn er aber zu den Leuten ritt und ihnen aus einander ſetzte, wie die Arbeit müſſe beſchafft werden, ſahen ſie wohl zu ihm auf und kauten geduldig an ihrem Brote weiter; aber eine Zuſtimmung oder auch nur eine Äußerung hörte er nicht von ihnen. Einmal zu ſolcher Tageszeit, es war ſchon ſpät, da er an einer Deichſtelle die Arbeit in beſonderer Ordnung gefunden hatte, ritt er zu dem nächſten Haufen der Frühſtückenden, ſprang von ſeinem Schimmel und frug heiter, wer dort ſo ſauberes Tagewerk verrichtet hätte; aber ſie ſahen ihn nur ſcheu

und düſter an, und nur langſam und wie widerwillig wurden ein paar Namen genannt. Der Menſch, dem er ſein Pferd gegeben hatte, das ruhig wie ein Lamm ſtand, hielt es mit beiden Händen und blickte wie angſtvoll nach den ſchönen Augen des Tieres, die es, wie gewöhnlich, auf ſeinen Herrn gerichtet hielt.

„Nun, Marten!“ rief Hauke; „was ſtehſt du, als ob dir der Donner in die Beine gefahren ſei?“

— „Herr, Euer Pferd, es iſt ſo ruhig, als ob es Böſes vorhabe!“

Hauke lachte und nahm das Pferd ſelbſt am Zügel, das ſogleich liebkoſend den Kopf an ſeiner Schulter rieb. Von den Arbeitern ſahen einige ſcheu zu Roß und Reiter hinüber, andere, als ob das alles ſie nicht kümmere, aßen ſchweigend ihre Frühkoſt, dann und wann den Möwen einen Brocken hinaufwerfend, die ſich den Futterplatz gemerkt hatten und mit ihren ſchlanken Flügeln ſich faſt auf ihre Köpfe ſenkten. Der Deichgraf blickte eine Weile wie gedankenlos auf die bettelnden Vögel und wie ſie die zugeworfenen Biſſen mit ihren Schnäbeln haſchten; dann ſprang er in den Sattel und ritt, ohne ſich nach den Leuten umzuſehen, davon; einige Worte, die jetzt unter ihnen laut wurden, klangen ihm faſt wie Hohn. „Was iſt das?“ ſprach er bei ſich ſelber. „Hatte denn Elke recht, daß ſie alle gegen mich ſind? Auch dieſe Knechte und kleinen Leute, von denen vielen durch meinen neuen Deich doch eine Wohlhabenheit ins Haus wächſt?“

Er gab ſeinem Pferde die Sporen, daß es wie toll in den Koog hinabflog. Von dem unheimlichen Glanze freilich, mit dem ſein früherer Dienſtjunge den Schimmelreiter bekleidet hatte, wußte er ſelber nichts; aber die Leute hätten ihn jetzt nur ſehen ſollen, wie aus ſeinem hageren Geſicht die Augen ſtarrten, wie ſein Mantel flog und wie der Schimmel ſprühte!

— — So war der Sommer und der Herbſt vergangen; noch bis gegen Ende November war gearbeitet worden, dann geboten Froſt und Schnee dem Werke Halt; man war nicht fertig

geworden und beſchloß, den Koog offen liegen zu laſſen. Acht Fuß ragte der Deich aus der Fläche hervor; nur wo weſtwärts gegen das Waſſer hin die Schleuſe gelegt werden ſollte, hatte man eine Lücke gelaſſen; auch oben vor dem alten Deiche war der Priel noch unberührt. So konnte die Flut, wie in den letzten dreißig Jahren, in den Koog hineindringen, ohne dort oder an dem neuen Deiche großen Schaden anzurichten. Und ſo überließ man dem großen Gott das Werk der Menſchenhände und ſtellte es in ſeinen Schutz, bis die Frühlingsſonne die Vollendung würde möglich machen.

— — Inzwiſchen hatte im Hauſe des Deichgrafen ſich ein frohes Ereignis vorbereitet: im neunten Ehejahre war noch ein Kind geboren worden. Es war rot und hutzelig und wog ſeine ſieben Pfund, wie es für neugeborene Kinder ſich gebührt, wenn ſie, wie dies, dem weiblichen Geſchlechte angehören; nur ſein Geſchrei war wunderlich verhohlen und hatte der Wehmutter nicht gefallen wollen. Das Schlimmſte war: am dritten Tage lag Elke im hellen Kindbettfieber, redete Irrſal und kannte weder ihren Mann noch ihre alte Helferin. Die unbändige Freude, die Hauke beim Anblick ſeines Kindes ergriffen hatte, war zu Trübſal geworden; der Arzt aus der Stadt war geholt, er ſaß am Bett und fühlte den Puls und verſchrieb und ſah ratlos um ſich her. Hauke ſchüttelte den Kopf: „Der hilft nicht; nur Gott kann helfen!“ Er hatte ſich ſein eigen Chriſtentum zurecht gerechnet, aber es war etwas, das ſein Gebet zurückhielt. Als der alte Doktor davongefahren war, ſtand er am Fenſter, in den winterlichen Tag hinausſtarrend, und während die Kranke aus ihren Phantaſien aufſchrie, ſchränkte er die Hände zuſammen; er wußte ſelber nicht, war es aus Andacht oder war es nur, um in der ungeheueren Angſt ſich ſelbſt nicht zu verlieren.

„Waſſer! Das Waſſer!“ wimmerte die Kranke. „Halt mich!“ ſchrie ſie; „halt mich, Hauke!“ Dann ſank die Stimme; es klang, als ob ſie weine: „In See, ins Haf hinaus? O lieber Gott, ich ſeh ihn nimmer wieder!“

Da wandte er ſich und ſchob die Wärterin von ihrem Bette; er fiel auf ſeine Kniee, umfaßte ſein Weib und riß ſie an ſich: „Elke! Elke, ſo kenn mich doch, ich bin ja bei dir!“

Aber ſie öffnete nur die fieberglühenden Augen weit und ſah wie rettungslos verloren um ſich.

Er legte ſie zurück auf ihre Kiſſen; dann krampfte er die Hände in einander: „Herr, mein Gott,“ ſchrie er; „nimm ſie mir nicht! Du weißt, ich kann ſie nicht entbehren!“ Dann war's, als ob er ſich beſinne, und leiſer ſetzte er hinzu: „Ich weiß ja wohl, du kannſt nicht allezeit, wie du willſt, auch du nicht; du biſt allweiſe; du mußt nach deiner Weisheit tun — o Herr, ſprich nur durch einen Hauch zu mir!“

Es war, als ob plötzlich eine Stille eingetreten ſei; er hörte nur ein leiſes Atmen; als er ſich zum Bette kehrte, lag ſein Weib in ruhigem Schlaf, nur die Wärterin ſah mit entſetzten Augen auf ihn. Er hörte die Tür gehen. „Wer war das?“ frug er.

„Herr, die Magd Ann Grete ging hinaus; ſie hatte den Warmkorb hereingebracht.“

— „Was ſieht Sie mich denn ſo verfahren an, Frau Levke?“

„Ich? Ich hab mich ob Eurem Gebet erſchrocken; damit betet Ihr keinen vom Tode los!“

Hauke ſah ſie mit ſeinen durchdringenden Augen an: „Beſucht Sie denn auch, wie unſere Ann Grete, die Konventikel bei dem holländiſchen Flickſchneider Jantje?“

„Ja, Herr; wir haben beide den lebendigen Glauben!“

Hauke antwortete ihr nicht. Das damals ſtark im Schwange gehende ſeparatiſtiſche Konventikelweſen hatte auch unter den Frieſen ſeine Blüten getrieben; heruntergekommene Handwerker oder wegen Trunkes abgeſetzte Schulmeiſter ſpielten darin die Hauptrolle, und Dirnen, junge und alte Weiber, Faulenzer und einſame Menſchen liefen eifrig in die heimlichen Verſammlungen, in denen jeder den Prieſter ſpielen konnte. Aus des Deichgrafen Hauſe brachten Ann Grete und der in ſie verliebte Dienſtjunge ihre freien Abende dort zu. Freilich hatte Elke ihre

Bedenken darüber gegen Hauke nicht zurückgehalten; aber er hatte gemeint, in Glaubensſachen ſolle man keinem dreinreden: das ſchade niemandem, und beſſer dort doch als im Schnapskrug!

So war es dabei geblieben, und ſo hatte er auch jetzt geſchwiegen. Aber freilich über ihn ſchwieg man nicht; ſeine Gebetsworte liefen um von Haus zu Haus: er hatte Gottes Allmacht beſtritten; was war ein Gott denn ohne Allmacht? Er war ein Gottesleugner; die Sache mit dem Teufelspferde mochte auch am Ende richtig ſein!

Hauke erfuhr nichts davon; er hatte in dieſen Tagen nur Ohren und Augen für ſein Weib, ſelbſt das Kind war für ihn nicht mehr auf der Welt.

Der alte Arzt kam wieder, kam jeden Tag, mitunter zweimal, blieb dann eine ganze Nacht, ſchrieb wieder ein Rezept, und der Knecht Iven Johns ritt damit im Flug zur Apotheke. Dann aber wurde ſein Geſicht freundlicher, er nickte dem Deichgrafen vertraulich zu: „Es geht! Es geht! Mit Gottes Hülfe!“ Und eines Tags — hatte nun ſeine Kunſt die Krankheit beſiegt, oder hatte auf Haukes Gebet der liebe Gott doch noch einen Ausweg finden können —, als der Doktor mit der Kranken allein war, ſprach er zu ihr, und ſeine alten Augen lachten: „Frau, jetzt kann ich's getroſt Euch ſagen: heut hat der Doktor ſeinen Feſttag; es ſtand ſchlimm um Euch, aber nun gehöret Ihr wieder zu uns, zu den Lebendigen!“

Da brach es wie ein Strahlenmeer aus ihren dunklen Augen: „Hauke! Hauke, wo biſt du?“ rief ſie, und als er auf den hellen Ruf ins Zimmer und an ihr Bett ſtürzte, ſchlug ſie die Arme um ſeinen Nacken: „Hauke, mein Mann, gerettet! Ich bleibe bei dir!“

Da zog der alte Doktor ſein ſeiden Schnupftuch aus der Taſche, fuhr ſich damit über Stirn und Wangen und ging kopfnickend aus dem Zimmer.

— — Am dritten Abend nach dieſem Tage ſprach ein frommer Redner — es war ein vom Deichgrafen aus der Arbeit ge-

jagter Pantoffelmacher – im Konventikel bei dem holländiſchen Schneider, da er ſeinen Zuhörern die Eigenſchaften Gottes aus einander ſetzte: „Wer aber Gottes Allmacht widerſtreitet, wer da ſagt: ich weiß, du kannſt nicht, was du willſt – wir kennen den Unglückſeligen ja alle; er laſtet gleich einem Stein auf der Gemeinde – der iſt von Gott gefallen und ſuchet den Feind Gottes, den Freund der Sünde, zu ſeinem Tröſter; denn nach irgend einem Stabe muß die Hand des Menſchen greifen. Ihr aber, hütet euch vor dem, der alſo betet; ſein Gebet iſt Fluch!“

– – Auch das lief um von Haus zu Haus. Was läuft nicht um in einer kleinen Gemeinde? Und auch zu Haukes Ohren kam es. Er ſprach kein Wort darüber, nicht einmal zu ſeinem Weibe; nur mitunter konnte er ſie heftig umfaſſen und an ſich ziehen: „Bleib mir treu, Elke! Bleib mir treu!“ – Dann ſahen ihre Augen voll Staunen zu ihm auf: „Dir treu? Wem ſollte ich denn anders treu ſein?“ – Nach einer kurzen Weile aber hatte ſie ſein Wort verſtanden: „Ja, Hauke, wir ſind uns treu; nicht nur, weil wir uns brauchen.“ Und dann ging jedes ſeinen Arbeitsweg.

Das wäre ſo weit gut geweſen; aber es war doch trotz aller lebendigen Arbeit eine Einſamkeit um ihn, und in ſeinem Herzen niſtete ſich ein Trotz und abgeſchloſſenes Weſen gegen andere Menſchen ein; nur gegen ſein Weib blieb er allezeit der gleiche, und an der Wiege ſeines Kindes lag er abends und morgens auf den Knieen, als ſei dort die Stätte ſeines ewigen Heils. Gegen Geſinde und Arbeiter aber wurde er ſtrenger; die Ungeſchickten und Fahrläſſigen, die er früher durch ruhigen Tadel zurecht gewieſen hatte, wurden jetzt durch hartes Anfahren aufgeſchreckt, und Elke ging mitunter leiſe beſſern.

Als der Frühling nahte, begannen wieder die Deicharbeiten; mit einem Kajedeich wurde zum Schutz der jetzt aufzubauenden neuen Schleuſe die Lücke in der weſtlichen Deichlinie geſchloſſen, halbmondförmig nach innen und ebenſo nach außen; und

gleich der Schleuſe wuchs allmählich auch der Hauptdeich zu ſeiner immer raſcher herzuſtellenden Höhe empor. Leichter wurde dem leitenden Deichgrafen ſeine Arbeit nicht, denn an Stelle des im Winter verſtorbenen Jewe Manners war Ole Peters als Deichgevollmächtigter eingetreten. Hauke hatte nicht verſuchen wollen, es zu hindern; aber anſtatt der ermutigenden Worte und der dazugehörigen zutunlichen Schläge auf ſeine linke Schulter, die er ſo oft von dem alten Paten ſeines Weibes einkaſſiert hatte, kamen ihm jetzt von dem Nachfolger ein heimliches Widerhalten und unnötige Einwände und waren mit unnötigen Gründen zu bekämpfen; denn Ole gehörte zwar zu den Wichtigen, aber in Deichſachen nicht zu den Klugen; auch war von früher her der „Schreiberknecht" ihm immer noch im Wege.

Der glänzendſte Himmel breitete ſich wieder über Meer und Marſch, und der Koog wurde wieder bunt von ſtarken Rindern, deren Gebrüll von Zeit zu Zeit die weite Stille unterbrach; unabläſſig ſangen in hoher Himmelsluft die Lerchen, aber man hörte es erſt, wenn einmal auf eines Atemzuges Länge der Geſang verſtummt war. Kein Unwetter ſtörte die Arbeit, und die Schleuſe ſtand ſchon mit ihrem ungeſtrichenen Balkengefüge, ohne daß auch nur in einer Nacht ſie eines Schutzes von dem Interimsdeich bedurft hätte; der Herrgott ſchien ſeine Gunſt dem neuen Werke zuzuwenden. Auch Frau Elkes Augen lachten ihrem Manne zu, wenn er auf ſeinem Schimmel draußen von dem Deich nach Hauſe kam: „Biſt doch ein braves Tier geworden!" ſagte ſie dann und klopfte den blanken Hals des Pferdes. Hauke aber, wenn ſie das Kind am Halſe hatte, ſprang herab und ließ das winzige Dinglein auf ſeinen Armen tanzen; wenn dann der Schimmel ſeine braunen Augen auf das Kind gerichtet hielt, dann ſprach er wohl: „Komm her; ſollſt auch die Ehre haben!" und er ſetzte die kleine Wienke — denn ſo war ſie getauft worden — auf ſeinen Sattel und führte den Schimmel auf der Werft im Kreiſe

herum. Auch der alte Eſchenbaum hatte mitunter die Ehre; er ſetzte das Kind auf einen ſchwanken Aſt und ließ es ſchaukeln. Die Mutter ſtand mit lachenden Augen in der Haustür; das Kind aber lachte nicht, ſeine Augen, zwiſchen denen ein feines Näschen ſtand, ſchauten ein wenig ſtumpf ins Weite, und die kleinen Hände griffen nicht nach dem Stöckchen, das der Vater ihr hinhielt. Hauke achtete nicht darauf, er wußte auch nichts von ſo kleinen Kindern; nur Elke, wenn ſie das helläugige Mädchen auf dem Arm ihrer Arbeitsfrau erblickte, die mit ihr zugleich das Wochenbett beſtanden hatte, ſagte mitunter ſchmerzlich: „Das Meine iſt noch nicht ſo weit wie deines, Stina!“ und die Frau, ihren dicken Jungen, den ſie an der Hand hatte, mit derber Liebe ſchüttelnd, rief dann wohl: „Ja, Frau, die Kinder ſind verſchieden; der da, der ſtahl mir ſchon die Äpfel aus der Kammer, bevor er übers zweite Jahr hinaus war!“ Und Elke ſtrich dem dicken Buben ſein Kraushaar aus den Augen und drückte dann heimlich ihr ſtilles Kind ans Herz.

— — Als es in den Oktober hineinging, ſtand an der Weſtſeite die neue Schleuſe ſchon feſt in dem von beiden Seiten ſchließenden Hauptdeich, der bis auf die Lücken bei dem Priele nun mit ſeinem ſanften Profile ringsum nach den Waſſerſeiten abfiel und um fünfzehn Fuß die ordinäre Flut überragte. Von ſeiner Nordweſtecke ſah man an Jevershallig vorbei ungehindert in das Wattenmeer hinaus; aber freilich auch die Winde faßten hier ſchärfer; die Haare flogen, und wer hier ausſchauen wollte, der mußte die Mütze feſt auf dem Kopf haben.

Zu Ende November, wo Sturm und Regen eingefallen waren, blieb nur noch hart am alten Deich die Schlucht zu ſchließen, auf deren Grunde an der Nordſeite das Meerwaſſer durch den Priel in den neuen Koog hineinſchoß. Zu beiden Seiten ſtanden die Wände des Deiches; der Abgrund zwiſchen ihnen mußte jetzt verſchwinden. Ein trocken Sommerwetter hätte die Arbeit wohl erleichtert; aber auch ſo mußte ſie getan

werden, denn ein aufbrechender Sturm konnte das ganze Werk gefährden. Und Hauke ſetzte alles daran, um jetzt den Schluß herbeizuführen. Der Regen ſtrömte, der Wind pfiff; aber ſeine hagere Geſtalt auf dem feurigen Schimmel tauchte bald hier, bald dort aus den ſchwarzen Menſchenmaſſen empor, die oben wie unten an der Nordſeite des Deiches neben der Schlucht beſchäftigt waren. Jetzt ſah man ihn unten bei den Sturzkarren, die ſchon weither die Kleierde aus dem Vorlande holen mußten, und von denen eben ein gedrängter Haufen bei dem Priele anlangte und ſeine Laſt dort abzuwerfen ſuchte. Durch das Geklatſch des Regens und das Brauſen des Windes klangen von Zeit zu Zeit die ſcharfen Befehlsworte des Deichgrafen, der heute hier allein gebieten wollte; er rief die Karren nach den Nummern vor und wies die Drängenden zurück; ein „Halt!“ ſcholl von ſeinem Munde, dann ruhte unten die Arbeit; „Stroh! ein Fuder Stroh hinab!“ rief er denen droben zu, und von einem der oben haltenden Fuder ſtürzte es auf den naſſen Klei hinunter. Unten ſprangen Männer dazwiſchen und zerrten es aus einander und ſchrien nach oben, ſie nur nicht zu begraben. Und wieder kamen neue Karren, und Hauke war ſchon wieder oben und ſah von ſeinem Schimmel in die Schlucht hinab, und wie ſie dort ſchaufelten und ſtürzten; dann warf er ſeine Augen nach dem Haf hinaus. Es wehte ſcharf, und er ſah, wie mehr und mehr der Waſſerſaum am Deich hinaufklimmte und wie die Wellen ſich noch höher hoben; er ſah auch, wie die Leute trieften und kaum atmen konnten in der ſchweren Arbeit vor dem Winde, der ihnen die Luft am Munde abſchnitt, und vor dem kalten Regen, der ſie überſtrömte. „Ausgehalten, Leute! Ausgehalten!“ ſchrie er zu ihnen hinab. „Nur einen Fuß noch höher; dann iſt's genug für dieſe Flut!“ Und durch alles Getöſe des Wetters hörte man das Geräuſch der Arbeiter: das Klatſchen der hineingeſtürzten Kleimaſſen, das Raſſeln der Karren und das Rauſchen des von oben hinabgelaſſenen Strohes ging unaufhaltſam vorwärts; dazwiſchen war mit-

unter das Winſeln eines kleinen gelben Hundes lautgeworden, der frierend und wie verloren zwiſchen Menſchen und Fuhrwerken herumgeſtoßen wurde; plötzlich aber ſcholl ein jammervoller Schrei des kleinen Tieres von unten aus der Schlucht herauf. Hauke blickte hinab; er hatte es von oben hinunterſchleudern ſehen; eine jähe Zornröte ſtieg ihm ins Geſicht. „Halt! Haltet ein!“ ſchrie er zu den Karren hinunter; denn der naſſe Klei wurde unaufhaltſam aufgeſchüttet.

„Warum?“ ſchrie eine rauhe Stimme von unten herauf; „doch um die elende Hundekreatur nicht?“

„Halt! ſag ich,“ ſchrie Hauke wieder; „bringt mir den Hund! Bei unſerm Werke ſoll kein Frevel ſein!“

Aber es rührte ſich keine Hand; nur ein paar Spaten zähen Kleis flogen noch neben das ſchreiende Tier. Da gab er ſeinem Schimmel die Sporen, daß das Tier einen Schrei ausſtieß, und ſtürmte den Deich hinab, und alles wich vor ihm zurück. „Den Hund!“ ſchrie er; „ich will den Hund!“

Eine Hand ſchlug ſanft auf ſeine Schulter, als wäre es die Hand des alten Jewe Manners; doch als er umſah, war es nur ein Freund des Alten. „Nehmt Euch in acht, Deichgraf!“ raunte der ihm zu, „Ihr habt nicht Freunde unter dieſen Leuten; laßt es mit dem Hunde gehen!“

Der Wind pfiff, der Regen klatſchte; die Leute hatten die Spaten in den Grund geſteckt, einige ſie fortgeworfen. Hauke neigte ſich zu dem Alten: „Wollt Ihr meinen Schimmel halten, Harke Jens?“ frug er; und als jener noch kaum den Zügel in der Hand hatte, war Hauke ſchon in die Kluft geſprungen und hielt das kleine winſelnde Tier in ſeinem Arm; und faſt im ſelben Augenblicke ſaß er auch wieder hoch im Sattel und ſprengte auf den Deich zurück. Seine Augen flogen über die Männer, die bei den Wagen ſtanden. „Wer war es?“ rief er. „Wer hat die Kreatur hinabgeworfen?“

Einen Augenblick ſchwieg alles, denn aus dem hageren Geſicht des Deichgrafen ſprühte der Zorn, und ſie hatten aber-

gläubiſche Furcht vor ihm. Da trat von einem Fuhrwerk ein ſtiernackiger Kerl vor ihn hin. „Ich tat es nicht, Deichgraf,“ ſagte er und biß von einer Rolle Kautabak ein Endchen ab, das er ſich erſt ruhig in den Mund ſchob; „aber der es tat, hat recht getan; ſoll Euer Deich ſich halten, ſo muß was Lebiges hinein!“

— „Was Lebiges? Aus welchem Katechismus haſt du das gelernt?“

„Aus keinem, Herr!“ entgegnete der Kerl, und aus ſeiner Kehle ſtieß ein freches Lachen; „das haben unſere Großväter ſchon gewußt, die ſich mit Euch im Chriſtentum wohl meſſen durften! Ein Kind iſt beſſer noch; wenn das nicht da iſt, tut's auch wohl ein Hund!“

„Schweig du mit deinen Heidenlehren,“ ſchrie ihn Hauke an, „es ſtopfte beſſer, wenn man dich hineinwürfe.“

„Oho!“ erſcholl es; aus einem Dutzend Kehlen war der Laut gekommen, und der Deichgraf gewahrte ringsum grimmige Geſichter und geballte Fäuſte; er ſah wohl, daß das keine Freunde waren; der Gedanke an ſeinen Deich überfiel ihn wie ein Schrecken: was ſollte werden, wenn jetzt alle ihre Spaten hinwürfen? — Und als er nun den Blick nach unten richtete, ſah er wieder den Freund des alten Jewe Manners; der ging dort zwiſchen den Arbeitern, ſprach zu dem und jenem, lachte hier einem zu, klopfte dort mit freundlichem Geſicht einem auf die Schulter, und einer nach dem andern faßte wieder ſeinen Spaten; noch einige Augenblicke, und die Arbeit war wieder in vollem Gange. — Was wollte er denn noch? Der Priel mußte geſchloſſen werden, und den Hund barg er ſicher genug in den Falten ſeines Mantels. Mit plötzlichem Entſchluß wandte er ſeinen Schimmel gegen den nächſten Wagen: „Stroh an die Kante!“ rief er herriſch, und wie mechaniſch gehorchte ihm der Fuhrknecht; bald rauſchte es hinab in die Tiefe, und von allen Seiten regte es ſich aufs neue und mit allen Armen.

Eine Stunde war noch ſo gearbeitet; es war nach ſechs Uhr, und ſchon brach tiefe Dämmerung herein; der Regen hatte aufgehört, da rief Hauke die Aufſeher an ſein Pferd: „Morgen früh vier Uhr", ſagte er, „iſt alles wieder auf dem Platz; der Mond wird noch am Himmel ſein; da machen wir mit Gott den Schluß! Und dann noch eines!" rief er, als ſie gehen wollten: „Kennt ihr den Hund?" und er nahm das zitternde Tier aus ſeinem Mantel.

Sie verneinten das; nur einer ſagte: „Der hat ſich taglang ſchon im Dorf herumgebettelt; der gehört gar keinem!"

„Dann iſt er mein!" entgegnete der Deichgraf. „Vergeſſet nicht: morgen früh vier Uhr!" und ritt davon.

Als er heimkam, trat Ann Grete aus der Tür: ſie hatte ſaubere Kleidung an, und es fuhr ihm durch den Kopf, ſie gehe jetzt zum Konventikelſchneider: „Halt die Schürze auf!" rief er ihr zu, und da ſie es unwillkürlich tat, warf er das kleibeſchmutzte Hündlein ihr hinein: „Bring ihn der kleinen Wienke; er ſoll ihr Spielkamerad werden! Aber waſch und wärm ihn zuvor; ſo tuſt du auch ein gottgefällig Werk, denn die Kreatur iſt ſchier verklommen."

Und Ann Grete konnte nicht laſſen, ihrem Wirt Gehorſam zu leiſten, und kam deshalb heute nicht in den Konventikel.

Und am andern Tage wurde der letzte Spatenſtich am neuen Deich getan; der Wind hatte ſich gelegt; in anmutigem Fluge ſchwebten Möwen und Avoſetten über Land und Waſſer hin und wider; von Jevershallig tönte das tauſendſtimmige Geknorr der Rottgänſe, die ſich's noch heute an der Küſte der Nordſee wohl ſein ließen, und aus den weißen Morgennebeln, welche die weite Marſch bedeckten, ſtieg allmählich ein goldner Herbſttag und beleuchtete das neue Werk der Menſchenhände.

Nach einigen Wochen kamen mit dem Oberdeichgrafen die herrſchaftlichen Kommiſſäre zur Beſichtigung desſelben; ein großes Feſtmahl, das erſte nach dem Leichenmahl des alten

Tede Volkerts, wurde im deichgräflichen Hauſe gehalten; alle Deichgevollmächtigten und die größten Intereſſenten waren dazu geladen. Nach Tiſche wurden ſämtliche Wagen der Gäſte und des Deichgrafen angeſpannt; Frau Elke wurde von dem Oberdeichgrafen in die Karriole gehoben, vor der der braune Wallach mit ſeinen Hufen ſtampfte; dann ſprang er ſelber hinten nach und nahm die Zügel in die Hand; er wollte die geſcheite Frau ſeines Deichgrafen ſelber fahren. So ging es munter von der Werfte und in den Weg hinaus, den Akt zum neuen Deich hinan und auf demſelben um den jungen Koog herum. Es war inmittelſt ein leichter Nordweſtwind aufgekommen, und an der Nord- und Weſtſeite des neuen Deiches wurde die Flut hinaufgetrieben; aber es war unverkennbar, der ſanfte Abfall bedingte einen ſanfteren Anſchlag; aus dem Munde der herrſchaftlichen Kommiſſäre ſtrömte das Lob des Deichgrafen, daß die Bedenken, welche hie und da von den Gevollmächtigten dagegen langſam vorgebracht wurden, gar bald darin erſtickten.

— Auch das ging vorüber; aber noch eine Genugtuung empfing der Deichgraf eines Tages, da er in ſtillem, ſelbſtbewußtem Sinnen auf dem neuen Deich entlang ritt. Es mochte ihm wohl die Frage kommen, weshalb der Koog, der ohne ihn nicht da wäre, in dem ſein Schweiß und ſeine Nachtwachen ſteckten, nun ſchließlich nach einer der herrſchaftlichen Prinzeſſinnen „der neue Karolinenkoog" getauft ſei; aber es war doch ſo: auf allen dahingehörigen Schriftſtücken ſtand der Name, auf einigen ſogar in roter Frakturſchrift. Da, als er aufblickte, ſah er zwei Arbeiter mit ihren Feldgerätſchaften, der eine etwa zwanzig Schritte hinter dem andern, ſich entgegenkommen: „So wart doch!" hörte er den Nachfolgenden rufen; der andere aber — er ſtand eben an einem Akt, der in den Koog hinunterführte — rief ihm entgegen: „Ein andermal, Jens! Es iſt ſchon ſpät; ich ſoll hier Klei ſchlagen!"

— „Wo denn?"

„Nun hier, im Hauke-Haien-Koog!"

Er rief es laut, indem er den Akt hinabtrabte, als ſolle die ganze Marſch es hören, die darunter lag. Hauke aber war es, als höre er ſeinen Ruhm verkünden; er hob ſich im Sattel, gab ſeinem Schimmel die Sporen und ſah mit feſten Augen über die weite Landſchaft hin, die zu ſeiner Linken lag. „Hauke-Haien-Koog!" wiederholte er leis; das klang, als könnt es alle Zeit nicht anders heißen! Mochten ſie trotzen, wie ſie wollten, um ſeinen Namen war doch nicht herumzukommen; der Prinzeſſinnen-Name — würde er nicht bald nur noch in alten Schriften modern? — Der Schimmel ging in ſtolzem Galopp; vor ſeinen Ohren aber ſummte es: „Hauke-Haien-Koog! Hauke-Haien-Koog!" In ſeinen Gedanken wuchs faſt der neue Deich zu einem achten Weltwunder; in ganz Friesland war nicht ſeinesgleichen! Und er ließ den Schimmel tanzen; ihm war, er ſtünde inmitten aller Frieſen; er überragte ſie um Kopfeshöhe, und ſeine Blicke flogen ſcharf und mitleidig über ſie hin.

— — Allmählich waren drei Jahre ſeit der Eindeichung hingegangen; das neue Werk hatte ſich bewährt, die Reparaturkoſten waren nur gering geweſen; im Kooge aber blühte jetzt faſt überall der weiße Klee, und ging man über die geſchützten Weiden, ſo trug der Sommerwind einem ganze Wolken ſüßen Dufts entgegen. Da war die Zeit gekommen, die bisher nur idealen Anteile in wirkliche zu verwandeln und allen Teilnehmern ihre beſtimmten Stücke für immer eigentümlich zuzuſetzen. Hauke war nicht müßig geweſen, vorher noch einige neue zu erwerben; Ole Peters hatte ſich verbiſſen zurückgehalten, ihm gehörte nichts im neuen Kooge. Ohne Verdruß und Streit hatte auch ſo die Teilung nicht abgehen können, aber fertig war er gleichwohl geworden; auch dieſer Tag lag hinter dem Deichgrafen.

Fortan lebte er einſam ſeinen Pflichten als Hofwirt wie als Deichgraf und denen, die ihm am nächſten angehörten; die alten Freunde waren nicht mehr in der Zeitlichkeit, neue zu er-

werben, war er nicht geeignet. Aber unter ſeinem Dach war Frieden, den auch das ſtille Kind nicht ſtörte; es ſprach wenig, das ſtete Fragen, was den aufgeweckten Kindern eigen iſt, kam ſelten und meiſt ſo, daß dem Gefragten die Antwort darauf ſchwer wurde; aber ihr liebes, einfältiges Geſichtlein trug faſt immer den Ausdruck der Zufriedenheit. Zwei Spielkameraden hatte ſie, die waren ihr genug: wenn ſie über die Werfte wanderte, ſprang das gerettete gelbe Hündlein ſtets um ſie herum, und wenn der Hund ſich zeigte, war auch klein Wienke nicht mehr fern. Der zweite Kamerad war eine Lachmöwe, und wie der Hund „Perle", ſo hieß die Möwe „Claus".

Claus war durch ein greiſes Menſchenkind auf dem Hofe inſtalliert worden: die achtzigjährige Trin' Jans hatte in ihrer Kate auf dem Außendeich ſich nicht mehr durchbringen können; da hatte Frau Elke gemeint, die verlebte Dienſtmagd ihres Großvaters könnte bei ihnen noch ein paar ſtille Abendſtunden und eine gute Sterbekammer finden, und ſo, halb mit Gewalt, war ſie von ihr und Hauke nach dem Hofe geholt und in dem Nordweſt-Stübchen der neuen Scheuer untergebracht worden, die der Deichgraf vor einigen Jahren neben dem Haupthauſe bei der Vergrößerung ſeiner Wirtſchaft hatte bauen müſſen. Ein paar der Mägde hatten daneben ihre Kammer erhalten und konnten der Greiſin nachts zur Hand gehen. Rings an den Wänden hatte ſie ihr altes Hausgerät: eine Schatulle von Zuckerkiſtenholz, darüber zwei bunte Bilder vom verlorenen Sohn, ein längſt zur Ruhe geſtelltes Spinnrad und ein ſehr ſauberes Gardinenbett, vor dem ein ungefüger, mit dem weißen Fell des weiland Angorakaters überzogener Schemel ſtand. Aber auch was Lebiges hatte ſie noch um ſich gehabt und mit hieher gebracht: das war die Möwe Claus, die ſich ſchon jahrelang zu ihr gehalten hatte und von ihr gefüttert worden war; freilich, wenn es Winter wurde, flog ſie mit den andern Möwen ſüdwärts und kam erſt wieder, wenn am Strand der Wermut duftete.

Die Scheuer lag etwas tiefer an der Werfte; die Alte konnte von ihrem Fenſter aus nicht über den Deich auf die See hinausblicken. „Du haſt mich hier als wie gefangen, Deichgraf!“ murrte ſie eines Tages, als Hauke zu ihr eintrat, und wies mit ihrem verkrümmten Finger nach den Fennen hinaus, die ſich dort unten breiteten. „Wo iſt denn Jeversſand? Da über den roten oder über den ſchwarzen Ochſen hinaus?“

„Was will Sie denn mit Jeversſand?“ frug Hauke.

— „Ach was, Jeversſand!“ brummte die Alte. „Aber ich will doch ſehen, wo mein Jung mir derzeit iſt zu Gott gegangen!“

— „Wenn Sie das ſehen will,“ entgegnete Hauke, „ſo muß Sie ſich oben unter den Eſchenbaum ſetzen, da ſieht Sie das ganze Haf!“

„Ja,“ ſagte die Alte; „ja, wenn ich deine jungen Beine hätte, Deichgraf!“

Dergleichen blieb lange der Dank für die Hülfe, die ihr die Deichgrafsleute angedeihen ließen; dann aber wurde es auf einmal anders. Der kleine Kindskopf Wienkes guckte eines Morgens durch die halbgeöffnete Tür zu ihr herein. „Na,“ rief die Alte, welche mit den Händen in einander auf ihrem Holzſtuhl ſaß, „was haſt du denn zu beſtellen?“

Aber das Kind kam ſchweigend näher und ſah ſie mit ihren gleichgültigen Augen unabläſſig an.

„Biſt du das Deichgrafskind?“ frug ſie Trin' Jans, und da das Kind wie nickend das Köpfchen ſenkte, fuhr ſie fort: „So ſetz dich hier auf meinen Schemel! Ein Angorakater iſt's geweſen — ſo groß! Aber dein Vater hat ihn totgeſchlagen. Wenn er noch lebig wäre, ſo könntſt du auf ihm reiten.“

Wienke richtete ſtumm ihre Augen auf das weiße Fell; dann kniete ſie nieder und begann es mit ihren kleinen Händen zu ſtreicheln, wie Kinder es bei einer lebenden Katze oder einem Hunde zu machen pflegen. „Armer Kater!“ ſagte ſie dann und fuhr wieder in ihren Liebkoſungen fort.

„So!“ rief nach einer Weile die Alte; „jetzt iſt es genug; und ſitzen kannſt du auch noch heut auf ihm; vielleicht hat dein Vater ihn auch nur um deshalb totgeſchlagen!“ Dann hob ſie das Kind an beiden Armen in die Höhe und ſetzte es derb auf den Schemel nieder. Da es aber ſtumm und unbeweglich ſitzen blieb und ſie nur immer anſah, begann ſie mit dem Kopfe zu ſchütteln: „Du ſtrafſt ihn, Gott der Herr! Ja, ja, du ſtrafſt ihn!“ murmelte ſie; aber ein Erbarmen mit dem Kinde ſchien ſie doch zu überkommen; ihre knöcherne Hand ſtrich über das dürftige Haar desſelben, und aus den Augen der Kleinen kam es, als ob ihr damit wohl geſchehe.

Von nun an kam Wienke täglich zu der Alten in die Kammer; ſie ſetzte ſich bald von ſelbſt auf den Angoraſchemel, und Trin' Jans gab ihr kleine Fleiſch- und Brotſtückchen in ihre Händchen, welche ſie allezeit in Vorrat hatte, und ließ ſie dieſe auf den Fußboden werfen; dann kam mit Gekreiſch und ausgeſpreizten Flügeln die Möwe aus irgend einem Winkel hervorgeſchoſſen und machte ſich darüber her. Erſt erſchrak das Kind und ſchrie auf vor dem großen ſtürmenden Vogel; bald aber war es wie ein eingelerntes Spiel, und wenn ſie nur ihr Köpfchen durch den Türſpalt ſteckte, ſchoß ſchon der Vogel auf ſie zu und ſetzte ſich ihr auf Kopf oder Schulter, bis die Alte ihr zu Hülfe kam und die Fütterung beginnen konnte. Trin' Jans, die es ſonſt nicht hatte leiden können, daß einer auch nur die Hand nach ihrem „Claus“ ausſtreckte, ſah jetzt geduldig zu, wie das Kind allmählich ihr den Vogel völlig abgewann. Er ließ ſich willig von ihr haſchen; ſie trug ihn umher und wickelte ihn in ihre Schürze, und wenn dann auf der Werfte etwa das gelbe Hündlein um ſie herum und eiferſüchtig gegen den Vogel aufſprang, dann rief ſie wohl: „Nicht du, nicht du, Perle!“ und hob mit ihren Ärmchen die Möwe ſo hoch, daß dieſe, ſich ſelbſt befreiend, ſchreiend über die Werfte hinflog und ſtatt ihrer nun der Hund durch Schmeicheln und Springen den Platz auf ihren Armen zu erobern ſuchte.

Fielen zufällig Haukes oder Elkes Augen auf dies wunderliche Vierblatt, das nur durch einen gleichen Mangel am selben Stengel festgehalten wurde, dann flog wohl ein zärtlicher Blick auf ihr Kind; hatten sie sich gewandt, so blieb nur noch ein Schmerz auf ihrem Antlitz, den jedes einsam mit sich von dannen trug, denn das erlösende Wort war zwischen ihnen noch nicht gesprochen worden. Da eines Sommervormittages, als Wienke mit der Alten und den beiden Tieren auf den großen Steinen vor der Scheuntür saß, gingen ihre beiden Eltern, der Deichgraf seinen Schimmel hinter sich, die Zügel über dem Arme, hier vorüber; er wollte auf den Deich hinaus und hatte das Pferd sich selber von der Fenne heraufgeholt; sein Weib hatte auf der Werfte sich an seinen Arm gehängt. Die Sonne schien warm hernieder; es war fast schwül, und mitunter kam ein Windstoß aus Südsüdost. Dem Kinde mochte es auf dem Platze unbehaglich werden: „Wienke will mit!“ rief sie, schüttelte die Möwe von ihrem Schoß und griff nach der Hand ihres Vaters.

„So komm!“ sagte dieser.

— Frau Elke aber rief: „In dem Wind? Sie fliegt dir weg!“

„Ich halt sie schon; und heut haben wir warme Luft und lustig Wasser, da kann sie's tanzen sehen.“

Und Elke lief ins Haus und holte noch ein Tüchlein und ein Käppchen für ihr Kind. Aber es gibt ein Wetter,“ sagte sie; „macht, daß ihr fortkommt, und seid bald wieder hier!“

Hauke lachte: „Das soll uns nicht zu fassen kriegen!“ und hob das Kind zu sich auf den Sattel. Frau Elke blieb noch eine Weile auf der Werfte und sah, mit der Hand ihre Augen beschattend, die beiden auf den Weg und nach dem Deich hinübertraben; Trin' Jans saß auf dem Stein und murmelte Unverständliches mit ihren welken Lippen.

Das Kind lag regungslos im Arm des Vaters; es war, als atme es beklommen unter dem Druck der Gewitterluft; er neigte den Kopf zu ihr: „Nun, Wienke?“ frug er.

Das Kind ſah ihn eine Weile an: „Vater,“ ſagte es, „du kannſt das doch! Kannſt du nicht alles?“

„Was ſoll ich können, Wienke?“

Aber ſie ſchwieg; ſie ſchien die eigene Frage nicht verſtanden zu haben.

Es war Hochflut; als ſie auf den Deich hinaufkamen, ſchlug der Widerſchein der Sonne von dem weiten Waſſer ihr in die Augen, ein Wirbelwind trieb die Wellen ſtrudelnd in die Höhe, und neue kamen heran und ſchlugen klatſchend gegen den Strand; da klammerte ſie ihre Händchen angſtvoll um die Fauſt ihres Vaters, die den Zügel führte, daß der Schimmel mit einem Satz zur Seite fuhr. Die blaßblauen Augen ſahen in wirrem Schreck zu Hauke auf: „Das Waſſer, Vater! das Waſſer!“ rief ſie.

Aber er löſte ſich ſanft und ſagte: „Still, Kind, du biſt bei deinem Vater; das Waſſer tut dir nichts!“

Sie ſtrich ſich das fahlblonde Haar aus der Stirn und wagte es wieder, auf die See hinaus zu ſehen. „Es tut mir nichts,“ ſagte ſie zitternd; „nein, ſag, daß es uns nichts tun ſoll; du kannſt das, und dann tut es uns auch nichts!“

„Nicht ich kann das, Kind,“ entgegnete Hauke ernſt; „aber der Deich, auf dem wir reiten, der ſchützt uns, und den hat dein Vater ausgedacht und bauen laſſen.“

Ihre Augen gingen wider ihn, als ob ſie das nicht ganz verſtünde; dann barg ſie ihr auffallend kleines Köpfchen in dem weiten Rocke ihres Vaters.

„Warum verſteckſt du dich, Wienke?“ raunte der ihr zu; „iſt dir noch immer bange?“ Und ein zitterndes Stimmchen kam aus den Falten des Rockes: „Wienke will lieber nicht ſehen; aber du kannſt doch alles, Vater?“

Ein ferner Donner rollte gegen den Wind herauf. „Hoho?“ rief Hauke, „da kommt es!“ und wandte ſein Pferd zur Rückkehr. „Nun wollen wir heim zur Mutter!“

Das Kind tat einen tiefen Atemzug; aber erſt, als ſie die Werfte und das Haus erreicht hatten, hob es das Köpfchen

von ſeines Vaters Bruſt. Als dann Frau Elke ihr im Zimmer das Tüchelchen und die Kapuze abgenommen hatte, blieb ſie wie ein kleiner ſtummer Kegel vor der Mutter ſtehen. „Nun, Wienke," ſagte dieſe und ſchüttelte ſie leiſe, „magſt du das große Waſſer leiden?"

Aber das Kind riß die Augen auf: „Es ſpricht," ſagte ſie; „Wienke iſt bange!"

— „Es ſpricht nicht; es rauſcht und toſet nur!"

Das Kind ſah ins Weite: „Hat es Beine?" frug es wieder; „kann es über den Deich kommen?"

— „Nein, Wienke; dafür paßt dein Vater auf, er iſt der Deichgraf."

„Ja," ſagte das Kind und klatſchte mit blödem Lächeln in ſeine Händchen; „Vater kann alles — alles!" Dann plötzlich, ſich von der Mutter abwendend, rief ſie: „Laß Wienke zu Trin' Jans, die hat rote Äpfel!"

Und Elke öffnete die Tür und ließ das Kind hinaus. Als ſie dieſelbe wieder geſchloſſen hatte, ſchlug ſie mit einem Ausdruck des tiefſten Grams die Augen zu ihrem Manne auf, aus denen ihm ſonſt nur Troſt und Mut zu Hülfe gekommen war.

Er reichte ihr die Hand und drückte ſie, als ob es zwiſchen ihnen keines weiteren Wortes bedürfe; ſie aber ſagte leis: „Nein, Hauke, laß mich ſprechen: das Kind, das ich nach Jahren dir geboren habe, es wird für immer ein Kind bleiben. O lieber Gott! es iſt ſchwachſinnig; ich muß es einmal vor dir ſagen."

„Ich wußte es längſt," ſagte Hauke und hielt die Hand ſeines Weibes feſt, die ſie ihm entziehen wollte.

„So ſind wir denn doch allein geblieben," ſprach ſie wieder.

Aber Hauke ſchüttelte den Kopf: „Ich hab ſie lieb, und ſie ſchlägt ihre Ärmchen um mich und drückt ſich feſt an meine Bruſt; um alle Schätze wollt ich das nicht miſſen!"

Die Frau ſah finſter vor ſich hin: „Aber warum?" ſprach ſie; „was hab ich arme Mutter denn verſchuldet?"

– „Ja, Elke, das hab ich freilich auch gefragt, den, der allein es wiſſen kann; aber du weißt ja auch, der Allmächtige gibt den Menſchen keine Antwort – vielleicht, weil wir ſie nicht begreifen würden.“

Er hatte auch die andere Hand ſeines Weibes gefaßt und zog ſie ſanft zu ſich heran: „Laß dich nicht irren, dein Kind, wie du es tuſt, zu lieben; ſei ſicher, das verſteht es!“

Da warf ſich Elke an ihres Mannes Bruſt und weinte ſich ſatt und war mit ihrem Leid nicht mehr allein. Dann plötzlich lächelte ſie ihn an; nach einem heftigen Händedruck lief ſie hinaus und holte ſich ihr Kind aus der Kammer der alten Trin' Jans, und nahm es auf ihren Schoß und hätſchelte und küßte es, bis es ſtammelnd ſagte: „Mutter, mein liebe Mutter!“

So lebten die Menſchen auf dem Deichgrafshofe ſtill beiſammen; wäre das Kind nicht dageweſen, es hätte viel gefehlt.

Allmählich verfloß der Sommer; die Zugvögel waren durchgezogen, die Luft wurde leer vom Geſang der Lerchen; nur vor den Scheunen, wo ſie beim Dreſchen Körner pickten, hörte man hie und da einige kreiſchend davonfliegen; ſchon war alles hart gefroren. In der Küche des Haupthauſes ſaß eines Nachmittags die alte Trin' Jans auf der Holzſtufe einer Treppe, die neben dem Feuerherd nach dem Boden lief. Es war in den letzten Wochen, als ſei ſie aufgelebt; ſie kam jetzt gern einmal in die Küche und ſah Frau Elke hier hantieren; es war keine Rede mehr davon, daß ihre Beine ſie nicht hätten dahin tragen können, ſeit eines Tages klein Wienke ſie an der Schürze hier heraufgezogen hatte. Jetzt kniete das Kind an ihrer Seite und ſah mit ſeinen ſtillen Augen in die Flammen, die aus dem Herdloch aufflackerten; ihr eines Händchen klammerte ſich an den Ärmel der Alten, das andere lag in ihrem eigenen fahlblonden Haar. Trin' Jans erzählte: „Du weißt,“ ſagte ſie, „ich ſtand in Dienſt bei deinem Urgroßvater, als Hausmagd, und dann mußt ich die Schweine füttern; der war klüger als ſie alle –

da war es, es iſt grauſam lange her, aber eines Abends, der Mond ſchien, da ließen ſie die Hafſchleuſe ſchließen, und ſie konnte nicht wieder zurück in See. O, wie ſie ſchrie und mit ihren Fiſchhänden ſich in ihre harten ſtruppigen Haare griff! Ja, Kind, ich ſah es und hörte ſie ſelber ſchreien! Die Gräben zwiſchen den Fennen waren alle voll Waſſer, und der Mond ſchien darauf, daß ſie wie Silber glänzten, und ſie ſchwamm aus einem Graben in den andren und hob die Arme und ſchlug, was ihre Hände waren, an einander, daß man es weither klatſchen hörte, als wenn ſie beten wollte; aber Kind, beten können dieſe Kreaturen nicht. Ich ſaß vor der Haustür auf ein paar Balken, die zum Bauen angefahren waren, und ſah weithin über die Fennen; und das Waſſerweib ſchwamm noch immer in den Gräben, und wenn ſie die Arme aufhob, ſo glitzerten auch die wie Silber und Demanten. Zuletzt ſah ich ſie nicht mehr, und die Wildgänſ' und Möwen, die ich all die Zeit nicht gehört hatte, zogen wieder mit Pfeifen und Schnattern durch die Luft."

Die Alte ſchwieg; das Kind hatte ein Wort ſich aufgefangen: „Konnte ſie beten?" frug ſie. „Was ſagſt du? Wer war es?"

„Kind," ſagte die Alte; „die Waſſerfrau war es; das ſind Undinger, die nicht ſelig werden können."

„Nicht ſelig!" wiederholte das Kind, und ein tiefer Seufzer, als habe ſie das verſtanden, hob die kleine Bruſt.

— „Trin' Jans!" kam eine tiefe Stimme von der Küchentür, und die Alte zuckte leicht zuſammen. Es war der Deichgraf Hauke Haien, der dort am Ständer lehnte: „Was redet Sie dem Kinde vor? Hab ich Ihr nicht geboten, Ihre Mären für ſich zu behalten oder ſie den Gänſ' und Hühnern zu erzählen?"

Die Alte ſah ihn mit einem böſen Blick an und ſchob die Kleine von ſich fort: „Das ſind keine Mären," murmelte ſie in ſich hinein, „das hat mein Großohm mir erzählt."

— „Ihr Großohm, Trin'? Sie wollte es ja eben ſelbſt erlebt haben."

„Das iſt egal," ſagte die Alte; „aber Ihr glaubt nicht, Hauke Haien; Ihr wollt wohl meinen Großohm noch zum Lügner machen!" Dann rückte ſie näher an den Herd und ſtreckte die Hände über die Flammen des Feuerlochs.

Der Deichgraf warf einen Blick gegen das Fenſter; draußen dämmerte es noch kaum. „Komm, Wienke!" ſagte er und zog ſein ſchwachſinniges Kind zu ſich heran; „komm mit mir, ich will dir draußen vom Deich aus etwas zeigen! Nur müſſen wir zu Fuß gehen; der Schimmel iſt beim Schmied." Dann ging er mit ihr in die Stube, und Elke band dem Kinde dicke wollene Tücher um Hals und Schultern; und bald danach ging der Vater mit ihr auf dem alten Deiche nach Nordweſt hinauf, Jeversſand vorbei, bis wo die Watten breit, faſt unüberſehbar wurden.

Bald hatte er ſie getragen, bald ging ſie an ſeiner Hand; die Dämmerung wuchs allmählich; in der Ferne verſchwand alles in Dunſt und Duft. Aber dort, wohin noch das Auge reichte, hatten die unſichtbar ſchwellenden Wattſtröme das Eis zerriſſen, und, wie Hauke Haien es in ſeiner Jugend einſt geſehen hatte, aus den Spalten ſtiegen wie damals die rauchenden Nebel, und daran entlang waren wiederum die unheimlichen närriſchen Geſtalten und hüpften gegen einander und dienerten und dehnten ſich plötzlich ſchreckhaft in die Breite.

Das Kind klammerte ſich angſtvoll an ſeinen Vater und deckte deſſen Hand über ſein Geſichtlein: „Die Seeteufel!" raunte es zitternd zwiſchen ſeine Finger; „die Seeteufel!"

Er ſchüttelte den Kopf: „Nein, Wienke, weder Waſſerweiber noch Seeteufel; ſo etwas gibt es nicht; wer hat dir davon geſagt?"

Sie ſah mit ſtumpfem Blicke zu ihm herauf; aber ſie antwortete nicht. Er ſtrich ihr zärtlich über die Wangen: „Sieh nur wieder hin!" ſagte er, „das ſind nur arme hungrige Vögel! Sieh nur, wie jetzt der große ſeine Flügel breitet; die holen ſich die Fiſche, die in die rauchenden Spalten kommen."

„Fiſche,“ wiederholte Wienke.

„Ja, Kind, das alles iſt lebig, ſo wie wir; es gibt nichts anderes; aber der liebe Gott iſt überall!“

Klein Wienke hatte ihre Augen feſt auf den Boden gerichtet und hielt den Atem an; es war, als ſähe ſie erſchrocken in einen Abgrund. Es war vielleicht nur ſo; der Vater blickte lange auf ſie hin, er bückte ſich und ſah in ihr Geſichtlein; aber keine Regung der verſchloſſenen Seele wurde darin kund. Er hob ſie auf den Arm und ſteckte ihre verklommenen Händchen in einen ſeiner dicken Wollhandſchuhe: „So, mein Wienke“ – und das Kind vernahm wohl nicht den Ton von heftiger Innigkeit in ſeinen Worten – „ſo, wärm dich bei mir! Du biſt doch unſer Kind, unſer einziges. Du haſt uns lieb . . .!“ Die Stimme brach dem Manne; aber die Kleine drückte zärtlich ihr Köpfchen in ſeinen rauhen Bart.

So gingen ſie friedlich heimwärts.

Nach Neujahr war wieder einmal die Sorge in das Haus getreten; ein Marſchfieber hatte den Deichgrafen ergriffen; auch mit ihm ging es nah am Rand der Grube her, und als er unter Frau Elkes Pfleg' und Sorge wieder erſtanden war, ſchien er kaum derſelbe Mann. Die Mattigkeit des Körpers lag auch auf ſeinem Geiſte, und Elke ſah mit Beſorgnis, wie er allzeit leicht zufrieden war. Dennoch, gegen Ende des März, drängte es ihn, ſeinen Schimmel zu beſteigen und zum erſten Male wieder auf ſeinem Deich entlang zu reiten; es war an einem Nachmittage, und die Sonne, die zuvor geſchienen hatte, lag längſt ſchon wieder hinter trübem Duft.

Im Winter hatte es ein paarmal Hochwaſſer gegeben; aber es war nicht von Belang geweſen; nur drüben am andern Ufer war auf einer Hallig eine Herde Schafe ertrunken und ein Stück vom Vorland abgeriſſen worden; hier an dieſer Seite und am neuen Kooge war ein nennenswerter Schaden nicht geſchehen. Aber in der letzten Nacht hatte ein ſtärkerer

Sturm getobt; jetzt mußte der Deichgraf ſelbſt hinaus und alles mit eigenem Aug beſichtigen. Schon war er unten von der Südoſtecke aus auf dem neuen Deich herumgeritten, und es war alles wohl erhalten; als er aber an die Nordoſtecke gekommen war, dort wo der neue Deich auf den alten ſtößt, war zwar der erſtere unverſehrt, aber wo früher der Priel den alten erreicht hatte und an ihm entlang gefloſſen war, ſah er in großer Breite die Grasnarbe zerſtört und fortgeriſſen und in dem Körper des Deiches eine von der Flut gewühlte Höhlung, durch welche überdies ein Gewirr von Mäuſegängen bloßgelegt war. Hauke ſtieg vom Pferde und beſichtigte den Schaden in der Nähe: das Mäuſeunheil ſchien unverkennbar noch unſichtbar weiter fortzulaufen.

Er erſchrak heftig; gegen alles dieſes hätte ſchon beim Bau des neuen Deiches Obacht genommen werden müſſen; da es damals überſehen worden, ſo mußte es jetzt geſchehen! — Das Vieh war noch nicht auf den Fennen, das Gras war ungewohnt zurückgeblieben; wohin er blickte, es ſah ihn leer und öde an. Er beſtieg wieder ſein Pferd und ritt am Ufer hin und her: es war Ebbe, und er gewahrte wohl, wie der Strom von außen her ſich wieder ein neues Bett im Schlick gewühlt hatte und jetzt von Nordweſten auf den alten Deich geſtoßen war; der neue aber, ſoweit es ihn traf, hatte mit ſeinem ſanfteren Profile dem Anprall widerſtehen können.

Ein Haufen neuer Plag' und Arbeit erhob ſich vor der Seele des Deichgrafen; nicht nur der alte Deich mußte hier verſtärkt, auch deſſen Profil dem des neuen angenähert werden; vor allem aber mußte der als gefährlich wieder aufgetretene Priel durch neuzulegende Dämme oder Lahnungen abgeleitet werden. Noch einmal ritt er auf dem neuen Deich bis an die äußerſte Nordweſtecke, dann wieder rückwärts, die Augen unabläſſig auf das neugewühlte Bett des Prieles heftend, der ihm zur Seite ſich deutlich genug in dem bloßgelegten Schlickgrund abzeichnete. Der Schimmel drängte vorwärts und ſchnob

und ſchlug mit den Vorderhufen; aber der Reiter drückte ihn zurück, er wollte langſam reiten, er wollte auch die innere Unruhe bändigen, die immer wilder in ihm aufgor.

Wenn eine Sturmflut wiederkäme — eine, wie 1655 dageweſen, wo Gut und Menſchen ungezählt verſchlungen wurden — wenn ſie wiederkäme, wie ſie ſchon mehrmals einſt gekommen war! — Ein heißer Schauer überrieſelte den Reiter — der alte Deich, er würde den Stoß nicht aushalten, der gegen ihn heraufſchöſſe! Was dann, was ſollte dann geſchehen? — Nur eines, ein einzig Mittel würde es geben, um vielleicht den alten Koog und Gut und Leben darin zu retten. Hauke fühlte ſein Herz ſtill ſtehen, ſein ſonſt ſo feſter Kopf ſchwindelte; er ſprach es nicht aus, aber in ihm ſprach es ſtark genug: Dein Koog, der Hauke-Haien-Koog müßte preisgegeben und der neue Deich durchſtochen werden!

Schon ſah er im Geiſt die ſtürzende Hochflut hereinbrechen und Gras und Klee mit ihrem ſalzen ſchäumenden Giſcht bedecken. Ein Sporenſtich fuhr in die Weichen des Schimmels, und einen Schrei ausſtoßend, flog er auf dem Deich entlang und dann den Akt hinab, der deichgräflichen Werfte zu.

Den Kopf voll von innerem Schrecknis und ungeordneten Plänen kam er nach Hauſe. Er warf ſich in ſeinen Lehnſtuhl, und als Elke mit der Tochter in das Zimmer trat, ſtand er wieder auf und hob das Kind zu ſich empor und küßte es; dann jagte er das gelbe Hündlein mit ein paar leichten Schlägen von ſich. „Ich muß noch einmal droben nach dem Krug!“ ſagte er und nahm ſeine Mütze vom Türhaken, wohin er ſie eben erſt gehängt hatte.

Seine Frau ſah ihn ſorgvoll an: „Was willſt du dort? Es wird ſchon Abend, Hauke!“

„Deichgeſchichten!“ murmelte er vor ſich hin, „ich treffe von den Gevollmächtigten dort.“

Sie ging ihm nach und drückte ihm die Hand, denn er war mit dieſen Worten ſchon zur Tür hinaus. Hauke Haien, der

ſonſt alles bei ſich ſelber abgeſchloſſen hatte, drängte es jetzt, ein Wort von jenen zu erhalten, die er ſonſt kaum eines Anteils wertgehalten hatte. Im Gaſtzimmer traf er Ole Peters mit zweien der Gevollmächtigten und einem Koogseinwohner am Kartentiſch.

„Du kommſt wohl von draußen, Deichgraf?“ ſagte der erſtere, nahm die halb ausgeteilten Karten auf und warf ſie wieder hin.

„Ja, Ole,“ erwiderte Hauke; „ich war dort; es ſieht übel aus.“

„Übel? — Nun, ein paar hundert Soden und eine Beſtickung wird's wohl koſten; ich war dort auch am Nachmittag.“

„So wohlfeil wird's nicht abgehen, Ole,“ erwiderte der Deichgraf, „der Priel iſt wieder da, und wenn er jetzt auch nicht von Norden auf den alten Deich ſtößt, ſo tut er's doch von Nordweſten!“

„Du hättſt ihn laſſen ſollen, wo du ihn fandeſt!“ ſagte Ole trocken.

„Das heißt,“ entgegnete Hauke, „der neue Koog geht dich nichts an; und darum ſollte er nicht exiſtieren. Das iſt deine eigne Schuld! Aber wenn wir Lahnungen legen müſſen, um den alten Deich zu ſchützen, der grüne Klee hinter dem neuen bringt das übermäßig ein!“

„Was ſagt Ihr, Deichgraf?“ riefen die Gevollmächtigten; „Lahnungen? Wie viele denn? Ihr liebt es, alles beim teuerſten Ende anzufaſſen!“

Die Karten lagen unberührt auf dem Tiſch. „Ich will's dir ſagen, Deichgraf,“ ſagte Ole Peters und ſtemmte beide Arme auf, „dein neuer Koog iſt ein freſſend Werk, was du uns geſtiftet haſt! Noch laboriert alles an den ſchweren Koſten deiner breiten Deiche; nun frißt er uns auch den alten Deich, und wir ſollen ihn verneuen! — Zum Glück iſt's nicht ſo ſchlimm; er hat diesmal gehalten und wird es auch noch ferner tun! Steig nur morgen wieder auf deinen Schimmel und ſieh es dir noch einmal an!“

Hauke war aus dem Frieden ſeines Hauſes hieher gekommen; hinter den immerhin noch gemäßigten Worten, die er eben hörte, lag — er konnte es nicht verkennen — ein zäher Widerſtand; ihm war, als fehle ihm dagegen noch die alte Kraft. „Ich will tun, wie du es rätſt, Ole," ſprach er; „nur fürcht ich, ich werd es finden, wie ich es heut geſehen habe."

— Eine unruhige Nacht folgte dieſem Tage; Hauke wälzte ſich ſchlaflos in ſeinen Kiſſen. „Was iſt dir?" frug ihn Elke, welche die Sorge um ihren Mann wachhielt; „drückt dich etwas, ſo ſprich es von dir; wir haben's ja immer ſo gehalten!"

„Es hat nichts auf ſich, Elke!" erwiderte er, „am Deiche, an den Schleuſen iſt was zu reparieren; du weißt, daß ich das allzeit nachts in mir zu verarbeiten habe." Weiter ſagte er nichts; er wollte ſich die Freiheit ſeines Handelns vorbehalten; ihm unbewußt war die klare Einſicht und der kräftige Geiſt ſeines Weibes ihm in ſeiner augenblicklichen Schwäche ein Hindernis, dem er unwillkürlich auswich.

— — Am folgenden Vormittag, als er wieder auf den Deich hinauskam, war die Welt eine andere, als wie er ſie tags zuvor gefunden hatte; zwar war wieder hohl Ebbe, aber der Tag war noch im Steigen, und eine lichte Frühlingsſonne ließ ihre Strahlen faſt ſenkrecht auf die unabſehbaren Watten fallen; die weißen Möwen ſchwebten ruhig hin und wider, und unſichtbar über ihnen, hoch unter dem azurblauen Himmel, ſangen die Lerchen ihre ewige Melodie. Hauke, der nicht wußte, wie uns die Natur mit ihrem Reiz betrügen kann, ſtand auf der Nordweſtecke des Deiches und ſuchte nach dem neuen Bett des Prieles, das ihn geſtern ſo erſchreckt hatte; aber bei dem vom Zenit herabſchießenden Sonnenlichte fand er es anfänglich nicht einmal. Erſt da er gegen die blendenden Strahlen ſeine Augen mit der Hand beſchattete, konnte er es nicht verkennen; aber dennoch, die Schatten in der geſtrigen Dämmerung mußten ihn getäuſcht haben: es kennzeichnete ſich jetzt nur ſchwach; die bloßgelegte Mäuſewirtſchaft mußte mehr als die Flut den

Schaden in dem Deich veranlaßt haben. Freilich, Wandel mußte hier geſchafft werden, aber durch ſorgfältiges Aufgraben und, wie Ole Peters geſagt hatte, durch friſche Soden und einige Ruten Strohbeſtickung war der Schaden auszuheilen.

„Es war ſo ſchlimm nicht," ſprach er erleichtert zu ſich ſelber, „du biſt geſtern doch dein eigner Narr geweſen!" — Er berief die Gevollmächtigten, und die Arbeiten wurden ohne Widerſpruch beſchloſſen, was bisher noch nie geſchehen war. Der Deichgraf meinte eine ſtärkende Ruhe in ſeinem noch geſchwächten Körper ſich verbreiten zu fühlen, und nach einigen Wochen war alles ſauber ausgeführt.

Das Jahr ging weiter, aber je weiter es ging und je ungeſtörter die neugelegten Raſen durch die Strohdecke grünten, um ſo unruhiger ging oder ritt Hauke an dieſer Stelle vorüber, er wandte die Augen ab, er ritt hart an der Binnenſeite des Deiches, ein paarmal, wo er dort hätte vorüber müſſen, ließ er ſein ſchon geſatteltes Pferd wieder in den Stall zurückführen; dann wieder, wo er nichts dort zu tun hatte, wanderte er, um nur raſch und ungeſehen von ſeiner Werfte fortzukommen, plötzlich und zu Fuß dahin; manchmal auch war er umgekehrt, er hatte es ſich nicht zumuten können, die unheimliche Stelle aufs neue zu betrachten; und endlich, mit den Händen hätte er alles wieder aufreißen mögen, denn wie ein Gewiſſensbiß, der außer ihm Geſtalt gewonnen hatte, lag dies Stück des Deiches ihm vor Augen. Und doch, ſeine Hand konnte nicht mehr daran rühren; und niemandem, ſelbſt nicht ſeinem Weibe, durfte er davon reden. So war der September gekommen; nachts hatte ein mäßiger Sturm getobt und war zuletzt nach Nordweſt umgeſprungen. An trübem Vormittag danach, zur Ebbezeit, ritt Hauke auf den Deich hinaus, und es durchfuhr ihn, als er ſeine Augen über die Watten ſchweifen ließ; dort, von Nordweſt herauf, ſah er plötzlich wieder, und ſchärfer und tiefer ausgewühlt, das geſpenſtiſche neue Bett des Prieles; ſo ſehr er ſeine Augen anſtrengte, es wollte nicht mehr weichen.

Als er nach Haus kam, ergriff Elke ſeine Hand: „Was haſt du, Hauke?“ ſprach ſie, als ſie in ſein düſtres Antlitz ſah; „es iſt doch kein neues Unheil? Wir ſind jetzt ſo glücklich; mir iſt, du haſt nun Frieden mit ihnen allen!“

Dieſen Worten gegenüber vermochte er ſeine verworrene Furcht nicht in Worten kund zu geben.

„Nein, Elke,“ ſagte er, „mich feindet niemand an; es iſt nur ein verantwortlich Amt, die Gemeinde vor unſeres Herrgotts Meer zu ſchützen.“

Er machte ſich los, um weiteren Fragen des geliebten Weibes auszuweichen. Er ging in Stall und Scheuer, als ob er alles revidieren müſſe; aber er ſah nichts um ſich her; er war nur befliſſen, ſeinen Gewiſſensbiß zur Ruhe, ihn ſich ſelber als eine krankhaft übertriebene Angſt zur Überzeugung zu bringen.

— — Das Jahr, von dem ich Ihnen erzähle,“ ſagte nach einer Weile mein Gaſtfreund, der Schulmeiſter, „war das Jahr 1756, das in dieſer Gegend nie vergeſſen wird; im Hauſe Hauke Haiens brachte es eine Tote. Zu Ende des Septembers war in der Kammer, welche ihr in der Scheune eingeräumt war, die faſt neunzigjährige Trin' Jans am Sterben. Man hatte ſie nach ihrem Wunſche in den Kiſſen aufgerichtet, und ihre Augen gingen durch die kleinen bleigefaßten Scheiben in die Ferne; es mußte dort am Himmel eine dünnere Luftſchicht über einer dichteren liegen, denn es war hohe Kimmung, und die Spiegelung hob in dieſem Augenblick das Meer wie einen flimmernden Silberſtreifen über den Rand des Deiches, ſo daß es blendend in die Kammer ſchimmerte; auch die Südſpitze von Jeversſand war ſichtbar.

Am Fußende des Bettes kauerte die kleine Wienke und hielt mit der einen Hand ſich feſt an der ihres Vaters, der daneben ſtand. In das Antlitz der Sterbenden grub eben der Tod das hippokratiſche Geſicht, und das Kind ſtarrte atemlos auf die unheimliche, ihr unverſtändliche Verwandlung des unſchönen, aber ihr vertrauten Angeſichts.

„Was macht ſie? Was iſt das, Vater?“ flüſterte ſie angſtvoll und grub die Fingernägel in ihres Vaters Hand.

„Sie ſtirbt!“ ſagte der Deichgraf.

„Stirbt!“ wiederholte das Kind und ſchien in verworrenes Sinnen zu verfallen.

Aber die Alte rührte noch einmal ihre Lippen: „Jins! Jins!“ und kreiſchend, wie ein Notſchrei, brach es hervor, und ihre knöchernen Arme ſtreckten ſich gegen die draußen flimmernde Meeresſpiegelung: „Hölp mi! Hölp mi! Du biſt ja bawen Water . . . Gott gnad de annern!“

Ihre Arme ſanken, ein leiſes Krachen der Bettſtatt wurde hörbar; ſie hatte aufgehört zu leben.

Das Kind tat einen tiefen Seufzer und warf die blaſſen Augen zu ihrem Vater auf: „Stirbt ſie noch immer?“ frug es.

„Sie hat es vollbracht!“ ſagte der Deichgraf und nahm das Kind auf ſeinen Arm: „Sie iſt nun weit von uns, beim lieben Gott.“

„Beim lieben Gott!“ wiederholte das Kind und ſchwieg eine Weile, als müſſe es den Worten nachſinnen. „Iſt das gut, beim lieben Gott?“

„Ja, das iſt das Beſte.“ — In Haukes Innerm aber klang ſchwer die letzte Rede der Sterbenden. „Gott gnad de annern!“ ſprach es leiſe in ihm. „Was wollte die alte Hexe? Sind denn die Sterbenden Propheten — —?“

— — Bald, nachdem Trin' Jans oben bei der Kirche eingegraben war, begann man immer lauter von allerlei Unheil und ſeltſamem Geſchmeiß zu reden, das die Menſchen in Nordfriesland erſchreckt haben ſollte: und ſicher war es, am Sonntage Lätare war droben von der Turmſpitze der goldne Hahn durch einen Wirbelwind herabgeworfen worden; auch das war richtig: im Hochſommer fiel, wie ein Schnee, ein groß Geſchmeiß vom Himmel, daß man die Augen davor nicht auftun konnte und es hernach faſt handhoch auf den Fennen lag, und hatte

niemand je ſo was geſehen. Als aber nach Ende September der Großknecht mit Korn und die Magd Ann Grete mit Butter in die Stadt zu Markt gefahren waren, kletterten ſie bei ihrer Rückkunft mit ſchreckensbleichen Geſichtern von ihrem Wagen. „Was iſt? Was habt ihr?“ riefen die andern Dirnen, die hinausgelaufen waren, da ſie den Wagen rollen hörten.

Ann Grete in ihrem Reiſeanzug trat atemlos in die geräumige Küche. „Nun, ſo erzähl doch!“ riefen die Dirnen wieder, „wo iſt das Unglück los?“

„Ach, unſer lieber Jeſus wolle uns behüten!“ rief Ann Grete. „Ihr wißt, von drüben, überm Waſſer, das alt' Mariken vom Ziegelhof, wir ſtehen mit unſerer Butter ja allzeit zuſammen an der Apothekerecke, die hat es mir erzählt, und Iven Johns ſagte auch, ‚das gibt ein Unglück!‘ ſagte er; ‚ein Unglück über ganz Nordfriesland; glaub mir's, Ann Gret!‘ Und“ — ſie dämpfte ihre Stimme — „mit des Deichgrafs Schimmel iſt's am Ende auch nicht richtig!“

„Scht! ſcht!“ machten die andern Dirnen.

— „Ja, ja; was kümmert's mich! Aber drüben, an der andern Seite, geht's noch ſchlimmer als bei uns! Nicht bloß Fliegen und Geſchmeiß, auch Blut iſt wie Regen vom Himmel gefallen; und da am Sonntagmorgen danach der Paſtor ſein Waſchbecken vorgenommen hat, ſind fünf Totenköpfe, wie Erbſen groß, darin geweſen, und alle ſind gekommen, um das zu ſehen; im Monat Auguſti ſind grauſige rotköpfige Raupenwürmer über das Land gezogen und haben Korn und Mehl und Brot, und was ſie fanden, weggefreſſen, und hat kein Feuer ſie vertilgen können!“

Die Erzählerin verſtummte plötzlich; keine der Mägde hatte bemerkt, daß die Hausfrau in die Küche getreten war. „Was redet ihr da?“ ſprach dieſe. „Laßt das den Wirt nicht hören!“ Und da ſie alle jetzt erzählen wollten: „Es tut nicht not; ich habe genug davon vernommen; geht an euere Arbeit, das bringt euch beſſeren Segen!“ Dann nahm ſie Ann Gret mit

ſich in die Stube und hielt mit dieſer Abrechnung über ihre Marktgeſchäfte.

So fand im Hauſe des Deichgrafen das abergläubige Geſchwätz bei der Herrſchaft keinen Anhalt; aber in die übrigen Häuſer, und je länger die Abende wurden, um deſto leichter drang es mehr und mehr hinein. Wie ſchwere Luft lag es auf allen, und heimlich ſagte man es ſich, ein Unheil, ein ſchweres, würde über Nordfriesland kommen.

Es war vor Allerheiligen, im Oktober. Tag über hatte es ſtark aus Südweſt geſtürmt; abends ſtand ein halber Mond am Himmel, dunkelbraune Wolken jagten überhin, und Schatten und trübes Licht flogen auf der Erde durch einander; der Sturm war im Wachſen. Im Zimmer des Deichgrafen ſtand noch der geleerte Abendtiſch; die Knechte waren in den Stall gewieſen, um dort des Viehes zu achten; die Mägde mußten im Hauſe und auf den Böden nachſehen, ob Türen und Luken wohlverſchloſſen ſeien, daß nicht der Sturm hineinfaſſe und Unheil anrichte. Drinnen ſtand Hauke neben ſeiner Frau am Fenſter; er hatte eben ſein Abendbrot hinabgeſchlungen; er war draußen auf dem Deich geweſen. Zu Fuße war er hinausgetrabt, ſchon früh am Nachmittag; ſpitze Pfähle und Säcke voll Klei oder Erde hatte er hie und dort, wo der Deich eine Schwäche zu verraten ſchien, zuſammentragen laſſen; überall hatte er Leute angeſtellt, um die Pfähle einzurammen und mit den Säcken vorzudämmen, ſobald die Flut den Deich zu ſchädigen beginne; an dem Winkel zu Nordweſten, wo der alte und der neue Deich zuſammenſtießen, hatte er die meiſten Menſchen hingeſtellt, nur im Notfall durften ſie von den angewieſenen Plätzen weichen. Das hatte er zurückgelaſſen; dann, vor kaum einer Viertelſtunde, naß, zerzauſt, war er in ſeinem Hauſe angekommen, und jetzt, das Ohr nach den Windböen, welche die in Blei gefaßten Scheiben raſſeln machten, blickte er wie gedankenlos in die wüſte Nacht hinaus; die Wanduhr hinter ihrer Glas-

ſcheibe ſchlug eben acht. Das Kind, das neben der Mutter ſtand, fuhr zuſammen und barg den Kopf in deren Kleider. „Claus!“ rief ſie weinend; „wo iſt mein Claus?“

Sie konnte wohl ſo fragen, denn die Möwe hatte, wie ſchon im vorigen Jahre, ſo auch jetzt ihre Winterreiſe nicht mehr angetreten. Der Vater überhörte die Frage; die Mutter aber nahm das Kind auf ihren Arm. „Dein Claus iſt in der Scheune,“ ſagte ſie; „da ſitzt er warm.“

„Warum?“ ſagte Wienke, „iſt das gut?“

— „Ja, das iſt gut.“

Der Hausherr ſtand noch am Fenſter: „Es geht nicht länger, Elke!“ ſagte er; „ruf eine von den Dirnen; der Sturm drückt uns die Scheiben ein, die Luken müſſen angeſchroben werden!“

Auf das Wort der Hausfrau war die Magd hinausgelaufen; man ſah vom Zimmer aus, wie ihr die Röcke flogen; aber als ſie die Klammern gelöſt hatte, riß ihr der Sturm den Laden aus der Hand und warf ihn gegen die Fenſter, daß ein paar Scheiben zerſplittert in die Stube flogen und eins der Lichter qualmend ausloſch. Hauke mußte ſelbſt hinaus, zu helfen, und nur mit Not kamen allmählich die Luken vor die Fenſter. Als ſie beim Wiedereintritt in das Haus die Tür aufriſſen, fuhr eine Böe hinterdrein, daß Glas und Silber im Wandſchrank durch einander klirrten; oben im Hauſe über ihren Köpfen zitterten und krachten die Balken, als wolle der Sturm das Dach von den Mauern reißen. Aber Hauke kam nicht wieder in das Zimmer; Elke hörte, wie er durch die Tenne nach dem Stalle ſchritt. „Den Schimmel! Den Schimmel, John! Raſch!“ So hörte ſie ihn rufen; dann kam er wieder in die Stube, das Haar zerzauſt, aber die grauen Augen leuchtend. „Der Wind iſt umgeſprungen!“ rief er — „nach Nordweſt, auf halber Springflut! Kein Wind; — wir haben ſolchen Sturm noch nicht erlebt!“

Elke war totenblaß geworden: „Und du mußt noch einmal hinaus?“

Er ergriff ihre beiden Hände und drückte ſie wie im Krampfe in die ſeinen: „Das muß ich, Elke.“

Sie erhob langſam ihre dunkeln Augen zu ihm, und ein paar Sekunden lang ſahen ſie ſich an; doch war's wie eine Ewigkeit. „Ja, Hauke,“ ſagte das Weib; „ich weiß es wohl, du mußt!“

Da trabte es draußen vor der Haustür. Sie fiel ihm um den Hals, und einen Augenblick war's, als könne ſie ihn nicht laſſen; aber auch das war nur ein Augenblick. „Das iſt unſer Kampf!“ ſprach Hauke; „ihr ſeid hier ſicher; an dies Haus iſt noch keine Flut geſtiegen. Und bete zu Gott, daß er auch mit mir ſei!“

Hauke hüllte ſich in ſeinen Mantel, und Elke nahm ein Tuch und wickelte es ihm ſorgſam um den Hals; ſie wollte ein Wort ſprechen, aber die zitternden Lippen verſagten es ihr.

Draußen wieherte der Schimmel, daß es wie Trompetenſchall in das Heulen des Sturmes hineinklang. Elke war mit ihrem Mann hinaus gegangen; die alte Eſche knarrte, als ob ſie aus einander ſtürzen ſolle. „Steigt auf, Herr!“ rief der Knecht, „der Schimmel iſt wie toll; die Zügel könnten reißen.“ Hauke ſchlug die Arme um ſein Weib: „Bei Sonnenaufgang bin ich wieder da!“

Schon war er auf ſein Pferd geſprungen; das Tier ſtieg mit den Vorderhufen in die Höhe, dann gleich einem Streithengſt, der ſich in die Schlacht ſtürzt, jagte es mit ſeinem Reiter die Werfte hinunter, in Nacht und Sturmgeheul hinaus. „Vater, mein Vater!“ ſchrie eine klägliche Kinderſtimme hinter ihm darein; „mein lieber Vater!“

Wienke war im Dunkeln hinter dem Fortjagenden hergelaufen; aber ſchon nach hundert Schritten ſtrauchelte ſie über einen Erdhaufen und fiel zu Boden.

Der Knecht Iven Johns brachte das weinende Kind der Mutter zurück; die lehnte am Stamme der Eſche, deren Zweige über ihr die Luft peitſchten, und ſtarrte wie abweſend in die

Nacht hinaus, in der ihr Mann verſchwunden war; wenn das Brüllen des Sturmes und das ferne Klatſchen des Meeres einen Augenblick ausſetzten, fuhr ſie wie in Schreck zuſammen; ihr war jetzt, als ſuche alles nur ihn zu verderben und werde jäh verſtummen, wenn es ihn gefaßt habe. Ihre Kniee zitterten, ihre Haare hatte der Sturm gelöſt und trieb damit ſein Spiel. „Hier iſt das Kind, Frau!“ ſchrie John ihr zu; „haltet es feſt!“ und drückte die Kleine der Mutter in den Arm.

„Das Kind? – Ich hatte dich vergeſſen, Wienke!“ rief ſie; „Gott verzeih mir's.“ Dann hob ſie es an ihre Bruſt, ſo feſt nur Liebe faſſen kann, und ſtürzte mit ihr in die Kniee: „Herr Gott und du mein Jeſus, laß uns nicht Witwe und nicht Waiſe werden! Schütz ihn, o lieber Gott; nur du und ich, wir kennen ihn allein!“ Und der Sturm ſetzte nicht mehr aus; es tönte und donnerte, als ſolle die ganze Welt in ungeheuerem Hall und Schall zugrunde gehen.

„Geht in das Haus, Frau!“ ſagte John; „kommt!“ und er half ihnen auf und leitete die beiden in das Haus und in die Stube.

– – Der Deichgraf Hauke Haien jagte auf ſeinem Schimmel dem Deiche zu. Der ſchmale Weg war grundlos, denn die Tage vorher war unermeßlicher Regen gefallen; aber der naſſe ſaugende Klei ſchien gleichwohl die Hufen des Tieres nicht zu halten, es war, als hätte es feſten Sommerboden unter ſich. Wie eine wilde Jagd trieben die Wolken am Himmel; unten lag die weite Marſch wie eine unerkennbare, von unruhigen Schatten erfüllte Wüſte; von dem Waſſer hinter dem Deiche, immer ungeheurer, kam ein dumpfes Toſen, als müſſe es alles andere verſchlingen. „Vorwärts, Schimmel!“ rief Hauke; „wir reiten unſeren ſchlimmſten Ritt!“

Da klang es wie ein Todesſchrei unter den Hufen ſeines Roſſes. Er riß den Zügel zurück; er ſah ſich um: ihm zur Seite dicht über dem Boden, halb fliegend, halb vom Sturme geſchleudert, zog eine Schar von weißen Möwen, ein höhni-

ſches Gegacker ausſtoßend; ſie ſuchten Schutz im Lande. Eine von ihnen – der Mond ſchien flüchtig durch die Wolken – lag am Weg zertreten: dem Reiter war's, als flattere ein rotes Band an ihrem Halſe. „Claus!" rief er. „Armer Claus!"

War es der Vogel ſeines Kindes? Hatte er Roß und Reiter erkannt und ſich bei ihnen bergen wollen? – Der Reiter wußte es nicht. „Vorwärts!" rief er wieder, und ſchon hob der Schimmel zu neuem Rennen ſeine Hufen; da ſetzte der Sturm plötzlich aus, eine Totenſtille trat an ſeine Stelle; nur eine Sekunde lang, dann kam er mit erneuter Wut zurück; aber Menſchenſtimmen und verlorenes Hundegebell waren inzwiſchen an des Reiters Ohr geſchlagen, und als er rückwärts nach ſeinem Dorf den Kopf wandte, erkannte er in dem Mondlicht, das hervorbrach, auf den Werften und vor den Häuſern Menſchen an hochbeladenen Wagen umher hantierend; er ſah, wie im Fluge, noch andere Wagen eilend nach der Geeſt hinauffahren; Gebrüll von Rindern traf ſein Ohr, die aus den warmen Ställen nach dort hinaufgetrieben wurden. „Gott Dank! ſie ſind dabei, ſich und ihr Vieh zu retten!" rief es in ihm; und dann mit einem Angſtſchrei: „Mein Weib! Mein Kind! – Nein, nein; auf unſere Werfte ſteigt das Waſſer nicht!"

Aber nur ein Augenblick war es; nur wie eine Viſion flog alles an ihm vorbei.

Eine furchtbare Böe kam brüllend vom Meer herüber, und ihr entgegen ſtürmten Roß und Reiter den ſchmalen Akt zum Deich hinan. Als ſie oben waren, ſtoppte Hauke mit Gewalt ſein Pferd. Aber wo war das Meer? Wo Jeversſand? Wo blieb das Ufer drüben? – – Nur Berge von Waſſer ſah er vor ſich, die dräuend gegen den nächtlichen Himmel ſtiegen, die in der furchtbaren Dämmerung ſich über einander zu türmen ſuchten und über einander gegen das feſte Land ſchlugen. Mit weißen Kronen kamen ſie daher, heulend, als ſei in ihnen der

Schrei alles furchtbaren Raubgetiers der Wildnis. Der Schimmel ſchlug mit den Vorderhufen und ſchnob mit ſeinen Nüſtern in den Lärm hinaus; den Reiter aber wollte es überfallen, als ſei hier alle Menſchenmacht zu Ende; als müſſe jetzt die Nacht, der Tod, das Nichts hereinbrechen.

Doch er beſann ſich: es war ja Sturmflut; nur hatte er ſie ſelbſt noch nimmer ſo geſehen; ſein Weib, ſein Kind, ſie ſaßen ſicher auf der hohen Werfte, in dem feſten Hauſe; ſein Deich aber — und wie ein Stolz flog es ihm durch die Bruſt — der Hauke-Haien-Deich, wie ihn die Leute nannten, der mochte jetzt beweiſen, wie man Deiche bauen müſſe!

Aber — was war das? — Er hielt an dem Winkel zwiſchen beiden Deichen; wo waren die Leute, die er hieher geſtellt, die hier die Wacht zu halten hatten? — Er blickte nach Norden den alten Deich hinauf, denn auch dorthin hatte er einzelne beordert. Weder hier noch dort vermochte er einen Menſchen zu erblicken; er ritt ein Stück hinaus, aber er blieb allein; nur das Wehen des Sturmes und das Brauſen des Meeres bis aus unermeſſener Ferne ſchlug betäubend an ſein Ohr. Er wandte das Pferd zurück: er kam wieder zu der verlaſſenen Ecke und ließ ſeine Augen längs der Linie des neuen Deiches gleiten; er erkannte deutlich: langſamer, weniger gewaltig rollten hier die Wellen heran; faſt ſchien's, als wäre dort ein ander Waſſer. „Der ſoll ſchon ſtehen!" murmelte er, und wie ein Lachen ſtieg es in ihm herauf.

Aber das Lachen verging ihm, als ſeine Blicke weiter an der Linie ſeines Deichs entlang glitten: an der Nordweſtecke — was war das dort? Ein dunkler Haufen wimmelte durch einander; er ſah, wie es ſich emſig rührte und drängte — kein Zweifel, es waren Menſchen! Was wollten, was arbeiteten die jetzt an ſeinem Deich? — Und ſchon ſaßen ſeine Sporen dem Schimmel in den Weichen, und das Tier flog mit ihm dahin; der Sturm kam von der Breitſeite; mitunter drängten die Böen ſo gewaltig, daß ſie faſt vom Deiche in den neuen

Koog hinabgeſchleudert wären; aber Roß und Reiter wußten, wo ſie ritten. Schon gewahrte Hauke, daß wohl ein paar Dutzend Menſchen in eifriger Arbeit dort beiſammen ſeien, und ſchon ſah er deutlich, daß eine Rinne quer durch den neuen Deich gegraben war. Gewaltſam ſtoppte er ſein Pferd: „Halt!“ ſchrie er; „halt! Was treibt ihr hier für Teufelsunfug?“

Sie hatten in Schreck die Spaten ruhen laſſen, als ſie auf einmal den Deichgraf unter ſich gewahrten; ſeine Worte hatte der Sturm ihnen zugetragen, und er ſah wohl, daß mehrere ihm zu antworten ſtrebten; aber er gewahrte nur ihre heftigen Gebärden, denn ſie ſtanden alle ihm zur Linken, und was ſie ſprachen, nahm der Sturm hinweg, der hier draußen jetzt die Menſchen mitunter wie im Taumel gegen einander warf, ſo daß ſie ſich dicht zuſammenſcharten. Hauke maß mit ſeinen raſchen Augen die gegrabene Rinne und den Stand des Waſſers, das, trotz des neuen Profiles, faſt an die Höhe des Deichs hinaufklatſchte und Roß und Reiter überſpritzte. Nur noch zehn Minuten Arbeit – er ſah es wohl – dann brach die Hochflut durch die Rinne, und der Hauke-Haien-Koog wurde vom Meer begraben!

Der Deichgraf winkte einem der Arbeiter an die andere Seite ſeines Pferdes. „Nun, ſo ſprich!“ ſchrie er, „was treibt ihr hier, was ſoll das heißen?“

Und der Menſch ſchrie dagegen: „Wir ſollen den neuen Deich durchſtechen, Herr, damit der alte Deich nicht bricht!“

„Was ſollt ihr?“

– „Den neuen Deich durchſtechen!“

„Und den Koog verſchütten? – Welcher Teufel hat euch das befohlen?“

„Nein, Herr, kein Teufel; der Gevollmächtigte Ole Peters iſt hier geweſen, der hat's befohlen!“

Der Zorn ſtieg dem Reiter in die Augen: „Kennt ihr mich?“ ſchrie er. „Wo ich bin, hat Ole Peters nichts zu ordinieren! Fort mit euch! An euere Plätze, wo ich euch hingeſtellt!“

Und da ſie zögerten, ſprengte er mit ſeinem Schimmel zwiſchen ſie: „Fort, zu euerer oder des Teufels Großmutter!“

„Herr, hütet Euch!“ rief einer aus dem Haufen und ſtieß mit ſeinem Spaten gegen das wie raſend ſich gebärdende Tier; aber ein Hufſchlag ſchleuderte ihm den Spaten aus der Hand, ein anderer ſtürzte zu Boden. Da plötzlich erhob ſich ein Schrei aus dem übrigen Haufen, ein Schrei, wie ihn nur die Todesangſt einer Menſchenkehle zu entreißen pflegt; einen Augenblick war alles, auch der Deichgraf und der Schimmel, wie gelähmt; nur ein Arbeiter hatte gleich einem Wegweiſer ſeinen Arm geſtreckt; der wies nach der Nordweſtecke der beiden Deiche, dort wo der neue auf den alten ſtieß. Nur das Toſen des Sturmes und das Rauſchen des Waſſers war zu hören. Hauke drehte ſich im Sattel: was gab das dort? Seine Augen wurden groß: „Herr Gott! Ein Bruch! Ein Bruch im alten Deich!“

„Euere Schuld, Deichgraf!“ ſchrie eine Stimme aus dem Haufen: „Euere Schuld! Nehmt's mit vor Gottes Thron!“

Haukes zornrotes Antlitz war totenbleich geworden; der Mond, der es beſchien, konnte es nicht bleicher machen; ſeine Arme hingen ſchlaff, er wußte kaum, daß er den Zügel hielt. Aber auch das war nur ein Augenblick; ſchon richtete er ſich auf, ein hartes Stöhnen brach aus ſeinem Munde; dann wandte er ſtumm ſein Pferd, und der Schimmel ſchnob und raſte oſtwärts auf dem Deich mit ihm dahin. Des Reiters Augen flogen ſcharf nach allen Seiten; in ſeinem Kopfe wühlten die Gedanken: Was hatte er für Schuld vor Gottes Thron zu tragen? — Der Durchſtich des neuen Deichs — vielleicht, ſie hätten's fertig gebracht, wenn er ſein Halt nicht gerufen hätte; aber — es war noch eins, und es ſchoß ihm heiß zu Herzen, er wußte es nur zu gut — im vorigen Sommer, hätte damals Ole Peters' böſes Maul ihn nicht zurückgehalten — da lag's! Er allein hatte die Schwäche des alten Deichs erkannt; er hätte trotz alledem das neue Werk betreiben müſſen: „Herr

Gott, ja ich bekenn es," rief er plötzlich laut in den Sturm hinaus, „ich habe meines Amtes ſchlecht gewartet!"

Zu ſeiner Linken, dicht an des Pferdes Hufen, tobte das Meer; vor ihm, und jetzt in voller Finſternis, lag der alte Koog mit ſeinen Werften und heimatlichen Häuſern; das bleiche Himmelslicht war völlig ausgetan; nur von einer Stelle brach ein Lichtſchein durch das Dunkel. Und wie ein Troſt kam es an des Mannes Herz; es mußte von ſeinem Haus herüberſcheinen, es war ihm wie ein Gruß von Weib und Kind. Gottlob, ſie ſaßen ſicher auf der hohen Werfte! Die andern, gewiß, ſie waren ſchon im Geeſtdorf droben; von dorther ſchimmerte ſo viel Lichtſchein, wie er niemals noch geſehen hatte; ja ſelbſt hoch oben aus der Luft, es mochte wohl vom Kirchturm ſein, brach ſolcher in die Nacht hinaus. „Sie werden alle fort ſein, alle!" ſprach Hauke bei ſich ſelber; „freilich auf mancher Werfte wird ein Haus in Trümmern liegen, ſchlechte Jahre werden für die überſchwemmten Fennen kommen, Siele und Schleuſen zu reparieren ſein! Wir müſſen's tragen, und ich will helfen, auch denen, die mir Leid's getan; nur, Herr, mein Gott, ſei gnädig mit uns Menſchen!"

Da warf er ſeine Augen ſeitwärts nach dem neuen Koog; um ihn ſchäumte das Meer; aber in ihm lag es wie nächtlicher Friede. Ein unwillkürliches Jauchzen brach aus des Reiters Bruſt: „Der Hauke-Haien-Deich, er ſoll ſchon halten; er wird es noch nach hundert Jahren tun!"

Ein donnerartiges Rauſchen zu ſeinen Füßen weckte ihn aus dieſen Träumen; der Schimmel wollte nicht mehr vorwärts. Was war das? — Das Pferd ſprang zurück, und er fühlte es, ein Deichſtück ſtürzte vor ihm in die Tiefe. Er riß die Augen auf und ſchüttelte alles Sinnen von ſich: er hielt am alten Deich, der Schimmel hatte mit den Vorderhufen ſchon darauf geſtanden. Unwillkürlich riß er das Pferd zurück; da flog der letzte Wolkenmantel von dem Mond, und das milde

Geſtirn beleuchtete den Graus, der ſchäumend, ziſchend vor ihm in die Tiefe ſtürzte, in den alten Koog hinab.

Wie ſinnlos ſtarrte Hauke darauf hin; eine Sündflut war's, um Tier und Menſchen zu verſchlingen. Da blinkte wieder ihm der Lichtſchein in die Augen; es war derſelbe, den er vorhin gewahrt hatte; noch immer brannte der auf ſeiner Werfte; und als er jetzt ermutigt in den Koog hinabſah, gewahrte er wohl, daß hinter dem ſinnverwirrenden Strudel, der toſend vor ihm hinabſtürzte, nur noch eine Breite von etwa hundert Schritten überflutet war; dahinter konnte er deutlich den Weg erkennen, der vom Koog heranführte. Er ſah noch mehr: ein Wagen, nein eine zweiräderige Karriole kam wie toll gegen den Deich herangefahren; ein Weib, ja auch ein Kind ſaßen darin. Und jetzt — war das nicht das kreiſchende Gebell eines kleinen Hundes, das im Sturm vorüberflog? Allmächtiger Gott! Sein Weib, ſein Kind waren es; ſchon kamen ſie dicht heran, und die ſchäumende Waſſermaſſe drängte auf ſie zu. Ein Schrei, ein Verzweiflungsſchrei brach aus der Bruſt des Reiters: „Elke!“ ſchrie er; „Elke! Zurück! Zurück!“

Aber Sturm und Meer waren nicht barmherzig, ihr Toben zerwehte ſeine Worte; nur ſeinen Mantel hatte der Sturm erfaßt, es hätte ihn bald vom Pferd herabgeriſſen; und das Fuhrwerk flog ohne Aufenthalt der ſtürzenden Flut entgegen. Da ſah er, daß das Weib wie gegen ihn hinauf die Arme ſtreckte: Hatte ſie ihn erkannt? Hatte die Sehnſucht, die Todesangſt um ihn ſie aus dem ſicheren Haus getrieben? Und jetzt — rief ſie ein letztes Wort ihm zu? — Die Fragen fuhren durch ſein Hirn; ſie blieben ohne Antwort: von ihr zu ihm, von ihm zu ihr waren die Worte all verloren; nur ein Brauſen wie vom Weltenuntergang füllte ihre Ohren und ließ keinen andern Laut hinein.

„Mein Kind! O Elke, o getreue Elke!“ ſchrie Hauke in den Sturm hinaus. Da ſank aufs neu ein großes Stück des Deiches vor ihm in die Tiefe, und donnernd ſtürzte das Meer

ſich hinterdrein; noch einmal ſah er drunten den Kopf des Pferdes, die Räder des Gefährtes aus dem wüſten Greuel emportauchen und dann quirlend darin untergehen. Die ſtarren Augen des Reiters, der ſo einſam auf dem Deiche hielt, ſahen weiter nichts. „Das Ende!“ ſprach er leiſe vor ſich hin; dann ritt er an den Abgrund, wo unter ihm die Waſſer, unheimlich rauſchend, ſein Heimatsdorf zu überfluten begannen; noch immer ſah er das Licht von ſeinem Hauſe ſchimmern; es war ihm wie entſeelt. Er richtete ſich hoch auf und ſtieß dem Schimmel die Sporen in die Weichen; das Tier bäumte ſich, es hätte ſich faſt überſchlagen; aber die Kraft des Mannes drückte es herunter. „Vorwärts!“ rief er noch einmal, wie er es ſo oft zum feſten Ritt gerufen hatte: „Herr Gott, nimm mich; verſchon die andern!“

Noch ein Sporenſtich; ein Schrei des Schimmels, der Sturm und Wellenbrauſen überſchrie; dann unten aus dem hinabſtürzenden Strom ein dumpfer Schall, ein kurzer Kampf.

Der Mond ſah leuchtend aus der Höhe; aber unten auf dem Deiche war kein Leben mehr, als nur die wilden Waſſer, die bald den alten Koog faſt völlig überflutet hatten. Noch immer aber ragte die Werfte von Hauke Haiens Hofſtatt aus dem Schwall hervor, noch ſchimmerte von dort der Lichtſchein, und von der Geeſt her, wo die Häuſer allmählich dunkel wurden, warf noch die einſame Leuchte aus dem Kirchturm ihre zitternden Lichtfunken über die ſchäumenden Wellen.“

*

Der Erzähler ſchwieg; ich griff nach dem gefüllten Glaſe, das ſeit lange vor mir ſtand; aber ich führte es nicht zum Munde; meine Hand blieb auf dem Tiſche ruhen.

„Das iſt die Geſchichte von Hauke Haien,“ begann mein Wirt noch einmal, „wie ich ſie nach beſtem Wiſſen nur berichten konnte. Freilich, die Wirtſchafterin unſeres Deichgrafen würde ſie Ihnen anders erzählt haben; denn auch das weiß man zu berichten: jenes weiße Pferdsgerippe iſt nach der Flut

wiederum, wie vormals, im Mondſchein auf Jevershallig zu ſehen geweſen; das ganze Dorf will es geſehen haben. – So viel iſt ſicher: Hauke Haien mit Weib und Kind ging unter in dieſer Flut; nicht einmal ihre Grabſtätte hab ich droben auf dem Kirchhof finden können; die toten Körper werden von dem abſtrömenden Waſſer durch den Bruch ins Meer hinausgetrieben und auf deſſen Grunde allmählich in ihre Urbeſtandteile aufgelöſt ſein – ſo haben ſie Ruhe vor den Menſchen gehabt. Aber der Hauke-Haien-Deich ſteht noch jetzt nach hundert Jahren, und wenn Sie morgen nach der Stadt reiten und die halbe Stunde Umweg nicht ſcheuen wollen, ſo werden Sie ihn unter den Hufen Ihres Pferdes haben.

Der Dank, den einſtmals Jewe Manners bei den Enkeln ſeinem Erbauer verſprochen hatte, iſt, wie Sie geſehen haben, ausgeblieben; denn ſo iſt es, Herr: dem Sokrates gaben ſie ein Gift zu trinken, und unſern Herrn Chriſtus ſchlugen ſie an das Kreuz! Das geht in den letzten Zeiten nicht mehr ſo leicht; aber – einen Gewaltsmenſchen oder einen böſen ſtiernackigen Pfaffen zum Heiligen, oder einen tüchtigen Kerl, nur weil er uns um Kopfeslänge überwachſen war, zum Spuk und Nachtgeſpenſt zu machen – das geht noch alle Tage."

Als das ernſthafte Männlein das geſagt hatte, ſtand es auf und horchte nach draußen. „Es iſt dort etwas anders worden," ſagte er und zog die Wolldecke vom Fenſter; es war heller Mondſchein. „Seht nur," fuhr er fort, „dort kommen die Gevollmächtigten zurück; aber ſie zerſtreuen ſich, ſie gehen nach Hauſe; – drüben am andern Ufer muß ein Bruch geſchehen ſein; das Waſſer iſt gefallen."

Ich blickte neben ihm hinaus; die Fenſter hier oben lagen über dem Rand des Deiches; es war, wie er geſagt hatte. Ich nahm mein Glas und trank den Reſt: „Haben Sie Dank für dieſen Abend!" ſagte ich; „ich denk, wir können ruhig ſchlafen!"

„Das können wir," entgegnete der kleine Herr; „ich wünſche von Herzen eine wohlſchlafende Nacht!"

— — Beim Hinabgehen traf ich unten auf dem Flur den Deichgrafen; er wollte noch eine Karte, die er in der Schenkſtube gelaſſen hatte, mit nach Hauſe nehmen. „Alles vorüber!“ ſagte er. „Aber unſer Schulmeiſter hat Ihnen wohl ſchön was weisgemacht; er gehört zu den Aufklärern!“

— „Er ſcheint ein verſtändiger Mann!“

„Ja, ja, gewiß; aber Sie können Ihren eigenen Augen doch nicht mißtrauen; und drüben an der andern Seite, ich ſagte es ja voraus, iſt der Deich gebrochen!“

Ich zuckte die Achſeln: „Das muß beſchlafen werden! Gute Nacht, Herr Deichgraf!“

Er lachte: „Gute Nacht!“

— — Am andern Morgen, beim goldenſten Sonnenlichte, das über einer weiten Verwüſtung aufgegangen war, ritt ich über den Hauke-Haien-Deich zur Stadt hinunter.

Die Armeſünderglocke

Die meiſten der jetzt Lebenden werden von einer ſolchen Glocke gehört haben, ſie ſelbſt geſehen oder ihren Klang vernommen hat wohl niemand. Man meint zu wiſſen, ſie ſei den Kirchenglocken gegenüber nur von winziger Größe geweſen, etwa kaum zwei Schuh hoch, und habe ein feines und heftiges Geläute gehabt, womit ſie den Verurteilten auf dem Todeswege begleitete, vom Austritt aus dem Gefängnis in die freie Morgenluft bis hin zur Femſtätte und bis er ſein armes Leben dem Schwerte oder dem Feuer, dem Galgen oder dem Rade hingegeben hatte. Von wo aber jenes jetzt bis zur Vergeſſenheit verſchwundene Glöcklein ſeinen Klang erſchallen ließ, ob von den Kirchentürmen neben den großen Glocken, ob aus einem eigenen Balkengefüge oder von dem Dache eines Gefangenhauſes, das wird kaum jemand zu beantworten wiſſen. Die Sünderglocke im Magdalenenturm zu Breslau war erſt auf Bitten ihres Meiſters, dem ſie zu Tode läutete, zu dieſem Dienſt geweiht worden.

In einem Kirchturm unſerer nördlichen Städte aber ſoll zu Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts ein Armeſünderglöcklein gehangen haben, ein Dutzend Leiterſtiegen unterhalb der drei großen Kirchenglocken. Hinter einer ſchmalen Turmluke, die nach Norden hinaus gelegen, wo vor der Stadt neben des Bürgermeiſters Fiſchteich die Femſtätte oder, wie die Leute ſagten, der Galgenberg geweſen iſt, ſoll es ſeine Stätte gehabt haben. So ein armer Sünder ſeinen letzten Gang hat antreten müſſen, hat man die Luke aufgeſtoßen und dann unten auf dem Grund des Turmes das Glockenſeil gezogen, damit das Geläute den Verfemten in den harten Tod geleite.

Als nämlich die Exekutionen an Hals und Leben zunahmen, als bald ein glattes Hexlein zum Schmauchen, bald ein Raubmörder zum Rade, endlich gar ein hochfürſtlicher Hofverwalter wegen begangener Untreue verurteilt wurde, in ſeinem Fuchspelz

an einem gedoppelten Galgen aufgehangen zu werden, wollte ein wohlehrwürdiger Magiſtrat es auch an einem Sünderglöcklein nicht fehlen laſſen. Aber ſei es, daß der derzeitige Glockengießer der Stadt kein erſter Meiſter war oder daß der Stadtſäckel an dem Metall zur Glockenſpeiſe hatte ſparen wollen, die Glocke klang, als ſei ſie nur aus Holz geſchnitten, und reichte kaum ein halbes Tauſend Schritte in die Weite, ſo daß ſie dem Delinquenten zwar aus der Gefängnistür hinaus, aber nicht mehr in das Tor zu jener Welt hineinläuten konnte. „De holten Klock" wurde ſie in der Stadt genannt; „Ut! All ut! All ut!" ſo deutete man ihr Geläute, und wenn ſie erſcholl, gingen die Leute mit erſchrockenen Geſichtern auf den Gaſſen.

In den erſten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts aber iſt dies Glöcklein durch einen Sturz bis auf den Boden des Turmes, wo es mit dem Rande auf einen dort aufgeſtellten Grabſtein aufgeſchlagen, zugrunde gegangen. Und als einige Jahre ſpäter an einem trüben Novembermorgen eine blaſſe, noch gar junge Dirne, die in der hilfloſen Angſt der Geburtsſtunde mit eigenen Händen ihr neugeborenes Kind erdroſſelt hatte, ſchwankend aus dem Tor der Fronerei getreten und von unehrlichen Fäuſten auf den Henkerkarren gehoben war, um den Kuhſteig hinaus zur Femſtätte geführt zu werden, da iſt plötzlich ein fein Geläut vom Kirchturm her erſchollen, ſo tröſtlich, als riefe eines Engels Stimme, ſo lieblich, als ſei es auf einmal wieder Frühling worden und die Maililien brächen duftend aus ihren lichtgrünen Blättern. Die arme Dirne aber, die in dem Karren rückwärts auf einem Bunde Stroh ſaß, iſt in bittere Tränen ausgebrochen.

Dies neue Armeſünderglöcklein, deſſen Klang hier zum erſten Male erſchollen iſt, hat nicht innerhalb des Turmes, ſondern unter einem Dächlein draußen an deſſen Mauer, aber wiederum gen Norden nach der Waſenſtätte zu und oberhalb der ſchmalen Turmluke gehangen und viele tauſend Schritte weit ſeinen Schall verſandt. In der Stadt aber hieß man es nach ſeines Stifters Namen nur das Armowitzer Glöcklein.

Franz Armowitzer war der Sohn eines zugewanderten Handwerksgesellen, der bei dem städtischen Rate und Glockengießer seit vielen Jahren in fester Arbeit stand, so daß er im Vertrauen auf seinen Meister und wohl auch auf sein eigenes Können sich eines Tages mit einer hübschen Dirne ehelich verbunden hatte. Denn auf zwei Glocken, die jetzt in Kirchtürmen der Umgegend hingen, stand zwar auf der einen: „Durch Marten Peters Guß ich meinen Klang bekam", und selbigen Inhalts, wenn auch infolge geistlichen Einflusses lateinisch auf der anderen: „Me fudit Martinus Petrus"; allein es wurde stark gemunkelt, der eigentliche Meister dieser beiden klangreichen Glocken sei der Geselle Armowitzer. Nur er verstehe es, das Metall zu mischen, den Durchmesser der Wände und das Profil der Glocken zu entwerfen oder die Rippen zu konstruieren. Daher, sagte der Stadtorganist, käme bei diesen Glocken neben dem Hauptton auch die kleine Terz so schön und deutlich zu Gehör, während bei einer Glocke aus desselben Meisters Werkstatt, die vor Armowitzers Eintritt in dieselbe gegossen worden, sich nur ein wirres Durcheinander von Tönen ergebe, das nicht einmal den Hauptton bestimmt erkennen lasse. Fragte aber jemand den Gesellen: „Was haben die auf den Dörfern jetzt für schön Geläute, davon bist du doch wohl der Meister?" so pflegte er nur zu sagen: „Ich? Wie sollte das geschehen sein? Aber der Meister ist ein Greis; man soll dem Alter helfen, wo man kann."

Notizen zum Armsünder-Glöcklein

„O Herr, dein Lenz ist kommen!"

„Da weiß ich nicht, ob du mir gut bist!" Der Knabe in seinem Versteck hörte einen Seufzer des Mädchens, zu sehen vermochte er nichts. Als aber in diesem Augenblick das Mondlicht durch die Wolken brach, krampfte er seine junge Faust zusammen: der bleiche Mondschein beleuchtete das Antlitz des Mädchens, das mit geschlossenen Augen auf den Arm des jungen

Patriziers zurückgeſunken war, und ihre Lippen lagen wie hilflos halbgeöffnet vor ihm. Da rauſchte es ſeitwärts in den Büſchen; mit einem Angſtſchrei war das vierzehnjährige Kind entflohen, aber ihrem Liebſten ſaß eine kräftige, junge Fauſt an der Kehle. „Das — das wirſt du laſſen!“ raunte Franz Armowitzer ihm in die Ohren, „die iſt nicht für deinesgleichen!“ Als aber jener mit plötzlicher Gewalt die Hand zurückſtieß ...

An freien Nachmittagen, wenn es Sommer geworden, liefen ſie auch mit einander ins Feld hinaus, wo es ihnen zunächſt lag, nach Oſten hinter der großen Windmühle. War die Gegend auch öde, ſoweit die Äcker reichten, nur breite Wege von kahlem Sande oder Steinwällen eingefaßt, in denen am Rande Ginſter blühte oder ein Gagelſtrauch ſeinen würzigen Duft verbreitete, ſo war es doch ein anderes als zu Hauſe. Wenn nur ein brauner oder goldgrüner Sandkäfer vor ihnen herflog, oder gar ein Wieſel oder Igel vorüberlief, ſo war es ein Erlebnis, das ſie abends beim Tee zu Hauſe zu erzählen hatten. Am ſchönſten war es faſt, wenn dort über den Sandgruben der Stadt die kleinen, blaßroten Immortellen blühten; dann pflückte Franz, und Maike wand ſie zu kleinen Kränzen. In der Großmutter Stube hingen ſchon ſolche über den Bildern an der Wand. Er litt nicht, daß ſie ſelber pflückte, denn die Immortellen wuchſen meiſt am Rande der tiefen Grube, und manch Unvorſichtiger war dort ſchon mit dem unterhöhlten Erdreich in den Abgrund hinabgeſtürzt und mancher gar begraben.

Er mochte ſchon elf Jahre und ſie ein halbes weniger zählen, da gingen ſie eines Nachmittags einmal nach Norden ſtatt nach Oſten. Auch hier lag vor ihnen die weite, ſandige Fläche mit breiten Wegen und kahlem Steinwalle. Von dem — ſie wußten es — faſt eine Meile entfernt liegenden Dorfe konnten ſie jedes Haus erkennen, am Weſtrande die Kirche mit dem hohen, ſpitzen Turm, ſogar die Fenſter und die Türen in derſelben.

„Siehſt du?“ ſagte Maike lachend, „da geht die Kirchtür auf, und die Katz ſpringt heraus; ſie hat einen Beſen in den Pfoten, ich denke, ſie hat die Bänke abgefegt.“

„Was ſchwatzſt du?“ rief Franz, der aus Gedanken auffuhr, „ſolche Katzen haben die Bauern nicht; die ſind nur in deinen Märchen.“

„Ich mag hier aber nicht weiter!“ ſagte Maike.

Er ſah ſie an.

„Nein, laß uns umkehren!“ Ein Weg zweigte eben rechts ein wenig öſtlich ab.

„Komm,“ ſagte er, „wir wollen dieſen gehen!“

Auch hier liefen nur die kahlen Wälle an beiden Seiten.

„Da iſt's nicht beſſer!“ rief ſie ihm ſchmollend zu und blieb zurück. Aber er kannte ſie und ging, ohne ſich umzuſehen, in den neuen Weg.

Kaum fünfzig Schritte hatte er getan, ſo kam ſchon ihre Stimme hinterher: „So wart doch, Franz! Warum läufſt du von mir? Biſt du bös, Franz?“

Er ſtand ſtill und ſah ſich um. „So komm,“ ſagte er und ſtreckte ihr die Hand entgegen.

„Nein, mein Haarband iſt losgegangen; bind's mir erſt wieder feſt!“ Und ſie ſtrich mit ihren ſchmalen Händen die Fülle rabenſchwarzen Haars zuſammen, die ihr tief unter dem Nacken herabfiel.

Als er das im Sommerhauch wehende Band darüber wieder in eine feſte Schleife knüpfte, lief eine Amſel mit zierlichen Schritten über den Weg. Er nickte nach ihr hinüber, daß ſie aufflog. „Du biſt auch ſo eine Schwarzdroſſel!“ ſagte er zu dem Mädchen, „aber die Amſel ſingt ſo ſchön; ſchade, daß du nicht ſingen kannſt.“

„O,“ ſagte ſie, „das tut nichts.“

„Aber“, ſagte er, „wenn du auf deinen kleinen Füßen gehſt, das iſt beinahe, als wenn geſungen wird.“

Aus ihren dunkeln Augen fuhr ein Blick auf ihn. „Du!“ ſagte ſie, und ein ſtolzes Lächeln fuhr über ihr zartes Antlitz.

Dann legte ſie ihre Hand in ſeine, und ſie gingen mit einander in dem Wege weiter, und nur einzelne Worte wurden zwiſchen ihnen laut. Auf einmal gingen ſie auf einem eingezäunten Wege, Nußſträucher und blühender Weißdorn ſtanden zu beiden Seiten in dichtem Laubgedränge auf den Wällen; ſogar der leichte Sommerwind ſchwieg hier. Blaue und feuerfarbene Falter ſpielten um die wilden Blumen, die aus den Rändern wuchſen, und mitunter kam vom Zaune her ein Duft von Geißblatt, das verborgen darin blühte. Fremd wie eine Andacht umfing es die beiden; in der Nähe der Stadt gab es nicht ſolche Redder, und ſo weit wie heute waren ſie ſonſt noch nicht gekommen.

„Hat die Droſſel hier ihr Neſt?“ fragte das Mädchen leiſe, als ob ſie kaum zu ſprechen wagte.

„Weiß nicht, vielleicht!“ entgegnete Franz ebenſo.

Ein Neuntöter flog krächzend neben ihnen aus einem Hagedorn, und die Kinder traten näher, um nach einem Neſt zu ſehen. Aber ihre Augen hefteten ſich ſtarr auf einen Dorn, an welchem eine aufgeſpießte Biene noch die Flügel regte.

„Pfui!“ rief Franz, „das hat der ſchlimme Vogel getan, von dem der Schulmeiſter uns neulich erſt erzählte!“ und wollte behutſam die Biene herabziehen.

„Laß, laß doch!“ ſagte Maike und hob ſich neugierig auf den Zehen, um das vergebliche Arbeiten des geſpießten Inſekts zu betrachten. „O wie wunderbar!“

Aber ſchon hatte der Knabe ſie abgenommen und ihr mit dem Fuße einen raſchen Tod gegeben. „Pfui, das iſt grauſam!“ ſagte er, griff nach des Mädchens Hand und zog es mit ſich fort.

Nach einer Weile hörten Zäune und Wälle auf, und die weite, braune Heide lag offen vor ihnen. Nur erſt ein roter Schimmer flog darüber her, ſie blühte noch kaum, es war erſt Ende Juli. Aber fern am Horizonte zitterte die Luft in weißen Wellen. Ihnen zur Linken lag ein kleines Waſſer, an deſſen Rande

zwiſchen Mummeln eine gelbe Iris blühte; dahinter ſtieg ein mäßig hoher Hügel auf.

„Ein Heidengrab!“ rief Maike. Aber Franz ſchüttelte den Kopf: „Sieh nur, es ſteht ein Pfahl darauf mit einer Spitze; das muß die Femſtätte ſein, der Galgenberg.“

„Aber wo iſt denn der Galgen?“

„Der iſt ſeit lange abgebrochen; ich glaube, ſie brauchen ihn nicht mehr.“

Hand in Hand, wie behutſam, ſtiegen die Kinder an dem Hügel hinauf. Als ſie oben waren, ließ Maike die Hand des Knaben los und blickte über die Heide, die ſich unabſehbar, bis wo die heiße Luft am Horizonte ſpielte, nach Nord und Oſt hinauszog. Dann plötzlich ſtieß ſie einen Schrei des Entzückens aus.

Franz, der an dem Pfahl geſtanden und deſſen eiſerne Spitze mit ſcheuem Finger betaſtet hatte, wandte jäh den Kopf. Da lag Maike unweit von ihm auf dem Boden; neben ihr war eine völlig kahle Stelle, die mit ein paar Steinplatten übermauert ſchien, aber rings umher blühte eine Flut von jenen kleinen Immortellen, die er hinter der Mühle ſo oft für ſie gepflückt hatte. Das Mädchen ſtrich mit ihren Händchen darüber hin und wider, als wühle ſie in einem Reichtum. „Und hier“, rief ſie, „kann ich ſie mir ſelber pflücken, hier iſt keine Angſt dabei. Und ſieh nur, die ſind nicht blaß, wie drüben auf den Sandbergen, ſie ſind ganz rot, wie Purpur leuchten ſie.“

Den Knaben durchfuhr es; ja, ſie leuchteten wie Purpur: „Das iſt von Blut!“ rief er, „laß ſie ſtehen!“

Aber die Dirne lachte: „Du biſt nicht klug!“ ſagte ſie, riß eine Handvoll roter Blüten ab und hielt ſie an ihr ſchwarzes Haar: „Siehſt du, die laſſen hübſch! Gefällt's dir nicht?“ und ihre weißen Zähne blitzten durch die roten Lippen.

Nur einen Augenblick ſah er auf das hübſche Bild, dann faßte er ſie am Arm und zog ſie zu der öden Stelle. „Du biſt ein dummes, eitles Ding,“ ſagte er, „das iſt auch die geweſen,

der man hier den Kopf vom Rumpf geſchlagen hat. Denn hier auf dieſen Steinen hat der Block geſtanden, und dort auf der Pfahlſpitze hat ihr junger Kopf geſeſſen, und die Krähen und Dohlen haben ihr die ſchönen Augen abgefreſſen."

Das Mädchen ſtarrte ihn erſchrocken an: „Wer? Was ſagſt du? Wem haben ſie den Kopf abgeſchlagen?"

„Das weißt du nicht? Der Haſelsgret! O ſie ſoll ſo geſchrien haben, aber wir ſind damals noch nicht auf der Welt geweſen."

„Warum? Was hatte ſie getan?"

„Sie war vom Lande hier herum und hatte ihr eigenes Kind ſo lange im Dorfteich unter Waſſer gehalten, bis es ganz weiß und tot war. Sie hatte es ſchon verdient."

Maike ſteckte ſich beide Finger in die Ohren: „Nein, nein, ſchweig! Ich kann's nicht hören!" rief ſie. „Hu, wenn mir das in der Nacht wieder einfiele!"

„Du biſt ja närriſch," ſagte er, „was geht das dich an?"

„Mich? Nein, ich weiß nicht!" Ein Schwarm von Krähen zog lautlos über ihnen weg und weiter in die flimmernde Heide.

Sie lachte ſchon wieder. „Aber meine Blumen will ich mir drum nicht verderben laſſen!" rief ſie, und da ſie merkte, daß er keine Gegenwehr tat, machte ſie ſich eifrig daran, ihre Schürze mit den roten Blüten voll zu pflücken. „Siehſt du," ſagte ſie, „du glaubſt ſchon ſelbſt nicht, daß ſie von Blut ſo rot ſind." Sie ſteckte einen Strauß der glühendſten ſich in ihr dunkles Haar: „Nun ſag nur, ob's nicht ſchön iſt! Aber die blonden Stadtdirnen dürften ſie nicht tragen."

Sie hatte den Kopf zurückgelegt und ſah mit ihren brennenden Augen zu ihm auf. Er blickte auf ſie herab. Ein Schauer, wie er ihn noch nicht empfunden hatte, lief durch ſeinen Körper, als nähme eine Gewalt von ihm Beſitz, von der er ſich nie zu löſen hoffen dürfte. „Ja, es iſt ſchön – du biſt ſchön, Maike!" ſagte er beklommen. Dann blieb er regungslos ſtehen und ſah,

wie ihre flinken Hände die Blumen pflückten und mit Fäden, die ſie aus dem Schlitz ihres Kleides zogen, Sträuße und Kränze banden.

Endlich war ſie fertig. „Nun komm," ſagte ſie, ſtreifte die Kränze über ihre Hand und hing ſich an ſeinen Arm. Aber er war ſtumm geworden und ſah nur manchmal ſchweigend nach dem jungen bräunlichen Antlitz, das ſich dann und wann an ſeine Schulter lehnte und mit lachenden Augen in die Welt hinausſah.

Als ſie in die Stadt und vor ihren Häuſern angelangt waren, kam ein Ruf von der Straße herauf. Ein Menſch in etwas wunderlicher Kleidung ſtand ſtill, machte einen Ausruf und hinkte weiter, um dasſelbe zu wiederholen. Maike tat einen Angſtſchrei, daß Franz auffuhr und ſie feſthielt. „Was fehlt dir?" fragte er.

„Der Scharfrichter! Das iſt der Scharfrichter!" rief ſie.

Er beſann ſich. „Ja," ſagte er, „das geht uns freilich beide an. Es iſt ja Freitag, und er ruft, daß wir morgen unſere Straße fegen ſollen bei Vermeidung von einem Schilling Strafe an die wohlehrwürdige Stadtkaſſe."

Aber ſie war ihm ſchon entflohen und ſtand drinnen in der dämmerigen Küche vor ihrer Großmutter, der alten Oligard Svendroſki. Dürres Reiſig brannte im Feuerloch, und die Flammen lohten um den ſauſenden Keſſel.

„Sieh, alte Mutter," ſagte Maike, „ſind das nicht ſchöne Blumen? Die welken auch nicht! Die Sträuße behalte ich, die Kränze ſollſt du haben, die kannſt du über deine kleinen Bilder hängen."

Die Alte nahm die Kränze und hielt ſie gegen die Herdflammen, um ſie zu betrachten. „Wo ſind die her?" ſagte ſie mit ihrer ſcharfen Stimme; „die habt ihr auf den Sandbergen nicht gepflückt."

„Nein, die hab ich auf dem Galgenberg gepflückt, ſo ſchön rot wachſen ſie auf den Sandbergen nicht."

„Auf dem Galgenberg? Die hätteſt du ſollen ſtehen laſſen! Du weißt doch, von Kirchhöfen pflückt man keine Blumen.“

„Das iſt ja doch kein Kirchhof.“

Die Alte kniff ein paarmal mit den Lippen und ſah mit ihren roten Augen auf die Dirne. „Aber die Haſelgret wurde, als er noch daſtand, unter dem Galgen eingeſcharrt. – Fort mit Schaden!“ ſagte ſie dann feierlich und warf die Kränze in die Flammen, die die trockenen Blumen wie mit Luſt verzehrten.

Maike ſtieß einen Schrei aus: „O pfui, pfui alte Mutter!“

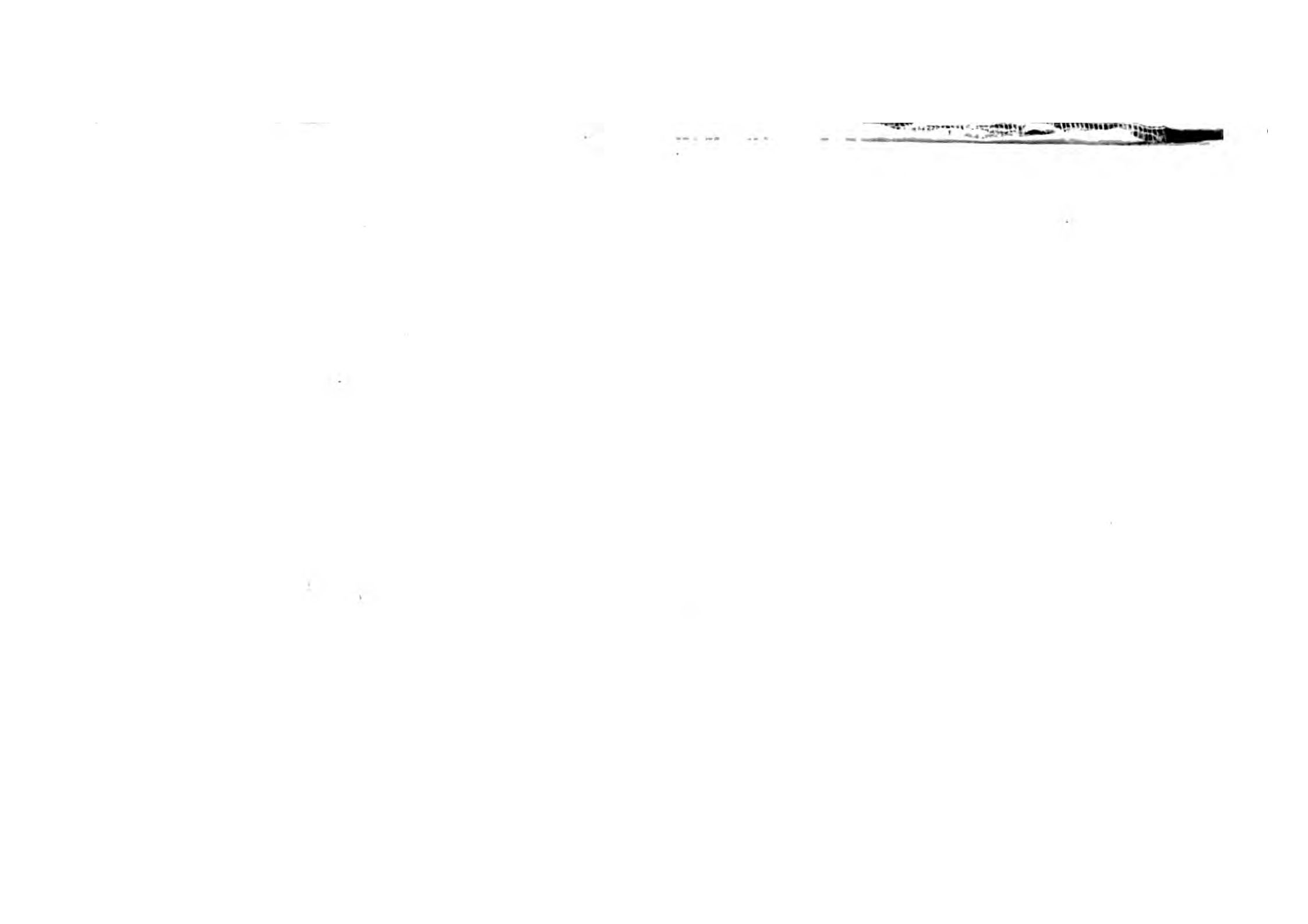
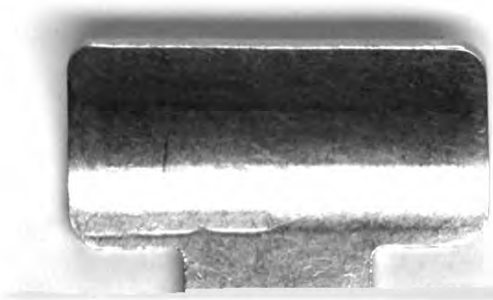
„Die Sträuße!“ ſagte die Alte ſtreng. „Gib deine Sträuße! Du biſt ein dummes Ding!“

„Jawohl, das ſagt ihr alle!“ rief Maike zornig. „Was hab ich denn getan?“

Oligard antwortete nicht, ſie riß ihr die Sträuße aus den Händen und warf ſie gleichfalls in die Flammen.

Aber eins hatte ſie nicht bedacht: Maike hatte, bevor ſie zugriff, ihre Hand geöffnet, und als die Großmutter aus der Küche ging, um vor der Hoftür nach ihrem Kater zu rufen, ſammelte Maike ein Häufchen Sträuße von dem Boden der Küche auf. „Du mußt nicht zu klug ſein, alte Mutter!“ rief ſie, lief nach dem Hausboden und verbarg dort die geretteten Blumen in einem finſtern Winkel.

Inhalt des ſiebenten Bandes

Ein Feſt auf Haderslevhuus 1
Bötjer Baſch 73
Ein Doppelgänger 132
Ein Bekenntnis 197
Der Schimmelreiter 252
Die Armeſünderglocke 378

Druck des 16.-18. Tauſends
von der Spamerſchen
Buchdruckerei in Leipzig